



www.emma.de

EMMA



**JA, SO
SIEHT EINE
FEMINISTIN
AUS!**



BURKA
Sind unsere
Konvertitinnen
masochistisch?



ERNÄHRUNG
Der Wahn vom
gesunden Essen
kann krank
machen

SCHWARZER
über den Fall
Kachelmann
und seine
fatalen Folgen

Inhalt



23

Nujood hat sich befreit!



Anne Hidalgo ist die Herrin von Paris

36



82

Luther war für Hexenverbrennung

MENSCHEN

- 10 **Véronique Roy: Die kämpfende Mutter**
Ihr Sohn starb in Syrien, sie fordert Konsequenzen.
- 12 **Emmanuelle Charpentier: Die Forscherin**
Die Erfinderin der DNA-Schere hat Grund zu feiern.
- 14 **Meredith Monk: Die Ulululu-Musikerin**
Ihre eigenwillige Musik begeistert auch Obama.

VERSCHLEIERTE PROBLEME

- 16 **Alice Schwarzer über den Fall Kachelmann ...**
... und die desaströsen Folgen für alle Frauen.
- 20 **Alice Schwarzer über die Burka**
Die Vollverschleierung ist ein politisches Symbol.
- 23 **Deutsche Richter erlauben Kinderehen!**
Und Gerichte sprechen Recht nach der Scharia.
- 26 **Wendt: „Die Täter lachen über uns!“**
Der Polizeigewerkschafts-Chef redet Klartext.
- 28 **Koopmans: „Der Islamismus ist ein Import!“**
Der Soziologe warnt vor Radikalisierung.

ERFOLGREICHE KÄMPFERINNEN

- 32 **Political Correctness in den USA**
AkademikerInnen wehren sich gegen Denkverbote.
- 34 **Großbordell? Nicht bei uns!**
Kleinblittersdorf zeigt, dass Widerstand lohnt.
- 35 **Abtreibungsverbot: Den Polinnen reicht es!**
Sie zwangen das Parlament zum Rückzieher.

STARKE MACHERINNEN

- 36 **Von Rom bis Tokio: Metropolen-Chefinnen**
Diese Bürgermeisterinnen krempeln ihre Städte um.
- 46 **Es ist der Gender Gap**
Ohne die Frauen sähe es anders aus in der Politik.
- 49 **Schachmeisterinnen unverschleiert**
Sie weigern sich, zur WM in Teheran zu reisen.

MUTIGE BETROFFENE

- 50 **Missbrauch: Sie erheben ihre Stimme**
Endlich hört die Politik die Betroffenen an.
- 52 **Missbrauch: Anastasia spricht**
Eine Betroffene hat sich gewehrt – mit Erfolg!
- 56 **Suche nach Kinderporno-Opfern an Schulen**
Wie LehrerInnen der Kripo helfen können.



DIE FEMINISTISCHE AVANTGARDE

- 58 Provokation pur**
Warum die feministische Avantgarde so aktuell ist.
- 69 Die Guerrilla Girls attackieren.**
Die New Yorkerinnen zu Besuch bei EMMA.
- 72 Margarete Stokowski: Eine eigene Stimme**
Alice Schwarzer über den Essay der 30-Jährigen.
- 74 Esstörungen: Leben mit dem Monster**
Es trifft nicht nur junge, sondern auch ältere Frauen.
- 79 Der neue Roman von Marlene Streeruwitz**
Eine Frau fährt mit geladener Pistole nach Italien.
- 80 Kitas: Es zahlt der Chef**
Ein Franzose hatte die gute Idee.

REBELLISCHE FRAUEN

- 82 Margot Käßmann über Luther**
Die Luther-Botschafterin erinnert an Reformatorinnen.
- 85 Die neue Bibel kommt!**
Wird darin den Frauen Gerechtigkeit widerfahren?
- 86 Die Fotografin: Elisabeth Niggemeyer**
Bettina Flitner trifft wieder eine Pionierin.
- 89 Die Klima-Seniorinnen**
Sie klagen in der Schweiz auf Klimaschutz.
- 90 Codewort Seidenstrumpf**
Spioninnen: zwischen Kühnheit und Prostitution.
- 94 Rollenbruch: Die Hosenrolle**
Sie überschreitet Grenzen, nicht nur am Theater.
- 104 Cartoon: Nur ein Stück Stoff?**
Franziska Becker über den verschleierte Alltag.

IMMER IM HEFT

- 6 Magazin
- 8 Kultur
- 102 Bücher
- 108 LeserInnen-Forum
- 110 LeserInnen-Briefe
- 114 Die lieben KollegInnen/Impressum
- 115 Die nächste EMMA

SERVICE

- 31 EMMA im Abo
- 107 Marktplatz/Kleinanzeigen
- 113 EMMA-Shop

Die Guerrilla Girls zu Besuch bei EMMA

69



50

Missbrauchsoffer protestieren



16

Kachelmann gegen die Ex-Freundin

Liebe Leserin, lieber Leser,

Nicht oft ist innerhalb der EMMA-Redaktion über eine Seite so leidenschaftlich diskutiert worden. Nein, die Rede ist nicht vom Titel. Der zeigt die 1940 in New York geborene Hannah Wilke (die 1993 an Krebs starb) im Jahr 1974. Auf ihrem Körper kleben kleine, aus Kaugummi geformte Vaginas. Schon mit 19 hatte sie auf dem College begonnen, sich mit dem Thema „Kunst und Weiblichkeit“ zu beschäftigen. **Hannahs spätere Arbeiten waren unter Feministinnen durchaus umstritten.** So warf die Kunstkritikerin Lucy R. Lippert Wilke vor, sie versuche sich „im Feminismus und Flirt zugleich“. Doch das Revolutionäre an Wilkes Kunst – eine selbstbewusste, ironische Körperlichkeit – wirkt 40 Jahre später überzeugender denn je. Ebenfalls von manchen zeitgenössischen Feministinnen kritisiert wurde **das Foto auf**

Seite 59, das auch 42 Jahre später immer noch in der EMMA-Redaktion heiß diskutiert wurde. Es zeigt

die heute hochrenommierte Performance-Künstlerin und Bildhauerin Lynda Benglis (Foto links heute) im Jahr 1974. Benglis, die aus dem konservativen Louisiana nach New York gekommen war, schockierte dort schon Ende der 60er Jahre mit ihren ironischen Plastiken und den fließenden Bildern, in denen sie die

Grenze zwischen Malerei und Bildhauerei aufhob (Fotos unten). Sie war von Anfang an auf hartem Konfrontationskurs mit der machodominierten Kunstszene von NY.

Statt Nacktmodell für Andy Warhol zu spielen, ließ sie lieber nackte Männer für ihre Fotos posieren. Ein Schock selbst für die avantgardistische Kunstwelt war Lyndas Selbstporträt mit geöltem Körper, Sonnenbrille und Monster-Dildo. Nachdem das Kunstmagazin *Artforum* einen Bericht über ihre Arbeiten stark gekürzt hatte, schaltete Benglis eine ganze Seite als Anzeige mit diesem Bild. Aufschrei! Bei allen. Die Kollegen veröffentlichten ganze Pamphlete gegen den dreisten Akt. Und einige Kolleginnen – wie Judy Chicago – zeigten sich pikiert. **„Die vergräme Seite der feministischen Bewegung in Kalifornien gefiel mir nicht“**, erzählte Benglis, in Anspielung auf Chicago, jüngst spöttisch in einem Interview mit *Art*. „Ich wollte etwas Humor in die Sache bringen.“ Überhaupt nicht darüber lachen konnten Lyndas Eltern. **„Das werden sie dir niemals vergessen, sagte meine Mutter.** Mein Vater, dem ich alle meine Arbeiten zeigte, meinte nur: Oh mein Gott. Dann verließ er den Raum und erwähnte das Foto nie wieder.“ Doch noch ein knappes halbes Jahrhundert später schwärmt Lyndas britische Kollegin Phyllida Barlow über das Phallus-Foto: **„Es war der entscheidende Akt. Er besagte, dass Frauen Ansprüche auf das männliche Revier erheben und es umdrehen können!“** Lynda Benglis ist heute eine der großen, international anerkannten Bildhauerinnen. Sie lebt in New York und New Mexico und produziert zurzeit riesige Fontänen. „Ich besitze ein großes Stück Land in New Mexico. Vielleicht stelle ich meine Fontänen dort auf“, sagt sie. „Genauso gehen die Männer vor: **Sie stellen ihre großen Objekte auf ihr Land. Dann laden sie Leute ein, die sie mit großer Geste um ihre großen Objekte herumführen!**“ Lynda hat definitiv eine Schwäche für Großes. – EMMA auch. Die nächste Ausgabe ist die vierte Jubiläums-Ausgabe. EMMA wird 40!

*Eure EMMA*s

Oben: Lynda Benglis mit einer ihrer aktuellen Plastiken.
Unten: ihr sprechender, hermaphroditischer Hund;
ihre fließenden Plastiken von 1968.



Sie schreiben in dieser Ausgabe



► MARGOT KÄSMANN

Die ehemalige Bischöfin in Hannover ist heute Botschafterin der Evangelischen Kirche für das Lutherjahr 2017 (**Seite 82**). Seit ihrem Rücktritt 2010 schrieb sie mehrere Bestseller, zuletzt „Sorge dich nicht, Seele. Warum wir nicht verzagen müssen“. Die geschiedene Mutter von vier erwachsenen Töchtern lebt heute in Berlin.



► ULRIKE HEIDENREICH

Die Redakteurin der *Süddeutschen Zeitung* ist selber Mutter von zwei Kindern. Auf Bitte der Generalstaatsanwaltschaft erzählt die Journalistin nicht alles, was sie bei ihrer Recherche zur Bekämpfung der Kinderpornografie (**Seite 56**) erfahren hat. Denn die Details könnten die Täter warnen und ihnen bei der Löschung der Spuren behilflich sein.

► GABRIELE SCHOR

Die Direktorin der „Sammlung Verbund“ in Wien interessiert sich seit langem für die „feministische Avantgarde“, über die sie auf **Seite 58** schreibt. Sie veröffentlichte u. a. einen Band über das Frühwerk von Cindy Sherman sowie zuletzt „Feministische Avantgarde: Kunst der 1970er Jahre“ (Prestel).



► SONJA BLASCHKE

Die freie Journalistin lebt seit elf Jahren in Tokio und berichtet von dort aus über den asiatischen und pazifischen Raum, bis hin nach Australien. Dabei interessiert sie sich besonders für die Lage von Frauen. Auf **Seite 44** porträtiert sie die Bürgermeisterin von Tokio.

► HANS-GÜNTER KELLNER

Der freie Journalist lebt seit 20 Jahren in Madrid. In all den Jahren waren die Konservativen in Madrid an der Macht. Kellner freut sich, dass er jetzt zum ersten Mal über eine linke Stadtregierung und ihre Bürgermeisterin berichten kann. **Siehe Seite 40.**



► CONSTANZE REUSCHER

Die freie Journalistin berichtet seit über 25 Jahren für deutsche Medien über Italien. Die Wahlrömerin und Mutter von drei Kindern, die in der ewigen Stadt zur Schule gehen, war besonders gespannt auf die Begegnung mit der Bürgermeisterin. Sie porträtiert sie auf **Seite 42.**





PASCHA DES MONATS Peter Sloterdijk, Philosoph

Er wuchs bei einer alleinerziehenden Mutter mit Schwester auf, der Vater war ein abwesender Fernfahrer. Also hat er sich für die Frauenbewegung interessiert, in deren Zentrum einst das Verhältnis von „Sexualität und Macht“ stand. Damals. Heute ist auch der Berufsphilosoph anders drauf. Er veröffentlichte gerade seinen zweiten Roman: „Das Schelling-Projekt“. Im Zentrum: die Sexualität, vornehmlich die weibliche. Sechs Forscherinnen korrespondieren über „die biosozialen Prämissen des weiblichen Sexualerlebens“ seit der Steinzeit. Für das Thema scheinen sich vornehmlich Männer im reiferen Alter zuständig zu halten. Und so schwadroniert auch der 69-jährige Sloterdijk munter los. Seine fiktiven Korrespondentinnen heißen Desirée zur Lippe, Beatrice von Freygel und Agneta Stutensee – und so treiben sie es auch. Die eine „tropfte wie ein Kieslaster“ bei der Gruppenvergewaltigung durch vier bulgarische Möbelpacker und versichert: „Ich gönnte den Anwesenden, dass sie wussten, es würden später keine Briefe vom Anwalt kommen.“ Eben nicht wie im Fall der Spaßbremse Gina-Lisa, wie der Autor in einem seiner zahllosen Interviews zu seinem „erotischen Briefroman“ präzisiert. Einziger Mehrwert der Lektüre: Dieser und jener kleine Nebengedanke. Zum Beispiel der über die „Rachsucht“ der Frauen, die zu ihrer Lustlosigkeit führe. Okay. Nur: Woher kommt sie, die Rachsucht, Herr Philosoph?

80 000 \$ für Kinderlose

In Zeiten, in denen es für die Privilegierten wieder zum Statussymbol geworden ist, mehrere Kinder zu haben, forderte jetzt der „Club of Rome“ eine Geburtenkontrolle in den Industrieländern. „Ein Kind ist genug“, erklärte der Generalsekretär und Ökonom Graeme Maxton in Berlin. Denn ein Kind in der Ersten Welt verbrauche, wie seine eigene Tochter, 30 mal so viele Ressourcen wie ein Kind der Dritten Welt. Und um noch eins draufzusetzen, schlägt der Club eine Prämie von 80 000 Dollar vor für alle kinderlosen Frauen ab 50 bzw. alle Ein-Kind-Familien. Erleichternde Töne in Zeiten, in denen Frauen von allen Seiten wieder eingeredet wird, ein Leben ohne Kind sei kein Leben. In dem 1968 gegründeten Club of Rome sind Intellektuelle, ForscherInnen und Wirtschaftsbosse aus aller Welt versammelt. 1972 hatte der Club erstmals weltweit Aufsehen erregt mit seiner Expertise „Grenzen des Wachstums“. Übrigens: Der Club schlägt auch die Anhebung des Eintritts in die Rente vor: auf etwa 70 Jahre.



Keine Burkas bei Monique

Gerade hat das Schweizer Parlament mit 88 gegen 87 Stimmen für ein Burkaverbot gestimmt. Ob und wann das Verbot in Kraft tritt, ist allerdings fraglich, denn noch müssen die Kantone zustimmen. So lange wollte Monique Werro im Kanton Bern nicht warten. In ihrem „Seehotel Bären“ in Brienz, das sie seit 24 Jahren führt, duldet die 78-Jährige keine Vollverschleierung. „Dürfen wir Sie bitten, unsere Sitten und Traditionen zu respektieren“, hat sie in ein Faltblatt geschrieben. „Wir zeigen unser Gesicht unverhüllt.“ Gerade hat sie eine Rundmail an FreundInnen und Bekannte verschickt, in der sie dazu auffordert, die Initiative für eine Volksabstimmung gegen die Vollverschleierung zu unterstützen. Warum? „Ich hasse Ungerechtigkeit!“ sagt Monique Werro. Sie hat in der Schweiz schon für das Frauenstimmrecht gekämpft und war 33, als es die Schweizerinnen 1971 endlich bekamen. Später holte Monique mit ihrer Initiative Dutzende Kinder aus dem Ausland zurück, die von ihren Vätern entführt worden waren. Dass sie durch ihr Burkaverbot im „Bären“ arabische Gäste verlieren könnte, ist Monique Werro egal. Wichtiger ist ihr, was die vollverschleierte Frau tat, die sie in ihrem Hotel bat, ihren Gesichtsschleier abzunehmen: „Sie schenkte mir ein dankbares Lächeln.“

Ob und wann das Verbot in Kraft tritt, ist allerdings fraglich, denn noch müssen die Kantone zustimmen. So lange wollte Monique Werro im Kanton Bern nicht warten. In ihrem „Seehotel Bären“ in Brienz, das sie seit 24 Jahren führt, duldet die 78-Jährige keine Vollverschleierung. „Dürfen wir Sie bitten, unsere Sitten und Traditionen zu respektieren“, hat sie in ein Faltblatt geschrieben. „Wir zeigen unser Gesicht unverhüllt.“ Gerade hat sie eine Rundmail an FreundInnen und Bekannte verschickt, in der sie dazu auffordert, die Initiative für eine Volksabstimmung gegen die Vollverschleierung zu unterstützen. Warum? „Ich hasse Ungerechtigkeit!“ sagt Monique Werro. Sie hat in der Schweiz schon für das Frauenstimmrecht gekämpft und war 33, als es die Schweizerinnen 1971 endlich bekamen. Später holte Monique mit ihrer Initiative Dutzende Kinder aus dem Ausland zurück, die von ihren Vätern entführt worden waren. Dass sie durch ihr Burkaverbot im „Bären“ arabische Gäste verlieren könnte, ist Monique Werro egal. Wichtiger ist ihr, was die vollverschleierte Frau tat, die sie in ihrem Hotel bat, ihren Gesichtsschleier abzunehmen: „Sie schenkte mir ein dankbares Lächeln.“

Blutende Brunnen in Zürich

Sie schlugen in den Morgenstunden zu: Die Frauen von der feministischen Initiative aktivistin.ch färbten das Wasser in 15 Brunnen in der Zürcher Innenstadt rot. Blutrot. Damit wollen sie darauf hinweisen, „wie sehr die Periode noch immer ein Tabuthema ist. Obwohl die Hälfte der Menschen jeden Monat menstruiert.“ So Carmen, Sprecherin der feministischen Gruppe. Auch, dass Tampons in der Schweiz so hoch wie Luxusprodukte besteuert werden, ärgert die



Frauen. Für Tampons gilt in der Schweiz ein Mehrwertsteuersatz von acht Prozent, für andere Dinge des alltäglichen Gebrauchs sind es nur 2,5 Prozent. Mit ihrer Aktion haben die Schweizerinnen ein Echo bis nach Amerika ausgelöst. Wie zuvor schon Feministinnen in England, Kanada, Indien und Deutschland, die ebenso gegen das Tabu Menstruation protestiert haben.

Mehr zum Thema in EMMA 5/16.

Black Mambas auf Streife

Wenn Wilderer in das südafrikanische Balule-Wildtierreservat eindringen, das zum berühmten Krüger Nationalpark gehört, bekommen sie es mit dieser Frauen-Truppe zu tun. Bewaffnet mit Funkgeräten und Handys patrouillieren sie seit drei Jahren durch den Park, um Nashörner, Elefanten oder Löwen zu beschützen. Wilderer werden sofort gemeldet. Früher war das ein typischer Job für Männer mit Gewehren. Aber: „Wir brauchten Leute, die sich mehr für das Wohl der Nashörner interessieren als für die Jagd auf die Wilderer“, sagt der leitende Parkaufseher Craig Spencer. Die Frauen, die vor ihrem Einsatz eine Ausbildung in Naturschutz absolvieren, seien auch weniger bestechlich. „Sie würden nie die 3 000 oder 4 000 Euro nehmen, die Wilderer bieten, und dann beraten, wo sich unsere Nashörner aufhalten.“



Franziska Rothenbühler, Reto Oeschger, CP/Ryan Remiorz, Lee-Ann Olwage, Mustafa Mohie



Hysterische Burschen

Die feministische Burschinnenschaft „Hysteria“ in Wien denkt groß: Am 25. September hat sie das Patriarchat zu Grabe getragen. „In Memoriam Masculinum“ stand auf ihren schwarzen Bannern, die sie getragenen Schrittes durch die Prater Hauptallee tru-

gen. Die Damen trugen schwarze Anzüge und rote Barette – ihre Burschinnenkluft. „Männer durften aus Gründen der Pietät nur verschleiert und in Begleitung einer Frau teilnehmen.“ Laut Legende wurden die Burschinnen im Jahr 1810 von Kaiserin Leopoldine gegründet (und de facto im Januar 2016 u.a. von der Bloggerin Stefanie Sargnagel) und sind somit „Österreichs älteste Burschenschaft“. Und die Hysterikerinnen sind hart drauf. Sie fordern: 1. Die Abschaffung des Männerwahlrechts! Schließlich bekam der rechtspopulistische Präsidentschaftskandidat Hofer 60 Prozent der Männerstimmen. 2. Ein Verbot der männlichen Masturbation! Denn „der Schutz des ungeborenen Lebens hat absolute Priorität“. 3. Schleierzwang für Männer in der Öffentlichkeit! Denn: siehe oben. Wie der hochvergnüglichen Facebook-Seite der Burschinnenschaft zu entnehmen ist, haben sich weitere Hysteria-Sektionen bereits in Deutschland und Saudi-Arabien gegründet.

Ägypten: Alternativer Nobelpreis



Keine Frage: Doria Shafik, die große ägyptische Frauenrechtlerin, die 1948 die erste Frauenrechtsorganisation Ägyptens gründete, wäre stolz auf ihre Nachfolgerin Mozn Hassan. Die wurde für ihren Kampf für Frauenrechte gerade mit dem Alternativen Nobelpreis ausgezeichnet. Ob Mozn Hassan am 10. Dezember nach Stockholm reisen kann, um den Preis entgegenzunehmen, ist al-

lerdings mehr als fraglich. Denn zur Zeit steht sie in Kairo vor Gericht. Der Vorwurf: Ihre Organisation „Nazra for Feminist Studies“ werde illegal vom Ausland finanziert. „Wir sind eben keine nette, akzeptable Frauenorganisation, die Entwicklungsarbeit betreibt“, sagt Mozn Hassan. „Wir sind eine feministische Bewegung!“ Seit 2007 kämpft die 37-Jährige mit „Nazra“ für Frauenrechte: Während des „Arabischen Frühlings“ und der sexuellen Gewalt nicht nur auf dem Tahrir-Platz in Kairo organisierten Mozn und ihre Mitstreiterinnen medizinischen, psychologischen und juristischen Beistand für die Opfer. „Nazra“ sorgte dafür, dass die sexuelle Belästigung ein Straftatbestand wurde. Der „Right Livelihood Award“, sagt Mozn Hassan, „würdigt jede Frau, die gegen sexuelle Gewalt ankämpft und überlebt“. Und vielleicht sorgt die internationale Anerkennung ja dafür, dass Mozn Hassan nicht im Gefängnis landet, sondern sich weiter für Frauenrechte einsetzen kann.

Iran: Frauenforscherin Hoodfar endlich frei!

Die iranische-kanadische Genderwissenschaftlerin Homa Hoodfar ist nach 112 Tagen im berüchtigten Evin-Gefängnis frei, dank diplomatischer Schritte aus Kanada und dem Oman. So überstand die 65-jährige Anthropologin die Haft und die dutzenden Verhöre: „Ich habe den Gefängnis-Aufenthalt als Feldstudie betrachtet“, sagt sie. Wenn die Revolutionsgarden sie anbrüllten, dass sie ihren „toten Körper nach Kanada schicken“ oder ihr immer wieder genau die Musik vor-



spielten, die auf der Beerdigung ihres Ehemannes gespielt wurde (die Infos hatten die Wächter von Hoodfars iPad), ritzte Hoodfar danach mit einer zum Stift umfunktionierten Zahnbürste ihre Analy-

sen der Verhöre in die Steinwand ihrer Zelle. Die Sittenwächter warfen Hoodfar, die über Sexualität im Islam und politische Partizipation von Frauen in muslimischen Ländern schreibt, „feministische Unterwanderung“ des Gottesstaates vor. Sie sei eine „Gefahr für die innere Sicherheit“, schrieben iranische Medien nach ihrer Verhaftung im Juni (Bericht in EMMA 5/16). Hoodfars Sorge gilt jetzt denen, die sie zurückgelassen hat. „Sie haben ja alle meine E-Mails durchforstet und haben mich nach dutzenden Personen ausgefragt“, sagt sie. Seit Januar sind laut Amnesty International im Iran zahlreiche Frauenrechtlerinnen verhaftet worden.

Den Appetit nicht verderben lassen!

Das Kochbuch „So schmeckt die Welt“ vereint Rezepte von Frauen, die in Frauenhäusern Schutz gefunden haben. Die Gewalt ihrer Männer hat ihnen offensichtlich den Appetit nicht verderben können. MeisterköchInnen wie Sarah Wiener haben für das Buch die Rezepte der Frauen nachgekocht. Mit den Einnahmen werden die Autonomen Frauenhäuser in Österreich unterstützt. **Maria Rösslthumer (Hg.): So schmeckt die Welt (Echomedia Verlag, 24.90 €)**

TIPPS ★★★★★

FILM Das 16. Filmfest Frauenwelten

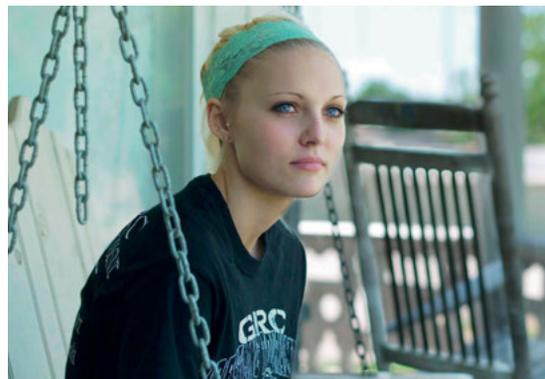
von Terre des Femmes zeigt in Tübingen wieder großartige Frauenrechts-Filme, vom albanischen „Sworn Virgin“ bis zum indischen „Driving with Selvi“. 23.–30.11. • **Die Hände meiner Mutter**

Bei einem Familien-Ausflug kommt beim 39-jährigen Familienvater Markus die Erinnerung an den Missbrauch durch die Mutter wieder hoch. Sensibles Drama, ab 1.12. im Kino. • **Marie Curie** Ein Film über die zweifache Nobelpreisträgerin ist eine gute Idee – nur leider sehen wir die Entdeckerin der Radioaktivität vor allem als „Frau“ und weniger als kühne Forscherin. Ab 1.12. im Kino. • **MUSIK M.I.A.: Aim** Die Tochter tamilischer Rebellen teilt auf ihrem Album gegen die restriktive Flüchtlingspolitik aus, mit dem gewohnt guten Mix aus Beats, Rap und Weltmusik. • **Wallis Bird: Home** Abwechslungsreiches Pop-Album, auf dem Cover Wallis mit ihrer Lebensgefährtin. Zuhause eben. • **Banks: The Altar** Ihre Songs sind so komplex wie das zerrissene Innenleben der Frauen, über das die studierte Psychologin singt. • **Agnes Obel: Citizen of Glass** Der gläserne Bürger ist Thema auf dem neuen Album der Wahlberlinerin aus Dänemark – mit lieblich-versponnenen Melodien. • **Tori Amos: Boys for Pele** Zum 20. Jubiläum dieses Albums bringt die gegen Sexualgewalt engagierte Musikerin die Deluxe-Edition heraus, mit 21 Bonustracks und Liveaufnahmen. Ab 18.11. • **KUNST Phyllida Barlow in Zürich** Die Kunsthalle zeigt eine raumgreifende Skulptur der britischen Bildhauerin, 72, die Großbritannien 2017 auf der Biennale von Venedig vertreten wird. Bis 19.2.17. • **Rosa Barba in Frankfurt** Die Künstlerin errichtete eine 12 Meter hohe Stahlkonstruktion in der Schirn. Bis 8.1.17 • **LITERATURFESTIVAL Basel** u.a. mit Ingrid Noll & Esmahan Aykol über Krimis, Ministerin Simonetta Sommaruga & Irena Brežná über Heimat. Vom 11.–13.11.

Terrible Grandma

Elle (Lily Tomlin)

war noch nie besonders umgänglich, aber seit ihre Lebensgefährtin Violet gestorben ist, ist sie unausstehlich. Ihre Laune ist so im Keller, dass sie sogar ihre interessante, rund 40 Jahre jüngere Geliebte mürrisch nach Hause schickt. Verschärfend hinzu kommt: Die arbeitslose Uni-Dozentin ist pleite. Das ist blöd – aber der Beginn eines feministischen Road-Movies der besonderen Art. Als nämlich Elles Enkelin Sage (Julia Garner) vor der Tür steht und dringend Geld für eine Abtreibung braucht, ziehen Grandma und Enkelin in ihrem schrottrigen Auto los, um die Kohle aufzutreiben. Schon in der Netflix-Serie „Grace und Frankie“ spielte die 77-jährige Lily Tomlin gemeinsam mit Jane Fonda ein Duo infernale, das auf die Achtzig zugeht, aber putzmunter und supersexy ist. Und jetzt „Grandma“ – eine Paraderolle für Tomlin. Sie gewann viermal den American Comedy Award und heiratete 2014 ihre langjährige Lebensgefährtin, die Drehbuchautorin Jane Wagner. **Grandma (DVD, Sony Pictures)**



Mädchen sein ...

„Du weißt nicht, wie es ist, ein Mädchen zu sein“, schrieb Audrie Pott auf Facebook. Es waren ihre letzten Worte. Mitschüler hatten die 15-Jährige aus der kalifornischen Kleinstadt Saratoga auf einer Party sexuell missbraucht und dann Bilder der Sturzbetrunkenen ins Netz gestellt. Eine Woche lang hielt Audrie die Häme und die Beschimpfungen aus. Dann erhängte sie sich. – Auch Daisy Coleman wollte nicht mehr weiterleben, nachdem sie vergewaltigt und verhöhnt worden war. Aber sie hatte Glück: Ein anderes Opfer holte sie in ihre Selbsthilfegruppe, in der die Mädchen sich ihren Lebensmut zurückerkämpfen. – In ihrer erschütternden Dokumentation „Audrie & Daisy“ zeichnen die RegisseurInnen Bonni Cohen und Jon Shrenk die Geschichten der beiden Mädchen nach. Sie zeigen eine Welt, in der Jungen potente Football-Helden und Frauen gefällige Cheerleader sind und in der die so genannte „Rape Culture“ allgegenwärtig ist. **Audrie & Daisy, jetzt auf Netflix**

Wiener Künstlerinnen

40 Künstlerinnen zeigt das „Jüdische Museum“ in Wien unter dem programmatischen Titel: „Die bessere Hälfte“. Die Künstlerinnen hatten sich Anfang des 20. Jahrhunderts schon als Frauen den Zugang zu Ausbildung und Galerien erkämpfen müssen. Verschärfend kam dann die Diskriminierung als Jüdinnen hinzu. So manche von ihnen wurde im Konzentrationslager ermordet. Und gerieten doppelt in Vergessenheit, darunter: Theresa Feodorowna Ries, Grete Wolf-Krakauer, Helene Taussig oder Lili Rethi. Ihre erhaltenen Werke sind vom 4.11.–1.5.2017 im Museum Dorotheergasse zu sehen. **www.jmw.at**





Cornelia & Hannah



Cornelia Schleime erhält den diesjährigen Hannah-Höch-Preis. Verdientermaßen! Schon in der DDR-Zeit hatte die 1953 in Ost-Berlin Geborene, die sich zunächst als Frisörin durchschlug, Aufsehen erregt mit ihren Bildern, Texten, Liedern, Performances und Filmen. Nach vier Ausreisegesuchen siedelte sie 1984 über nach West-Berlin. Sie musste innerhalb von 24 Stunden gehen und ihr gesamtes Werk, über 90 Bilder, zurücklassen. Die sind bis heute verschollen. Doch: „Existenzielle Erfahrungen sind der Motor für meine Kreativität“, sagt sie. Schleime wurde kreativer denn je. In den letzten Jahren hat sie sich, ganz wie Höch, stark auf Collagen fokussiert. Heute lebt die Berlinerin im Ruppiner Land, mit Rosen- und Gemüsegarten. Der Preis des Berliner Senats ist mit stattlichen 60 000 Euro dotiert. Schleimes Werk wird in der Berlinischen Galerie gezeigt: „Ein Wimpernschlag“ vom 25.11. – 24.4.2017. www.berlinischegalerie.de

Im Namen meiner Tochter

Der spektakuläre Fall machte Schlagzeilen in der ganzen Welt, jetzt wurde er verfilmt: Am 17. Oktober 2009 ließ der französische Buchhalter André Bammerski den deutschen Arzt Dieter Krombach entführen, um ihn der französischen Justiz zu übergeben. Die deutsche Justiz hatte 27 Jahre lang kläglich versagt. Sie hatte nie Anklage gegen Krombach erhoben, obwohl es erdrückende Beweise dafür gab, dass er am 10. Juli 1982 André Bammerskis Tochter Kalinka mit einer Injektion betäubt und dann vergewaltigt haben könnte. Die damals 14-Jährige, die in den Ferien zu Besuch bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater Krombach gewesen war, war an den Folgen des Betäubungsmittels gestorben. Doch die Justiz weigert sich, trotz zahlreicher Ungereimtheiten im Obduktionsbericht, Anklage zu erheben. Selbst als Krombach 1997 vor Gericht stand, weil ihn mehrere Patientinnen beschuldigten, sie unter Betäubung sexuell missbraucht zu haben, blieb die Akte Kalinka geschlossen. Doch André Bammerski gab nicht auf. Regisseur Vincent Garenq hat den Fall minutiös rekonstruiert und erzählt ihn packend und – mit Daniel Auteuil und Sebastian Koch in den Hauptrollen – mit hochkarätiger Besetzung. – **Im Namen meiner Tochter, jetzt im Kino**



Suzanne loves Carson

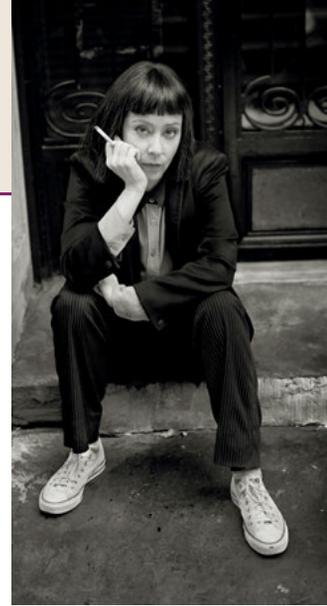
Auf diesem Bild sieht Sängerin Suzanne Vega ihrem Idol Carson McCullers nicht zufällig verblüffend ähnlich.

Vega, die Ende der 1980er Jahre mit „Luka“ (geschrieben aus der Perspektive

eines missbrauchten Mädchens) den Feminismus zurück in die Rockmusik brachte, hat ihr neues Album der amerikanischen Schriftstellerin McCullers gewidmet. Deren Bücher („Das Herz ist ein einsamer Jäger“)

hat Vega als Teenagerin verschlungen. Auf „Lover, Beloved“ taucht die Sängerin nun in das so tragische wie rebellische Leben der Schriftstellerin ein. McCullers war als junge Frau in den 1930ern vor der konservativ-rassistischen Politik in den Südstaaten nach New York geflüchtet. „McCullers Arbeit beschäftigt sich mit Menschenrechten – in Bezug auf Rasse, Geschlecht, Transgender, Homosexualität und Behinderung“, sagt Suzanne Vega. Für ihre Lieder gilt das ebenso. **Suzanne**

Vega: Lover, Beloved: Songs from an Evening with Carson McCullers (Cooking Vinyl/Sony)



Filme von Frauen allerorten

Deutschland ist kein Kinoland. Viele Filme, die im Ausland laufen, schaffen es gar nicht erst bis Berlin oder Köln. Und schon gar nicht die anspruchsvollen Filme von Frauen. Das will ein kleiner, engagierter Verleih jetzt ändern. Der Eksystent Filmverleih hat ein Paket von fünf preisgekrönten Filmen von Frauen geschnürt: von Österreich bis Iran. Diese Filmreihe geht jetzt auf Tour, begleitet von Gesprächen. Start am 24. November im Babylon Berlin. Es kann noch gebucht werden! www.femmes-totales.de

Winona Ryder is back!

Winona Ryder ist wieder da! In der Netflixserie „Stranger Things“ spielt sie die alleinerziehende Mutter Joyce, deren kleiner Sohn im Wald verschwindet. Joyce nimmt den Kampf auf: gegen eine stoische Polizei – sowie ein spukendes Etwas, das Glühbirnen löscht und Schlösser öffnet. Die verzweifelte Heldin mit Löwinenmut ist Winona Ryder auf den Leib geschrieben. Für den Mystery-Thriller braucht frau allerdings starke Nerven. – **Stranger Things, jetzt auf Netflix**



Véronique Roy **Die kämpfende Mutter**

Ihr Sohn starb in Syrien. Jetzt kämpft sie gegen die Tatenlosigkeit des Staates, der nicht genug tut gegen die Radikalisierung junger Menschen. Text: Martina Meister. Foto: maxPPP/dpa.

Am 14. Januar 2016 erhält Véronique Roy auf ihrem Handy ein Foto des Testaments ihres Sohnes. Es ist handgeschrieben, mit blauem Kugelschreiber auf der ausgerissenen Seite eines Notizblocks. Quentin Roy hat nichts zu vererben als ein Tablet der Marke Samsung. Darunter die Handynummern seiner Eltern. *Maman* und *Papa* steht dort geschrieben. Man möge sie benachrichtigen. Véronique Roy kennt nicht das genaue Todesdatum ihres Sohnes. Alles, was man ihr mitgeteilt hat, ist Folgendes: Abu Omar al-Faransi, wie sie ihn nannten, sei als „Märtyrer auf dem Boden des Kalifats“ gestorben. Mit 23 Jahren. Es wird nie einen Leichnam geben und womöglich nicht mal einen Totenschein. Denn das Kalifat des so genannten Islamischen Staates (IS) ist kein Staat und wird ihr kein offizielles Dokument liefern können. Sie kann deshalb sein Konto nicht schließen, seine Lebensversicherung nicht auflösen. Ihr Sohn gilt in Frankreich schlicht nicht als tot, nur als verschwunden.

Auf ihrem Handy zeigt Véronique Roy die Fotos von Quentin. Sie zeigt, wie aus einem gut aussehenden jungen Mann, der einen Fußball kickt, ein bärtiger Dschihadist wird mit „toten Augen“. Jemand, dem man „das Gehirn gewaschen hat“. Jemand, der gelitten hat; jemand, der vielleicht sogar Schlimmes getan hat. Sie ist in Wahrheit erleichtert, dass er jetzt tot, dass sein Leid vorbei ist. „Hier hätte ihn das Gefängnis erwartet, dort war es der Tod.“ Die Mutter spricht von ihrem Sohn so, als sei er von einer unheilbaren Krankheit erlöst worden.

Roy, eine kluge Frau mittleren Alters, sitzt in einem Café in der Nähe der Pariser Oper und trinkt heiße Schokolade. Bis spät abends hat sie gearbeitet. Das Gesundheitsmagazin, für das sie die Anzeigenakquise macht, hat gerade Redaktionsschluss. Sie will Zeugnis ablegen, die Menschen wachrütteln. Sie ist viel im Fernsehen gewesen, im Radio, in den Zeitungen. Mit anderen Müttern war sie in diesem Sommer auf der Titelseite eines Nachrichtenmagazins: „Monsieur le Président, retten Sie unsere Kinder!“

Roy bezeichnet sich als „Opfer des Terrorismus“, aber als ein „Opfer auf der falschen Seite“, eines, das man nicht anerkennt, dem man nicht hilft, das man alleine lässt. Das soll nicht schamlos klingen. Sie weiß sehr wohl, was die Menschen erlitten haben und noch erleiden, die einen Sohn, eine Tochter bei den Attentaten auf das Pariser Bataclan oder die Bistros verloren haben. Nur hat auch sie das Gefühl, einen Sohn verloren zu haben: „Man hat ihn mir gestohlen“, sagt Roy. Sie ist wütend auf ihren Bürgermeister, wütend auf die Regierung, wütend auch auf die Imame, die der Radikalisierung zusehen, ohne sie zu denunzieren.

Sie kann auch nicht fassen, dass es immer noch Leute gibt, die glauben, es träfe nur die Muslime; es träfe nur die Jungs aus den

Vorstädten; nur die Arbeitslosen, sozial Ausgeschlossenen. Quentin Roy war ein sportlicher junger Mann. Er besuchte eine katholische Privatschule, begeisterte sich für Fußball, spielte Klavier. Nach dem Abitur hatte er eine Ausbildung als Krankengymnast angefangen. Er war ein sensibler, mitunter schüchterner Junge, der in seinem Kopf die großen Fragen wälzte.

Als Quentin seinen Eltern 2012 erklärte, dass er zum Islam übergetreten sei, zeigten sie Verständnis. Die Roys sind offene, tolerante Leute. „Quentin hatte ein spirituelles Bedürfnis. Er suchte nach Sinn“, sagt seine Mutter. „Wenn es heute passieren würde, im Jahr 2016, selbstverständlich wäre ich sofort alarmiert und würde mir Sorgen machen.“ Damals hat sie etwas Zeit gebraucht, um Hilfe zu suchen. Hilfe bei Ämtern, in Moscheen, Hilfe, die ihr keiner bieten konnte oder wollte. Zwei Jahre nach seiner Konversion ging Quentin heimlich nach Syrien.

Véronique Roy, diese blonde Französin mit wachen, blauen Augen, entspricht so gar nicht dem Klischee der „Dschihadistenmütter“. Auch deswegen ist sie zu einer zentralen Figur in Frankreich geworden. Seit sie neulich Hollande in einer Fernsehsendung gegenüber saß, kennt sie wirklich jeder. Sie hat den Präsidenten mit Fragen bombardiert, hat ihn unterbrochen, zum Handeln aufgefordert. „Er schien mich ernst zu nehmen“, sagt Roy, „aber er fühlte sich sichtlich unwohl bei diesem Thema.“ Was Roy einfach nicht verstehen kann, ist, wie man die Radikalisierung der Muslime zulassen konnte. Die Roys sind vor 30 Jahren nach Sevrans gezogen, einem 50 000-Einwohner-Städtchen 20 Kilometer vor Paris, in ein Einfamilienhaus mit Garten. Allmählich verschwanden die „normalen Läden“ aus der Stadt, erzählt sie. Es gibt heute überwiegend Halal-Imbisse im Zentrum und wer an Markttagen die Stadt besucht, sieht überwiegend verschleierte Frauen. Hidschabs und Niqabs werden an Ständen angeboten. An mehreren Ecken stehen junge, muslimische Männer, sie tragen lange Gewänder, Qamis, und sammeln für den Neubau einer Moschee.

Roy macht dem Bürgermeister Vorwürfe. Stéphane Gatignon, 46 Jahre, seit 2001 im Amt, ist Grüner, zuvor war er Kommunist. Er ist schon mal in den Hungerstreik getreten, um mehr Geld für seine Kommune zu fordern. Aber die Notrufnummer der Regierung für Dschihadkandidaten, die hat er zwei Jahre lang nicht veröffentlicht. Klientelismus, vermutet Roy. Er habe Angst, seine muslimischen Wähler zu verlieren. „Er vermeidet den Kontakt mit uns. Wir sind wie Aussätzige, Paria.“

„Wir haben die Stadt nie verurteilt“, sagt Roy. „Wir fühlten uns wohl, wir waren glücklich.“ Sie bereut die Entscheidung für Sevrans bis heute nicht. Aber vom Glück kann sie jetzt nur noch in der Vergangenheit sprechen.





Emmanuelle Charpentier **Die Forscherin**

Sie ist nur knapp am Nobelpreis für Medizin vorbeigeschrappt. Aber am 11. Dezember hat die Erfinderin der DNA-Schere trotzdem Grund zum Feiern. Text: Sonja Kastilan. Foto: Fondation L'Oréal.

Müsste ein einziger Buchstabe genügen, um das Leben und die Karriere von Emmanuelle Charpentier symbolisch zu beschreiben, wäre das B am besten geeignet. Stellvertretend für: Ballett, denn die Französin tanzte in ihrer Kindheit über Jahre hinweg, oder für Biochemie, die sie in Paris studierte, neben (Mikro)Biologie und Genetik. Nach Forschungsaufenthalten in den USA, Österreich und Schweden, ist Charpentier heute Direktorin am Max-Planck-Institut für Infektionsbiologie in Berlin (das vierte B) und widmet sich Bakterien (das fünfte). Immer wieder kommt dem „B“ eine besondere Rolle zu, auch bei ihrem Hadern mit der deutschen Bürokratie, die vieles lahmlegte, als sie mit ihrem Labor von Braunschweig nach Berlin umzog. Und die von ihr gegründete Firma *CRISPR Therapeutics* hat ihren Hauptsitz in Basel. Beharrlichkeit zeichnet die Mikrobiologin aus, Neugier, Fleiß, Leidenschaft und Disziplin. Manche nennen sie auch stur.

Natürlich erzählt das noch nicht die ganze Geschichte, warum Emmanuelle Charpentier mit ihrer amerikanischen Kollegin Jennifer Doudna eine wissenschaftliche Auszeichnung nach der anderen erhält – und gerade knapp am Nobelpreis vorbeigeschrappt ist. Und warum die beiden weltweit begehrte Rednerinnen sind, wenn es um die Genomchirurgie geht, von der man sich enorme Fortschritte für die Medizin und Pflanzenzüchtung erhofft – begleitet von heftigen ethischen Debatten, denn auch der Eingriff in die menschliche Keimbahn scheint nun leicht möglich.

Die Wissenschaftlerinnen haben eine Art molekulare Schere für Erbinformationen entdeckt: Was Bakterien als Abwehrmechanismus nutzen, um sich vor Viren zu schützen, wurde zu einem universellen Laborwerkzeug weiterentwickelt. „Das Erbgut von Bakterien, Pflanzen, Tieren und menschlichen Zellen lässt sich damit verändern, indem man etwa einzelne Teile herauschneidet“, erklärt Charpentier, als wir uns in einem Café treffen. Charpentier mag zierlich sein, ihr Händedruck überraschend leicht, aber ihre Körperspannung spricht eine andere Sprache. Die verrät, dass diese Frau sich nicht so schnell unterkriegen lässt.

Wenn die Französin jetzt als internationales Rollenmodell gilt – eine attraktive und erfolgreiche Frau in der entbehrungsvollen Welt der Wissenschaft – ist zu bedenken, dass ihre Karriere keineswegs geradlinig verlief. Erst mit Mitte 40 hatte sie eigene Technische Assistenten, eine Professur ließ auf sich warten. „Natürlich hätte ich scheitern können. Aber ich habe das Risiko auf mich genommen, habe hart gearbeitet und immer daran geglaubt, dass alles einmal einen Sinn ergibt, wenn andere fragten, warum ich so unterschiedliche Projekte anfang“, sagt Charpentier.

Der präzise Eingriff ins Erbgut gelingt nicht zum ersten Mal, aber einfacher als je zuvor, ohne Spuren zu hinterlassen. Auf der

ganzen Welt wird nun „ge-crisp(e)r-t, was irgendwie nach Frühstück klingt, jedoch etwas völlig anderes meint. Das Akronym CRISPR steht für „Clustered Regularly Interspaced Short Palindromic Repeats“: Es sind sich wiederholende DNA-Abschnitte im Erbgut von Bakterien, die dort nach einer Infektion wie Erinnerungen abgelegt werden, um Viren von einer erneuten Attacke abhalten zu können. Den Wiederholungen entsprechend werden Kopien in Form von RNA-Molekülen erstellt, die in Kombination mit bestimmten Proteinen effektive Abwehrmechanismen bilden und dafür sorgen, dass virales Genmaterial zerschnitten wird.

Seit den 1990er Jahren wurde auf diesem Gebiet der Mikrobiologie Pionierarbeit geleistet, aber der Mechanismus blieb lange rätselhaft. Eine der entscheidenden Studien gelang dann Emmanuelle Charpentier und Jennifer Doudna mit ihren Teams. Sie zeigten 2012 im Fachjournal *Science* außerdem, dass sich das System modifizieren lässt, und gelten jetzt als heiße Kandidatinnen für einen Nobelpreis. In diesem Jahr bekommt ihn jedoch der Japaner Yoshinori Ohsumi für seine Erforschung der genetischen „Müllabfuhr“ in den Zellen.

Trotzdem hat Emmanuelle Charpentier im Dezember, in der Woche der Nobelpreis-Verleihungszeremonien, Grund zum Feiern: Am 11. Dezember wird sie 48. Sie selbst macht sich allerdings wenig daraus, spricht lieber über ihre Forschung als über ihr Privatleben. Dafür bleibt sowieso kaum Zeit, wenn sie sich neben dem Crispr-Rummel noch um ihre Arbeitsgruppe kümmern will. In Berlin hat die Mikrobiologin mit dem charakteristischen Wuschelkopf nicht nur ihren 13. Schreibtisch bezogen, sondern zugleich ihre 13. Wohnung. Sie lebt allein. Ein Solitär, der gut für sich allein stehen kann, schnörkellos und stark.

Ihren Lebensstil hinterfragt Charpentier nicht; sie genoss es schon immer, in Ruhe studieren zu können, und daran hat sich nichts geändert: „Ich komme heim und setze mich an den Schreibtisch“, sagt sie, die ein Faible für Minimalismus und funktionelles Design hat. Deshalb schätzt sie auch das bakterielle Abwehrsystem, das nur aus zwei RNA-Molekülen und einem Protein besteht, inzwischen bekannt als „Crispr-Cas9“.

Im aktuellen Patentstreit mit einer Harvard-Gruppe geht es Charpentier, wie sie betont, vor allem darum, das geistige Eigentum von Jennifer Doudna und ihr zu schützen. Das Geld, sollten später einmal Lizenzgebühren fließen, ist für sie dabei nicht entscheidend, und auf die zahlreichen Auszeichnungen angesprochen, sagt sie: „Die Geschichte hat Würdigungen verdient, und ich bin Teil der Geschichte.“ Sie forsche aber nicht der Preise wegen. Ihr geht es um die Grundlagenforschung, und auch für das Feld der Mikrobiologie tritt Emmanuelle Charpentier vehement ein: Sie ist eben eine Kämpferin. 



Meredith Monk **Die Ulululu-Musikerin**

Seit einem halben Jahrhundert komponiert und singt die Minimal-Musikerin höchst Eigenwilliges. Zu ihren Fans zählen Björk wie Präsident Obama. Text: Chantal Louis. Foto: Jesse Frohman.

Sie ist, wie sie da durch die breiten Gänge eines gediegenen Kölner Hotels geht, noch zarter als erwartet. Regelrecht winzig wirkt sie und sieht mit ihren zwei geflochtenen Zöpfen aus wie eine Mischung aus frechem Mädchen und weiser Indianerin. Doch wer Meredith Monk einmal auf der Bühne erlebt hat, weiß, dass dieser kleine, drahtige Körper ein Kraftwerk ist, das Erstaunliches produziert. Sie heult und hechelt, sie klickt und krächzt, sie tönt und trillert, sie ulululuht und nanananahnt.

Was die Frau, die seit über einem halben Jahrhundert ihre höchst eigenwilligen Gesänge präsentiert, da tut, sei „urweltlich und ätherisch“, findet der *New Yorker*. Ihr Gesang sei Ausdruck von „gleichzeitig heutigen und uralten Welten“, schreibt die *New York Times*, Meredith Monk sei „Wegbereiterin und Inspiratorin“ für Musikerinnen wie Björk, die bekennender Monk-Fan ist. Die Carnegie Hall, die Meredith Monk zu ihrem 50. Bühnenjubiläum den „Composers Chair“ widmete, befand, dass die „künstlerische Visionärin“ mit ihrer „faszinierenden Art, Stimme und Instrumente zu nutzen“, eine Musik kreiert hat, die „gleichermaßen mystisch und expressiv“ ist. Und die *Los Angeles Times* erklärt das Phänomen Monk so: „Der Hörer fühlt sich, als ob er mit einer anderen, vielleicht weiseren Spezies kommuniziert.“ Jüngst zeichnete Präsident Obama sie mit der „National Medal of Arts“ aus.

Als Meredith Monk im Vorfeld ihres einzigen Deutschland-Konzerts in der Kölner Philharmonie mit der EMMA-Redakteurin kommuniziert, möchte sie zunächst ganz unätherisch über Diesseitiges sprechen: Hillary Clinton und Donald Trump. „Ihr in Deutschland müsst denken, dass die Amerikaner verrückt geworden sind“, fürchtet die New Yorkerin und beruhigt die Europäerin mit tiefer, warmer Stimme: „Aber natürlich wird Hillary gewinnen, das ist gar keine Frage.“ Bedauerlich sei allerdings, dass Hillary immer so angespannt wirke. „Aber Leute, die sie kennen, beschreiben sie als einen extrem humorvollen, weichen und sehr freundlichen Menschen.“ Sie sei nur „immer im Kampfmodus, weil sie von Anfang an in Verteidigungshaltung gehen musste. Sie war mit ihrer Intelligenz und Kompetenz einfach zu bedrohlich.“

Meredith Monk hat in ihren vielen Stücken, Opern und Filmen, die sie seit 1964 auf Bühne und Leinwand brachte, eine Kunstform geschaffen, die ohne Worte auskommt, weil sie „die Menschen auf einer Ebene erreichen möchte, die wir mit Worten nicht ausdrücken können“. Aber auf ihre Weise hat sie immer Position bezogen. Alle ihre Protagonisten sind weiblich.

In ihrer Oper „Vessel“ zum Beispiel hat sie das Leben der Jeanne d’Arc auf die Bühne gebracht. In „Atlas“ lässt sie ihre Heldin Alexandra auf eine große (innere) Reise gehen, Vorbild ist die große Reise-Pionierin Alexandra David-Néel (1868–1969).

„Wir haben diese sehr festen Vorstellungen davon, was eine Frau und was ein Mann ist“, sagt Meredith Monk – und zerlegt sie. Gleich in ihrer ersten Oper, „Education of the Girlchild“, die 1975 auf der Biennale in Venedig den Musiktheater-Preis gewann, analysierte sie diese Rollenzwänge, die sie selbst nur zu gut kannte. „Ich musste als junge Frau in den 60ern sehr kämpfen, um meine Visionen durchzusetzen. Und als die Frauenbewegung aufkam, habe ich gesehen, dass das gar nicht meine persönlichen, sondern dass es politische Kämpfe waren. Alle Frauen hatten diese Probleme.“

Zwar war in der Familie Monk durchaus vorgesehen gewesen, dass Tochter Meredith Musikerin werden würde. Der Großvater väterlicherseits, ein russischer Anarchist, der Ende des 19. Jahrhunderts nach Amerika floh: ein Bariton. Die Großmutter mütterlicherseits: Konzertpianistin. Die Mutter: Sängerin. „Musik war in unserer Familie wie eine zweite Natur“, sagt die Tochter. „Es war wie atmen.“ Meredith hatte einen Augenfehler und deshalb Koordinationsprobleme. Schon als Dreijährige schickte die Mutter das Kind deshalb in einen Kurs des Schweizer Musikpädagogen Dalcroze: „Die anderen lernten Musik durch ihren Körper kennen, ich lernte meinen Körper durch Musik kennen.“

Hier, glaubt Monk, wurde der Grundstein dafür gelegt, dass sie schon als Teenager merkte, dass sie „Musik nicht einfach interpretieren, sondern selbst etwas kreieren wollte“. Nach dem Studium von Klavier, klassischem Gesang und Tanz stürzte sie sich 1964 in die New Yorker Downtown-Szene. Mit ihrer Performance „16 Millimeter Earrings“ fiel sie auf. Der Durchbruch kam, als sie herausfand, dass „ich meine Stimme als Instrument einsetzen kann.“ Das tut sie seither virtuos. In ihren „Duets for Solo Voice“ zum Beispiel bringt sie es fertig, zwei Stimmen gleichzeitig zu singen. Gleichzeitig setzte Monk von Anfang an auf Minimal Music: kleine musikalische Muster, die sie wiederholt und minimal variiert. Und so gab es neben den Königen der Minimal Music, Philip Glass, Steve Reich und Terry Riley, bald auch eine Königin. Ans Abdanken denkt Queen Meredith, die seit 2006 Mitglied der „American Academy of Arts and Sciences“ ist, nicht. Kürzlich ist die 74-Jährige in Istanbul aufgetreten, im Dezember erscheint ihre neue CD „On Behalf of Nature“. Und, klar, sie arbeitet schon wieder an einer neuen Performance. Aber zum Schluss möchte Meredith Monk nochmal über Unätherisches sprechen: Angela Merkel. „I love Angela Merkel!“, ruft sie und schlägt zum Nachdruck die mitgebrachte EMMA auf die Sessellehne. „She’s so grounded!“ Sie ist so geerdet. Das ist wohl das schönste Kompliment, das die Kanzlerin von Meredith Monk bekommen kann. 





Alice Schwarzer

Die desaströsen Folgen des Falles Kachelmann

Jörg Kachelmann prozessiert immer weiter. Die Urteile geben mal ihm recht, mal den von ihm verklagten Medien oder seiner Ex-Freundin Dinkel. Doch betroffen davon sind alle Frauen. Denn es wird immer riskanter, einen Mann wegen Vergewaltigung anzuzeigen. Abb.: Film-Still von Cindy Sherman (1981).

Reden wir also noch einmal vom Fall Kachelmann. Wobei es in Wahrheit gar nicht um ihn geht. Denn der Fall ist durch: Eine Frau behauptet, ein Mann habe sie vergewaltigt. Er streitet das ab. Eine Strafkammer gelangt nach neun Monaten Verhandlung und einer Flut von ZeugInnen und GutachterInnen zu der Auffassung, dass sie die Wahrheit nicht finden konnte. Sie spricht am 31. Mai 2011 den Angeklagten frei, aus „Mangel an Beweisen“.

Doch das genügt dem Freigesprochenen nicht. Er erklärt nun in alle immer wieder bereitwillig hingehaltenen Mikrophone: Die Frau sei eine Lügnerin und habe aus Rache sein Leben ruinieren wollen. Die Frau will das nicht auf sich sitzen lassen und gibt nun auch ihrerseits ein Interview, in dem sie auf ihrer Version beharrt: Ihr Ex-Freund habe sie in der Nacht, in der sie ihn verlassen wollte, vergewaltigt, „um die alten Machtverhältnisse wieder herzustellen“.



Der Fall hat die Nation gespalten. Denn es ging in diesem Prozess um viel mehr als nur um diese beiden Menschen. Es ging um die sexuelle Gewalt zwischen den Geschlechtern, diesen dunklen Kern der Männerdominanz. Mehr noch: Es ging um die dramatischste Variante der Sexualgewalt – die innerhalb von Beziehungen. Dass diese Gewalt als Unrecht empfunden wird, ist relativ neu. Erst nach langem Kampf von Feministinnen wurde 1997 das Gesetz gegen Vergewaltigung in der Ehe verabschiedet. Bis dahin war sie ein Herrenrecht. Zwanzig Jahre. Das ist nicht viel im kollektiven Bewusstsein.

Und überhaupt erst seit Mitte der 1970er Jahre ist Vergewaltigung – ob im Krieg, auf der Straße oder im Ehebett – ein öffentliches Thema. Dank der Frauenbewegung. Bis dahin existierten Missbrauch und Vergewaltigung einfach nicht – und wenn doch mal, war es eine Schande für das Opfer, und nicht für den Täter (So ist

es ja in manchen Regionen der Welt bis heute). Vierzig Jahre. Auch das ist nicht viel im kollektiven Bewusstsein.

Bis heute müssen darum Opfer um ihre Glaubwürdigkeit ringen. Bis heute riskieren Opfer, zu Täterinnen gemacht zu werden, vor Gericht wie in den Medien und an den Stammtischen.

Im 21. Jahrhundert wird in Deutschland nur jede zwölfte Vergewaltigung angezeigt, so eine Studie des Bundesfamilienministeriums. Und von diesen angezeigten Fällen wird am Ende nur jeder zehnte Angeklagte auch verurteilt, so eine kriminologische Studie. Das heißt: In Deutschland wird noch nicht einmal jeder 100. Vergewaltiger auch verurteilt (Und da sind die bei Sexualverbrechen nur sehr niedrigen Falschbeschuldigungen schon eingerechnet).

99 von 100 Vergewaltigern müssen nicht mit Folgen rechnen. Vergewaltigung ist das risikofreiste Verbrechen.

Denn unser Rechtssystem ist gerade im Bereich der (Sexual)Gewalt täterorientiert, auf Kosten von Kindern und Frauen.

Wenn also ein Fall wie Kachelmann vor Gericht kommt und aufgrund der Bekanntheit des Angeklagten besonderes Aufsehen erregt, dann geht es in Wahrheit nicht nur um den einen Angeklagten und das eine mutmaßliche Opfer – es geht um die Sache. Zumindest in Medien und Öffentlichkeit. Dabei ist entscheidend, wie man grundsätzlich zur Sexualgewalt steht: Nimmt man das Problem ernst und hält es für denkbar, dass es passieren kann – oder ist man von vorneherein der Auffassung, es sei unwahrscheinlich, weil die meisten Kinder und Frauen eh lügen, und sich nur an den Männern rächen wollen.

Vor Gericht allerdings darf es nicht um die Problematik an sich gehen, sondern muss die individuelle Schuldfrage bzw. Glaubwürdigkeit geklärt werden. Doch auch Richter stehen nicht außerhalb der Welt, auch sie sind nur Menschen. Im Fall Kachelmann war der Druck auf das Provinz-Gericht enorm. Dem hat das Gericht sich entzogen, indem es weder dem Angeklagten noch der Nebenklägerin gerecht wurde. Nicht gerecht werden konnte?

Der Vorsitzende Richter Michael Seidling erklärte wörtlich bei der Urteilsverkündung: „Der heutige Freispruch beruht nicht darauf, dass die Kammer von der Unschuld von Herrn Kachelmann und damit im Gegenzug von einer Falschbeschuldigung der Nebenklägerin überzeugt ist.“ Und er fuhr fort: Die Öffentlichkeit möge „bedenken, dass Herr Kachelmann möglicherweise die Tat nicht begangen hat“. Aber: „Bedenken Sie auch umgekehrt, dass Frau D. möglicherweise Opfer einer schweren Straftat war.“

Die „Öffentlichkeit“, also die Medien, folgte diesem weisen Rat des Richters nicht. Das Urteil wurde als definitiver Unschuldsbeweis pro Kachelmann gefeiert. Und auch Kachelmann selber wollte seinen Sieg nun uneingeschränkt genießen. Er erklärte allerorten, er sei das Opfer einer „Falschbeschuldigerin“ geworden und zettelte nun seinerseits eine Flut von Klagen an: gegen manche Medien, darunter

1. Nein, ich habe noch nie behauptet, Kachelmann sei ein Vergewaltiger.

EMMA, sowie gegen die Ex-Freundin. Seither sind viele, viele Gerichte immer wieder mit dem Fall Kachelmann beschäftigt. Zuletzt erregten zwei Entscheidungen Aufsehen – die erste allerdings bedeutend weniger als die zweite.

29. April 2016. Das Verfassungsgericht hebt die Entscheidungen von drei Gerichten auf: des Landgerichts Köln, des Oberlandesgerichts Köln und des Bundesgerichtshofs. Zwei der Gerichte waren in dem von Kachelmann angestregten Zivilverfahren zu dem Urteil gelangt, der Kläger habe recht. Seine Ex-Freundin dürfe nicht länger behaupten, er habe sie vergewaltigt.

Das sahen die drei VerfassungsrichterInnen anders. Sie wiesen darauf hin, dass in dem Strafverfahren 2010/2011 nicht geklärt werden konnte, ob nun die Angaben von Kachelmann oder die von Dinkel der Wahrheit entsprechen. Die höchsten Richter befanden darum, Claudia Dinkel habe das Recht auf ihre „subjektive Sicht“ der Nacht, das sei eine Frage der „Meinungsfreiheit“. Denn schließlich habe das Geschehen objektiv nicht geklärt werden können. Und außerdem habe Kachelmann mit seiner Behauptung, sie habe sich „das nur ausgedacht“, Dinkel provoziert.

Das Karlsruher Verfassungsgericht verwies den Fall zurück an das Kölner Oberlandesgericht. Nun müssen die Kölner sich noch einmal den Kopf darüber zerbrechen, ob nur der eine das Recht hat, zu behaupten, „Die Frau hat gelogen“ – oder ob auch die andere behaupten darf: „Ich habe die Wahrheit gesagt.“

Vier Gerichte, zwei Meinungen. Wir sehen, es ist gar nicht so einfach mit der Wahrheitsfindung. Der Ermessensspielraum bei der Urteilsfindung ist groß. Und in Fällen der Sexualgewalt, bei denen es in der Regel keine Zeugen gibt, ist er sehr groß.

28. September 2016. Der Vorsitzende Richter des Oberlandesgerichts Frankfurt, Thomas Sagebiel, verkündete in einem Zivilverfahren Erstaunliches: Claudia Dinkel habe „wissentlich eine unwahre Strafanzeige erstattet und so – wie von ihr beabsichtigt – die Anordnung der Unter-

suchungshaft gegen Kachelmann herbeigeführt“. Sie habe sich darum „der Freiheitsberaubung schuldig gemacht“. Dinkel müsse deswegen Kachelmann die 7 000 Euro erstatten, die er für einen der zahlreichen Gutachter gezahlt hatte, der seine Unschuld belegen sollte. Das Frankfurter Gericht war sich seiner so sicher, dass es abschließend noch bekräftigte: „Die Beklagte hat mit direktem Vorsatz gehandelt. Es kam ihr darauf an, die Verhaftung des K. herbeizuführen.“

In einem Zivilverfahren von zwei Tagen will ein Richter also nun herausgefunden haben, was in einem Strafverfahren von neun Monaten nicht geklärt werden konnte. Dazu hatte Richter Sagebiel einen weiteren Gutachter hinzugezogen, den Rechtsmediziner Prof. Marcel Verhoff. Er sollte sich zu den strittigen Verletzungen von Claudia Dinkel äußern, die diese als Beweis für die nach ihrer Aussage mit Gewalt verübte Vergewaltigung angeführt hatte.

Um diese Verletzungen war es bereits im Strafverfahren in mehreren Gutachten gegangen – die sich allerdings immer wieder widersprachen. Auch der Frankfurter Rechtsmediziner mochte sich nicht eindeutig äußern. Verhoff: Es sei „nicht auszuschließen, dass einzelne Komponenten des Verletzungsbildes durch fremde Hand oder akzidentiell entstanden sind.“ Richter Sagebiel schloss es kurzerhand aus.

Bleibe das Urteil so stehen, würde das bedeuten, dass in Zukunft bei Freisprüchen „mangels Beweisen“ jede Frau, die den Vorwurf der Vergewaltigung erhoben hat, riskiert, dem Angeklagten Gutachterkosten erstatten zu müssen – und, falls der Beschuldigte in Untersuchungshaft war, wegen „Freiheitsberaubung“ angeklagt zu werden. Denn Freiheitsberaubung ist ein so genanntes Officialdelikt, es müsste also jetzt gegen Dinkel auch strafrechtlich vorgegangen werden.

Doch vielleicht hat das Urteil ja auch keinen Bestand, wie so viele Urteile im Fall Kachelmann. Dinkels Anwalt, Manfred Zipper, ist jedenfalls entschlossen, eine so genannte „Gehörsklage“ einzurei-

chen – weil ein Gegengutachten vom Gericht nicht anerkannt und auch ansonsten alle Beweisanträge abgelehnt wurden.

Für die meisten JournalistInnen allerdings ist nach dem Frankfurter Verdikt schon jetzt klar: „Ex-Geliebte hat Vergewaltigung durch Kachelmann erfunden“, titelte der *Berliner Tagesspiegel*; „Rache ist süß“ *Die Zeit*. Und mit dem Zitat „Ich wollte kämpfen, nicht um Gnade winseln“ titelte der *Stern*.

Das Hamburger Magazin gab Kachelmann, der seit Jahren mit Schaum vor dem Mund eine Schmutzkampagne im Internet führt, Gelegenheit, als Bub im karierten Hemd und mit lustigen Schweizer Hosenträgern auf einer „Sommerwiese“ zu posieren, unweit der Wohnung, wo „Ehefrau Miriam und ihr gemeinsames kleines Kind auf ihn warten“ (*Stern*). So durfte Kachelmann sich nochmal produzieren. Gegen Claudia Dinkel („Ich wurde bewusst verleumdet“).

Und gegen mich. Ich hätte bei meiner Berichterstattung über den Prozess „nicht als unabhängige Journalistin, sondern als politische Aktivistin agiert“. Mehr noch: „Dass ich unschuldig bin, war ihr vollkommen egal. Aus ihrer Sicht war es absolut notwendig, dass ich verurteilt werde. Nur das passte in ihre politische Agenda.“

Was natürlich ein hanebüchener Unsinn ist. Erstens überhaupt ausgerechnet mir zu unterstellen, ich nähme die Verurteilung eines Unschuldigen aus politischer Rason in Kauf! Und zweitens in diesem konkreten Fall. Im Gegenteil: Als im März 2010 in der EMMA-Redaktion erstmals darüber geredet wurde, Kachelmann sei der Vergewaltigung angeklagt, habe ich entschieden die Position vertreten: Wir berichten bis auf weiteres nicht, denn das ist eine sehr schwere Anschuldigung, die einen Menschen ruinieren kann. Ehrlich gesagt, konnte ich mir das auch zunächst nicht vorstellen. Ich hatte Kachelmann bis dahin als witzigen, leicht anarchistischen Kollegen kennen und schätzen gelernt, und auch zwei, drei Sendungen mit ihm gemacht. Also: abwarten.

2. Ja, ich würde heute in manchen Fällen einer vergewaltigten Frau raten, nicht anzuzeigen.

Richtig hellhörig geworden im Fall Kachelmann bin ich erst am 24. Juni 2010. Da erschien ein ganzes Dossier in der *Zeit*, in dem behauptet wurde, Kachelmann sei unschuldig und seine Ex-Freundin lüge aus Rachsucht. Drei Monate vor Beginn des Prozesses!

Das Dossier zeugte von Detail- und Akten-Kennntnis und war geschrieben von der *Zeit*-Redakteurin Sabine Rückert. Die ist seit längerem eingeschossen auf Fälle, in denen Männer „fälschlicherweise“ des Kindesmissbrauchs oder der Vergewaltigung bezichtigt werden. Solche Fälle gibt es selbstverständlich. Doch sie sind gar nicht so einfach zu finden, denn der Prozentsatz der Falschanschuldigungen bei Sexualverbrechen liegt im sehr niedrigen, einstelligen Bereich (Eben weil die Opfer nicht selten zu Tätern gemacht werden, sobald sie sich wehren). Aber Rückert findet die unschuldig Verdächtigen. Gemeinsam mit dem Hamburger Anwalt Johann Schwenn.

Schwenn hatte zwar im Juni 2010 noch nichts mit dem Fall Kachelmann zu tun, verdrängte jedoch wenig später den Kölner Anwalt Birkenstock aus dem Verfahren, mit tatkräftiger Hilfe von Rückert. Hans Leyendecker, der in der *Süddeutschen Zeitung* über die zunehmend aggressiv agierenden Anwälte, Staatsanwälte und Journalisten in Prozessen räsionierte, schrieb im August 2010: „Am aggressivsten agierte im Fall Kachelmann die *Zeit*-Journalistin Sabine Rückert.“

Leyendecker zitierte eine E-Mail von ihr an Kachelmanns Anwalt Birkenstock. Da schrieb die Gerichtsberichterstatlerin: „Wir können nur zusammenkommen, wenn Ihre Verteidigung in einem ange deuteten Sinne professionalisiert wird. Dazu sollten Sie sich überlegen, einen Kollegen einzubinden, der Verfahren dieser Art auch gewachsen ist.“ Gewachsen, das war klar, war Rückerts langjähriger Gefährte in der Sache, Johann Schwenn.

Während also mir vorgeworfen wurde, ich schreibe parteiisch, handelte die Kollegin. Sie drängte Kachelmann einen bestimmten Anwalt auf – und stellte ihm in

Aussicht, dann mit seiner Verteidigung „zusammenzukommen“. Ein fetter Fall für das erprobte Duo Rückert/Schwenn.

Überhaupt scheint die *Zeit*-Journalistin nicht nur bemerkenswert im Aufspüren unschuldig des Missbrauchs oder der Vergewaltigung Verdächtiger zu sein. Sie kennt auch die Urteile offensichtlich so manches Mal lange vor Urteilssprechung. So schrieb Rückert am 24. Mai 2016, diesmal vier Monate vor Verkündung des Urteils, an eine *Zeit*-Abonentin. Die hatte sich über das Verschweigen des Verfassungsgerichts-Entscheidendes zugunsten von Dinkel in der *Zeit* beschwert. Rückert antwortete der Leserin persönlich: „Vielleicht wissen Sie, dass Jörg Kachelmann vor dem Oberlandesgericht Frankfurt wegen Falschbeziehung einen Zivilprozess gegen Claudia D. führt. Lassen Sie uns doch einfach den Ausgang dieses Prozesses abwarten und sehen wir dann, wie es um die ‚Opfer‘-Eigenschaft der Beklagten wirklich bestellt ist. Nur so viel sei vorausgeschickt: Es steht nicht gut für Frau Dinkel.“

Unabhängig von dieser einzelnen, erstaunlich involvierten Journalistin ist seit langem auffallend, dass viele GerichtsberichterstatlerInnen die Neigung haben, sich für verpasste Staatsanwälte oder Richter zu halten. Sie berichten nicht nur über die Verfahren, sondern erteilen dem Gericht Ratschläge und Noten. Und je mächtiger das Blatt ist, in dem sie schreiben, desto stärker die Einschüchterung von Staatsanwälten und Richtern. So beeinflussen Journalisten Verfahren und Urteile. Das ist eine fatale Entwicklung. Denn Journalisten sollen Rechtsprechung ja nicht beeinflussen, sondern darüber berichten, wenn nötig kritisch.

Dass ihr aktiver Eingriff in den Kachelmann-Prozess öffentlich wurde, hat der *Zeit*-Journalistin übrigens nicht geschadet. Sie berichtete bis zum Ende als „Beobachterin“ über den Kachelmann-Prozess und ist heute stellvertretende Chefredakteurin.

Und ich? Ich gelte in der Causa Kachelmann sozusagen als die zweite „Falschbeschuldigerin“, ganz wie das mut-

maßliche Opfer. Denn ich hätte angeblich geschrieben, Kachelmann habe die Frau vergewaltigt. Nur: Ich habe das – wie in EMMA und auf EMMAonline Wort für Wort nachlesbar – nie behauptet!

Ich habe lediglich die Vorverurteilung des mutmaßlichen Opfers zurückgewiesen und von Anfang bis Ende diese Position vertreten: Wenn Kachelmann das Recht auf die Unschuldsvermutung hat – dann hat auch Dinkel das Recht auf diese Unschuldsvermutung. Denn es kann zwar sein, dass sie gelogen hat – aber es kann auch sein, dass sie die Wahrheit gesagt hat. Das heißt, ich habe exakt die Position vertreten, und vertrete sie noch, die Richter Seidling nach neun Monaten Verhandlung vertreten hat. Fünf Jahre später schließen sich die Verfassungsrichter der Einschätzung des Mannheimer Richters an.

Nach meiner Irritation über die hemmungslose Vorverurteilung von Claudia Dinkel in der *Zeit* – und später auch im *Spiegel* etc. – saß ich im Juli 2010 in einer Talkshow, *Anne Will*, zum Thema. Neben mir saß ein erfahrener, im Ruhestand befindlicher Staatsanwalt. Und der erklärte ganz ruhig: Wenn seine Tochter vergewaltigt worden sei und hätte ihn um Rat gefragt – er hätte ihr geraten, die Vergewaltigung nicht anzuzeigen.

Damals war ich tief schockiert über diese Aussage. Ein Staatsanwalt, der kein Vertrauen in den Rechtsstaat hat.

Inzwischen verstehe ich ihn. Und: Ich fürchte, auch ich würde heute in manchen Fällen einer vergewaltigten Frau das Gleiche raten. Das ist für mich die schrecklichste Erkenntnis aus dem unwürdigen Umgang mit dem Fall Kachelmann: der Triumph der (möglichen) Täter und die Verlorenheit der (möglichen) Opfer. ALICE SCHWARZER 

 emma.de

Themen: Der Fall Kachelmann

ALICE SCHWARZER

Burka versus Menschenwürde

Nach 25 Jahren Kopftuch-Debatte jetzt also die Burka. Allen Ernstes. Und auch die wieder im Namen der „Religionsfreiheit“. Dabei hat die Vollverschleierung weder etwas mit Glauben zu tun, noch und schon gar nicht mit Freiheit. Im Gegenteil: Sie ist die ideologische Flagge der Islamisten und die höchste Form von Frauenverachtung und Frauenunterdrückung.

Als die syrische Stadt Manbidsch im August 2016 von den Terroristen des IS befreit wurde, rissen die Frauen sich den Schleier vom Gesicht und machten ein Freudenfeuer damit (Foto). Das war Freiheit! Eine Freiheit, von der die Millionen Frauen in den von Islamisten terrorisierten Ländern nur träumen können. Sie sind unter einem Leichentuch namens Niqab oder Burka begraben.

Menschen, die behaupten, aus dem Koran ein Verschleierungsgebot herauszulesen, sind Extremisten, vor denen sowohl der Islam, wie auch die nicht-fundamentalistische Mehrheit der MuslimInnen geschützt werden müssen. Denn Burka und Niqab sind keine religiösen, sie sind politische Symbole. Das zu ignorieren oder gar zu leugnen, ist die Ursünde von Politik und Justiz in Deutschland.

Die Innenminister der unionsregierten Bundesländer forderten Ende August in ihrer „Berliner Erklärung“ ein Teilverbot der Vollverschleierung: an Schulen und Universitäten, im Öffentlichen Dienst und in Ämtern sowie bei Gericht. Sie argumentieren dabei mit der „Sicherheit“. Was natürlich Unsinn ist und sie angreifbar macht. SPD, Grüne und Linke hängten sich prompt an die große Toleranzglocke und denunzierten schon diesen halbherzigen Versuch eines Teilverbotes der Burka als „populistisch“ oder gar „rassistisch“.

Die hierzulande Vollverschleierten sind auffallend oft Konvertitinnen. Hinter

ihnen stehen in der Regel Ehemänner bzw. Organisationen, wie wir inzwischen aus Frankreich und der Schweiz wissen. Die zu zahlenden Strafen für die dort verbotene Vollverschleierung werden von Hintermännern übernommen.

In Deutschland wird es ähnlich sein: Hinter der einzelnen vollverschleierten Frau steht die politische Absicht, die Scharia auch hierzulande akzeptabel zu machen. Und selbst wenn die so instrumentalisierte Frau das selber nicht durchschauen sollte – wollen wir allen Ernstes wegen der verquerten seelischen Befindlichkeit einzelner Frauen dieses Schandtuch auch mitten in unserer Demokratie akzeptieren? Nur weil manche Frauen das masochistische Bedürfnis nach demonstrativer Unterwerfung haben und Angst vor der (von Frauen errungenen) Freiheit? Wollen wir darum unsere elementarsten Werte von einer so menschenfeindlichen Propaganda erschüttern lassen?

Das war ja schon bei dem Kampf um das „Recht“ auf das Kopftuch von Lehrerinnen in der Schule und im Öffentlichen Dienst so. So war die erste kopftuchtragende Lehrerin, die Deutsch-Afghanin Fereshta Ludin – die sich in den 1990er Jahren bis zum Bundesverfassungsgericht geklagt hatte – vom „Zentralrat der Muslime in Deutschland“ unterstützt, wenn nicht gar initiiert worden. Und die kopftuchtragende Lehrerin und Konvertitin Maryam Brigitte Weiß – 2006 eine von elf Lehrerinnen in NRW, die sich weigerten, das Kopftuch abzulegen – war Mitglied im Vorstand des „Zentralrats der Muslime“.

Schon das Kopftuch, das das „sündige“ Haar der Frauen verbirgt, ist eine Abgrenzung und Sexualisierung von Mädchen und Frauen. Die Vollverschleierung eines Menschen nun ist der Ausstieg aus dem menschlichen Miteinander. Sie raubt dem Menschen nicht nur die Bewegungsfrei-

heit, sondern auch das Gesicht, seine Individualität. Unter dem Schleier ist der Mensch nur noch ein Haufen Stoff.

Die Vollverschleierung verstößt darum elementar gegen den ersten Satz unseres Grundgesetzes: Die Würde des Menschen ist unantastbar!

Nun gibt es Experten, die mahnen, das Verbot der Vollverschleierung sei „verfassungswidrig“. Ihr Argument: dies verstoße gegen die „Religionsfreiheit“. Einer von ihnen ist der in den Medien gern zitierte Jurist und Islamwissenschaftler Prof. Dr. Mathias Rohe. Rohe, der sich selbst als „Protestant“ bezeichnet, hat nach eigenen Angaben 1978/79 „als Koch“ in Saudi-Arabien gearbeitet und später in Tübingen und Damaskus Recht studiert. Schon 2002 erklärte dieser Jurist in der *Frankfurter Rundschau* stolz: „In Deutschland wenden wir jeden Tag die Scharia an. Wenn Jordanier heiraten, dann verheiraten wir sie nach jordanischem Recht. Die Menschen haben in diesen privaten Verhältnissen Entscheidungsfreiheit.“

Private Verhältnisse? Entscheidungsfreiheit? Was Rohe nicht sagt, ist, dass nach dem islamischen Familienrecht, also der Scharia, Frauen rechtlose Unmündige sind, abhängig von Vater, Bruder oder Ehemann. Dieses islamische Familienrecht wird darum in allen Ländern, in denen es gilt, seit Jahrzehnten von den dortigen Frauenrechtlerinnen bekämpft. Es gilt als das zentrale Problem bei der Entrechtung der Frauen. Eigentlich hätten wir in einem Rechtsstaat also die Pflicht, die Frauen vor so einer Entrechtung zu schützen – statt dieses (Un)Recht auch noch bei uns anzuwenden.

Der deutsche Professor Rohe aber befasst sich seit Jahrzehnten mit dem Gegenteil: nämlich mit der Infiltrierung des islamischen Rechts in unser Rechtswesen. 2008 gründete Rohe an der Universität Erlangen das Institut „Zentrum für Islam



Der Schleier ist die Flagge der Islamisten – und in den islamisch beherrschten Ländern ein Leichentuch für die Frauen.

und Recht in Europa“. Und da störte es anscheinend auch niemanden, dass Rohe kurz zuvor wegen einer für das österreichische Innenministerium verfassten Studie von dortigen Soziologen scharf kritisiert worden war für „größte methodische und technische Mängel“.

Es geht in Wahrheit nicht um die paar hundert oder auch ein paar tausend Vollverschleierte in Deutschland. Es geht nicht um „Sicherheitsfragen“. Es geht auch nicht darum, dass die Vollverschleierung ein „Integrationshindernis“ ist für die einzelne Frau (Kanzlerin Merkel). Denn das ist ja selbstverständlich. Burka und Niqab sind das volle Gegenteil: nämlich der schärfste Ausdruck von Abgrenzung.

Es geht ums Prinzip. Um die Akzeptanz – oder aber eben die Nicht-Akzeptanz der Scharia im Rechtsstaat.

Was auch immer das jeweils subjektive Motiv einer Frau für die Verschleierung sein mag – objektiv ist diese immer auch ein politisches Signal. Das scheinen vor allem Linke und Liberale im Westen immer noch nicht begriffen zu haben. Sie überlassen fatalerweise das berechtigte Unbehagen der Bevölkerung an der islamistischen Agitation den rechten Populisten.

81 Prozent aller Deutschen sind für ein Verbot der Burka im Öffentlichen Dienst etc., das ergab eine ARD-Umfrage. Und jedeR Zweite ist für ein Vollverbot in der Öffentlichkeit. Doch im *Spiegel* zum Beispiel durften wir Anfang September die vollkommen unkritische, rührende Geschichte einer Frau lesen, die schwärmte: „Ich liebe meinen Niqab.“ Zwei Journalistinnen hatten mit der Niqab-Trägerin gesprochen. Die war nicht nur vollverschleiert – wir sahen also ein ganzseitiges Fotoporträt mit sehr viel Stoff und zwei Augen – sondern selbst ihr Vorname, Monika B., war noch verschleiert, also verschlüsselt.

Bei aufmerksamer Lektüre waren folgende Fakten zu erfahren: Die Frau ist 48 Jahre alt, in Österreich geboren, hat drei Jahre in Ägypten gelebt, ist vor acht Jahren zum Islam konvertiert und mit einem Marokkaner verheiratet.

Rein journalistisch hätte man dieser Frau noch einige Fragen stellen können, ja müssen: Warum hat sie in Ägypten gelebt? Welche Erfahrungen hat sie da gemacht? Ist ihr Mann ein Schriftgläubiger? Oder gar einer der aktiven Islamisten, zu deren Strategie es seit 10, 15 Jahren gehört, westliche Frauen zu heiraten? Nicht nur, um so deren Staatsangehörigkeit zu erlangen, sondern auch, um diese Konvertitinnen für ihre politischen Zwecke einzusetzen.

Aber diese Fragen wurden alle nicht gestellt. Leider. Die Journalistinnen blieben auf einer privaten, gefühligen Ebene. Wir erfuhren, dass Monika B. Deutschland als eine „sexualisierte Gesellschaft“ empfindet, in der Frauen, so wörtlich, „viel stärker durch ihr Äußeres definiert werden als Männer“. So weit, so richtig. Nur, warum sich deswegen die Frau verhüllen muss, statt zu versuchen, die sexistische Gesellschaft zu verändern, das blieb offen.

Stattdessen durfte Monika B. im *Spiegel* unhinterfragt erzählen, dass sie den Niqab trägt, weil sie sich in ihrem Stoffgefängnis so „selbstbestimmt“ fühlt. Wörtlich: „Ich habe mehr Privatsphäre und bin weniger angreifbar. Ich sehe mich mit dem Niqab als gleichberechtigte Person.“

Selbstbestimmt. Gleichberechtigt. Das könnte doch so in EMMA stehen, oder? Eine Frau, die sich weniger angreifbar fühlt, wenn sie sich gleich schon mal freiwillig unsichtbar macht ... Redet der *Spiegel* da etwa mit einer Feministin? Oder doch mit einer Masochistin?

Monika B.s trauriger Satz „Ich liebe meinen Niqab“ ist auch der Titel des Artikels. Und selbstverständlich ist der ganze

Artikel implizit ein einziges Plädoyer für das „Recht“ auf Vollverschleierung, also gegen das gegenwärtig diskutierte Burka-Verbot. Würde man diesen Journalistinnen vorhalten, in einer Welt, in der der Schleier für Millionen Frauen ein Leichentuch ist, sei so ein Plädoyer pro Vollverschleierung der reine West-Luxus und nackter Zynismus, und außerdem ein Verstoß gegen die Menschenwürde – sie wären wohl erstaunt. Denn schließlich verhüllt Monika B. sich doch „freiwillig“.

So freiwillig, wie vorgeblich auch manche Frauen, die sich professionell entblößen. Zwischen diesen Entblößten und den Verhüllten gibt es übrigens frappante Parallelen. Zumindest bei den Propagandistinnen. Auch für die Prostitutionsbranche agiert und agitiert in den Medien eine sehr überschaubare Minderheit, die sich „gerne und freiwillig“ prostituiert. Auch diese in der Regel immer gleichen so genannten „Sexarbeiterinnen“ werden als Beweis für das Nichtvorhandensein eines Problems zitiert. Schließlich tun sie es ja „freiwillig“.

Doch so wenig, wie wir bei den etwa 95 Prozent der hunderttausend aus Osteuropa in die deutschen Bordelle angekarnten Mädchen und Frauen von Freiwilligkeit reden können – so wenig können wir es bei den Millionen zwangsverhüllter Frauen in den islamischen Ländern, von Afghanistan über Iran bis Saudi-Arabien.

Und während Millionen Frauen in diesen Ländern unter Zwang unter diesem Leichentuch verschwinden, erlauben wir uns hierzulande die Koketterie, über „das Recht auf die Burka“ zu diskutieren – statt Solidarität mit den Entrechteten zu flaggen. Eines hoffentlich nicht allzu ferneren Tages wird vielleicht der Moment kommen, wo wir DemokratInnen uns schämen, eine solche Debatte überhaupt geführt zu haben.

ALICE SCHWARZER 



Deutsche Richter erlauben Kinderehe

Und deutsche Gerichte sprechen Recht nach der Scharia

Das Foto zeigt Nujood Ali, die Heldin der Kinderbräute. Die Jemenitin wurde von ihren Eltern, die 16 Kinder haben, mit neun Jahren zwangsverheiratet. Der Ehemann vergewaltigte sie, und die Schwiegereltern schlugen sie. Mit Unterstützung einer Tante wagte das Mädchen zu fliehen. Mit Hilfe einer engagierten Anwältin ging das Mädchen vor Gericht und verlangte die Scheidung – sie schaffte das Unmögliche. Heute geht Nujood wieder zur Schule. Sie will Anwältin werden.

Sabatina James' Blick spiegelt eine Mischung aus Verzweiflung und Resignation, als sie die Fragen von Claus Kleber beantwortet. Thema: Kinderheirat. Ob es denn, will der *heute journal*-Moderator wissen, für einen Rechtsstaat tatsächlich die richtige Antwort sei, „diese jungen Mädchen der Beziehung zu entreißen, ohne sich lange Fragen zu stellen“. Es gebe doch durchaus auch Mädchen, die sich von ihrem Mann geschützt fühlten. Und außerdem: Auch in Deutschland dürften doch die Eltern bestimmen, was ihre nicht volljährigen Kinder tun und lassen müssten. „Und dieses Recht würden Sie den Eltern ungefragt wegnehmen wollen?“ Sabatina James gibt eine ebenso knappe wie klare Antwort: „Das hängt ganz davon ab, was uns die Menschenrechte wert sind.“

Die gebürtige Pakistanerin wäre erleichtert gewesen, wenn damals, als sie mit 17 an einen Cousin verheiratet werden sollte, jemand sie dieser Beziehung „entrissen“ hätte, zum Beispiel ein österreichisches Jugendamt. Das aber musste das Mädchen, das ab seinem zehnten

Lebensjahr in Österreich aufgewachsen war, aus eigener Kraft tun. Sie floh aus ihrer orthodox gläubigen Familie. Heute unterstützt die 33-Jährige mit ihrem Hilfsprojekt „Sabatina e.V.“ Opfer von Zwangsheirat.

Mit bewundernswerter Ruhe erklärt sie deshalb Moderator Kleber: „Und es hängt davon ab, welches Wertesystem wir verteidigen wollen. Das der Flüchtlinge, in deren Herkunftsländern es leider immer noch keine rechtliche Gleichstellung für Frauen gibt – oder das Wertesystem Europas, wo Frauen emanzipiert und selbstbestimmt leben dürfen.“

Das Oberlandesgericht Bamberg hat kürzlich entschieden, welches Wertesystem es verteidigen möchte. Sie erkannten die in Syrien geschlossene Ehe zwischen einer 14-Jährigen und einem 21-Jährigen an. Das aus Syrien nach Deutschland geflüchtete „Ehepaar“ ist schon lange kein Einzelfall mehr. Nun hat das Gericht einen Präzedenzfall geschaffen.

Die Bundesländer, in denen die Flüchtlinge anbränden, melden zur Zeit Hunderte verhei-



Diese Kinderbräute in Afghanistan (oben) und Jemen fotografierte Stephanie Sinclair für die UN-Kampagne tooyoungtowed.org

ratete Minderjährige. Bis zum 31. Juli 2016 sind 1 475 verheiratete Minderjährige registriert worden, davon 1 152 Mädchen. 361 von ihnen sind unter 14 Jahre alt. Hinzu dürften zahlreiche Kinder-ehen kommen, die den Behörden gar nicht erst gemeldet werden, weil bekannt ist, dass in Deutschland Ehen mit unter 16-Jährigen verboten sind. Obwohl: Sind sie das tatsächlich noch? Das wird demnächst der Bundesgerichtshof entscheiden, dem das Bamberger Urteil vorliegt.

Der Fall: Der 21-Jährige hatte in Syrien im Februar 2015 seine 14-jährige Cousine geheiratet. Beide waren gemeinsam über die Balkanroute geflohen, im August 2015 in Deutschland angekommen und in einer Erstaufnahmeeinrichtung in Aschaffenburg aufgenommen worden. Wenig später wurde das Mädchen, nach deutschem Recht offiziell noch ein Kind, vom Jugendamt in Obhut genommen und in einer Einrichtung für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aufgenommen.

Doch der „Ehemann“ klagte auf „Rückführung“ seiner „Ehefrau“ zu ihm. Das Jugendamt hielt dagegen: Das Mädchen zeige „noch eher kindliches bis jugendliches Verhalten“ und füge sich „im Ergebnis den Erwartungen ihrer Familie und des Beteiligten“. Es sei außerdem zu befürchten, dass ungeschützter Geschlechtsverkehr zwischen den beiden stattfände und das Mädchen „höchstwahrscheinlich schwanger werde“. Deshalb sollten sich das 14-jährige Mädchen und der 21-jährige Mann nur zwei Stunden pro Woche unter Aufsicht treffen können. Das Amtsgericht Aschaffenburg lehnte die Klage des syrischen Mannes ab und bestätigte die Regelung, die das Jugendamt getroffen hatte. Begründung: Über diese in Syrien geschlossene Ehe werde nach deutschem Recht entschie-

den. Das aber sah das OLG Bamberg anders. Die Richter zogen es vor, sich nicht mit dem deutschen Recht zu befassen, nach dem das Mindestalter für eine Hochzeit 18 Jahre beträgt und in Ausnahmefällen – die ein Familiengericht bestätigen muss – bei mindestens 16 Jahren liegen kann. Stattdessen wälzte man in Bamberg intensiv das syrische „Personalstatutgesetz“ und studierte die Bestätigung der Eheschließung durch das örtliche syrische Scharia-Gericht. Und kam zu folgendem Schluss: „Eine in Syrien nach syrischem Eheschließungsrecht wirksam geschlossene Ehe einer zum Eheschließungszeitpunkt 14-Jährigen mit einem Volljährigen ist als wirksam anzuerkennen, wenn die Ehegatten der sunnitischen Glaubensrichtung angehören und die Ehe bereits vollzogen ist.“

Das OLG Bamberg hat mit diesem Urteil einen zentralen Grundsatz außer Kraft gesetzt: Wenn ein ausländisches Gesetz gegen den „Ordre Public“ verstößt, dann darf es in keinem EU-Staat angewandt werden. Der sogenannte „Ordre Public“ sind die grundlegenden Wertvorstellungen einer Gesellschaft.

Und so ist in Artikel 6 der Einführung ins Bürgerliche Gesetzbuch (EGBGB) festgeschrieben: „Eine Rechtsnorm eines anderen Staates ist nicht anzuwenden, wenn ihre Anwendung zu einem Ergebnis führt, das mit wesentlichen Grundsätzen des deutschen Rechts offensichtlich unvereinbar ist. Sie ist insbesondere nicht anzuwenden, wenn die Anwendung mit den Grundrechten unvereinbar ist.“ Und dieses Prinzip steht nicht nur im deutschen BGB, sondern auch in den Verordnungen der EU.

Letztere hatte 2008 begonnen, der Tatsache einen Riegel vorzuschieben, dass Gerichte von EU-Ländern im Familienrecht gemäß

dem so genannten „Internationalen Privatrecht“ jeweils das Recht des Landes angewandt, aus dem die Streitparteien ursprünglich kamen. Ausgerechnet das Familienrecht. Dazu muss man wissen, dass das „islamische Familienrecht“ die Frau vollkommen entrechtet: Frauen haben keinen eigenen Personenstand und sind abhängig vom Vater, Bruder oder Ehemann, bleiben also lebenslang unmündig.

Nicht nur in Deutschland hatte die Akzeptanz der Scharia-Gesetze zu katastrophalen Urteilen geführt. Da verneinte im Jahr 2007 das Frankfurter Amtsgericht, dass es sich bei der Misshandlung einer marokkanischen Ehefrau durch ihren Ehemann um „unzumutbare Härte“ handle, weil es in diesem Kulturkreis „nicht unüblich sei, dass der Mann gegenüber der Frau ein Züchtigungsrecht ausübt“. Da erkannte das OLG Hamm es im Jahr 2010 als gültige Scheidung an, dass der marokkanische Ehemann seine Frau „dreimal verstoßen“ hatte. Da akzeptierte das Siegburger Amtsgericht 2011 für die Einwilligung des iranischen Ehemannes in eine Scheidung, dass die Ehefrau ihm die „Morgengabe“, sprich: das Brautgeld zurückgab. Das Gericht hatte in der Verhandlung einen Mullah als Sachverständigen hinzugezogen.

Bereits 2012 hatte die Berliner Fachanwältin für Familienrecht und Ex-Vorsitzende des Juristinnenbundes, Jutta Wagner, beklagt, dass sich in Deutschland „zunehmend eine Paralleljustiz entwickelt, ausgeübt von islamischen Friedensrichtern unter Anwendung der Scharia“. Die EU will dem Einhalt gebieten, indem sie für immer mehr Rechtsgebiete festgelegt hat, dass nicht mehr die Staatsangehörigkeit der KontrahentInnen entscheidend ist, sondern ihr „gewöhnlicher Aufenthaltsort“. Doch selbst wenn ausländisches Recht angewandt wird, gibt es eine Grenze: den „Ordre Public“. Eigentlich.

Das weiß auch das OLG Bamberg. So erklärte Gerichtssprecher Leander Brößler: „Die Richter müssen in einer solchen Frage den so genannten Ordre Public prüfen, also ob eine ausländische gesetzliche Regelung mit den wesentlichen Werten unserer öffentlichen Ordnung vereinbar ist. Wäre das nicht der Fall, dürfte das ausländische Recht im Inland nicht angewendet werden.“

Dennoch erklärte das Gericht: „Die Eheschließung in Syrien ist auch anzuerkennen,

Hier protestiert „Terre des femmes“ gegen die Akzeptanz der Kinderehe (dargestellt von SchauspielerInnen). Im Hintergrund Vorsitzende Christa Stolle und Vorstandsmitglied Necla Kelek.



da ein möglicher Verstoß gegen Artikel 6 EGBGB (Ordre Public) dem nicht entgegensteht.“ Im Klartext: Selbst wenn die Kinderehe gegen unsere gesellschaftlichen Werte verstößt, erkennen wir sie trotzdem an.

Das war ungeheuerlich. Die Reaktionen waren entsprechend. „Das mittelalterliche Rechtsverständnis anderer Staaten widerspricht unserem Verständnis von Minderjährigenschutz“, erklärte der bayerische Justizminister Winfried Bausback (CSU). Er wolle eine „klare Regelung, nach der im Ausland geschlossene Ehen mit unter 16-jährigen Mädchen durch unsere deutsche Rechtsordnung nicht anerkannt werden“. Auch die Reaktion des Bundesinnenministeriums war deutlich: „Wir brauchen ein eindeutiges Verbot, Kinderehen aus dem Ausland in Deutschland fortzuführen. Kinderehen schaden Kindern immer.“ Und auch aus der SPD hieß es: „Zur Ehe gehören zwei volljährige Partner.“

Wer nun aber geglaubt hatte, dass die klaren Statements auch ein schnelles Gesetz zur Folge haben könnten, irrt. Justizminister Heiko Maas (SPD) nahm sich kein Beispiel an den niederländischen Nachbarn, die das Problem schon im letzten Jahr erkannt und blitzschnell gelöst hatten: Im Eilverfahren verabschiedeten sie ein Gesetz, das Hochzeiten unter 18 Jahren seit dem 1. Januar 2016 grundsätzlich verbietet und Ehen mit Minderjährigen, die im Ausland geschlossen wurden, grundsätzlich nicht mehr anerkennt. Der deutsche Justizminister hat nun Anfang September zunächst eine Bund-Länder-Arbeitsgruppe eingerichtet, die über ein potenzielles Gesetz beraten soll.

Bei dieser Gelegenheit sollte diese Arbeitsgruppe auch daran arbeiten, einen

Kardinalfehler aus dem Jahr 2009 rückgängig zu machen. Damals hatte Deutschland die Standesamtspflicht aufgehoben. Bis dato musste, wer kirchlich heiratete, zunächst die weltliche Ehe schließen. Seit sieben Jahren sind kirchliche Hochzeiten auch ohne Standesamt erlaubt. „Das hat zur Folge, dass auch für Muslime und ihre Imam-Ehen die Standesamtspflicht nicht mehr gilt“, klagt nicht nur Necla Kelek. Imame können also Ehen mit mehreren Ehefrauen ebenso schließen wie Erwachsene mit Minderjährigen trauen. „Kinderehen in Flüchtlings- und Migrantenfamilien sind keine Einzelfälle“, sagt Kelek. „Und sie bewegen sich damit nicht einmal außerhalb der deutschen Gesetze.“

Es wird also Zeit, dass diese Gesetze geändert werden. Um es mit Sabatina James zu sagen: „Ich finde, in Deutschland sollten wir die Freiheit und die Selbstbestimmung der Frau verteidigen, die haben wir uns lange und hart erkämpft. Das ist in den Herkunftsländern der Flüchtlinge nicht der Fall. Und gerade deshalb müssen wir ihnen vorleben, dass eine Frau, die frei und selbstbestimmt lebt, die beste Option ist. Für alle.“

Ob die im „Koordinationsrat der Muslime in Deutschland“ organisierten Verbände das auch so sehen? Womöglich ja nicht. Keiner der vier Verbände hat das skandalöse Bamberger Urteil kritisiert.

CHANTAL LOUIS 

 emma.de

Scharia-Recht mitten in Deutschland (3/15), Scharia mitten unter uns (3/13), Der fatale Staatsvertrag (4/12), Portrait Nujood Ali (1/09)



RAINER WENDT

„Die Täter lachen doch über uns!“

Sepp Spiegler/mago

Wenn er in einer Talkshow sitzt, wird es definitiv nicht langweilig. Denn Rainer Wendt, 25 Jahre lang Schutzpolizist in Duisburg und seit 2007 Vorsitzender der Deutschen Polizeigewerkschaft, redet Klartext. Das tut er auch in seinem Buch „Deutschland in Gefahr“ – und im Gespräch mit EMMA.

Herr Wendt, Sie sind ganz offensichtlich stinksauer. Zum Beispiel darüber, dass Justizminister Maas eine Arbeitsgruppe eingerichtet hat, die sich mit dem Thema Kinderheirat beschäftigen soll. Warum ärgert Sie das?

Nach meinem Rechtsverständnis muss die Eheschließung mit Kindern ausgeschlossen sein. Wir müssen uns hier in Deutschland doch nicht nach anderen Rechtskulturen richten! In manchen Ländern gehört es ja ebenfalls zur Rechtskultur, Frauen öffentlich auszupeitschen. Das tun wir hierzulan-

de ja auch nicht. Es ist mir schon schleierhaft, wie man als Richter sagen kann: „Na ja, eigentlich ist Kinderheirat verboten, aber unter bestimmten Bedingungen erlauben wir sie doch.“

Wie es das Oberlandesgericht Bamberg kürzlich getan hat, als es die Ehe zwischen einer 14-Jährigen und ihrem 21-jährigen Cousin für rechtmäßig erklärt hat.

Genau. Und dass dann die Politik nicht schneller reagiert, sondern erstmal eine Arbeitsgruppe einrichtet, verstehe ich überhaupt nicht. Das heißt doch: Das schieben wir jetzt mal auf die ganz lange Bank. Wenn ich Justizminister wäre, hätte ich gesagt: Hier kriegt kein Landesjustizminister auch nur ein Wochenende frei, bis das Thema geregelt ist!

Wäre die geltende Rechtslage ausreichend, um diese Ehe nicht anzuerkennen? Oder müssten wir, wie es unsere holländischen Nachbarn getan haben, das Eheschließungsalter auf 18 anheben und Ausnahmen verbieten?

Offensichtlich ist eine gesetzliche Klarstellung notwendig, damit auch der letzte Richter begreift, dass Kinderehen in Deutschland nichts zu suchen haben.

Die wenigen Täter der Silvesternacht, die vor Gericht gestellt werden konnten, sind bisher alle zu Bewährungsstrafen verurteilt worden. Das jüngste Urteil: Ein 19-jähriger Afghane, der sich in Hamburg am Neujahrsmorgen auf eine junge Frau gestürzt, sie verletzt und auf ihr masturbiert hatte, wurde vom Hamburger Landgericht zu zwei Jahren auf Bewährung verurteilt. Hätten Sie sich ein anderes Urteil gewünscht?

Ja: eine deutliche Freiheitsstrafe! Die Botschaft, die bei dem jungen Mann ankommt, ist doch die: Ich habe eine schwere Straftat begangen, aber in Deutschland passiert mir nichts. Und wenn ihm womöglich noch strafmildernd angerechnet wird, dass er, wie er ja sagte, nicht gewohnt war, dass Frauen hier unverschlei-ert durch die Straßen laufen, kann ich nur sagen: In keinem Land der Welt ist es erlaubt, sich einer Frau gegenüber so zu verhalten! Der Täter hat die Frau gebissen und auf andere Weise verletzt. Er weiß

ganz genau, dass er eine Straftat begangen hat und erzählt jetzt diesen Kulturquatsch. Und die Richterin ist ihm offenbar auf den Leim gegangen. Ja, Richter sind unabhängig und das ist auch gut so. Aber sie sind nicht unfehlbar. Man muss auch Richter öffentlich kritisieren können, sie fällen ihre Urteile schließlich im Namen des Volkes. Und wir müssen auch an die Opfer denken: Es muss dringend verhindert werden, dass die Opfer dem Täter am nächsten Tag am gleichen Tatort begegnen – wo er wieder nach neuen Opfern Ausschau hält.

Und wie könnte das verhindert werden?

Diese Täter haben in der Regel in Deutschland überhaupt keinen Asylanspruch. Deren Anerkennungsquote liegt bei unter einem Prozent. Deshalb muss zwar das Asylverfahren durchgeführt werden, darauf hat auch ein Täter in unserem Rechtsstaat natürlich einen Anspruch. Aber er hat keinen Anspruch darauf, das Ende des Asylverfahrens in Freiheit abzuwarten. Deshalb sollte mit dem Urteil – auch wenn es sich um eine Bewährungsstrafe handelt – die Auslieferungshaft beginnen. Wir müssen verhindern, dass es noch mehr Opfer gibt.

Kann ein Täter überhaupt abgeschoben werden?

Auf das Asylverfahren hat das Urteil gar keinen Einfluss, das ist von der strafrechtlichen Schiene völlig unabhängig. Wenn er aber kein Asyl bekommt, kann er leichter ausgewiesen werden. Er kann dann nicht mehr so viele Abschiebehindernisse ins Feld führen.

Wir haben es ja nicht nur mit Tätern zu tun, die gerade erst nach Deutschland gekommen sind, sondern auch mit solchen, die schon länger hier sind.

Das ist richtig. Deutschland hat in den 1980er und 1990er Jahren das Thema Integration gründlich vermässelt. Wir haben Parallelgesellschaften entstehen lassen. Wenn Sie durch Berlin-Neukölln gehen, kommen Sie sich vor, als wären Sie im Urlaub in Marokko. Und da gelten unsere Gesetze ganz einfach nicht, Stichwort arabische Clans und nordafrikanische Intensivtäter. Und für die gilt das

gleiche wie für die gerade Angekommenen: Wir müssen sie endlich bestrafen und ausweisen! Wir nehmen manche Täter acht- bis zehnmal am Tag fest und lassen sie wieder laufen. Diese Leute lachen ja nur noch über uns. Und jetzt treffen die Neuankömmlinge auf eine etablierte kriminelle Szene, die ihnen sagt: Ihr könnt euch bei uns einklinken. Wir hätten uns dieser Täterszene seit Jahrzehnten viel intensiver widmen müssen. Stattdessen haben wir das Gegenteil gemacht. Wir haben nicht drüber gesprochen. Wir haben das Thema Abschiebung ganz nach hinten geschoben. Wir haben eine ganze Industrie gezüchtet, die Abschiebehindernisse entwickelt, ganze Anwaltskanzleien leben davon. Und jetzt haben wir den Salat.

Und was müsste passieren, um sexuelle Gewalt an Frauen in den Flüchtlings-Unterkünften zu verhindern?

Die gab es ja lange Zeit angeblich gar nicht. Was Frauenorganisationen und auch ich dazu gesagt haben – nämlich dass es dort sexuelle Übergriffe gibt und dass man da genau hinschauen muss – wurde ganz schnell als rechtspopulistische Hetze abgetan. Und aus der Politik kam gebetsmühlenartig der Satz: „Dazu liegen uns keine Erkenntnisse vor.“ Dieser Satz heißt übersetzt: „Wir wissen es nicht – und wir wollen es auch nicht wissen.“ Mittlerweile wissen wir, dass es diese Übergriffe gibt. Und es spricht einiges dafür, dass die Dunkelziffer in Flüchtlingsunterkünften signifikant höher ist als bei Sexualstraftaten ohnehin schon. Wir wissen ja, dass sich Frauen sehr schwer tun, nach einem sexuellen Übergriff Anzeige zu erstatten. Über 80 Prozent gehen nach einer Sexualstraftat nicht zur Polizei. Das ist eine sehr, sehr hohe Quote schon bei den Frauen aus unserem Kulturkreis. Da die Scheu von Frauen in einer Flüchtlingsunterkunft vor Behörden noch viel größer ist, können wir hier von einer noch größeren Dunkelziffer ausgehen. Deshalb wäre es dringend notwendig gewesen, von Anfang an ein besonderes Augenmerk darauf zu haben. Das fängt bei der gezielten Betreuung von Frauen und Mädchen durch qualifiziertes Personal an und geht weiter mit der Qualifikation

der Sicherheitsunternehmen. Wir bräuchten Sicherheitsdienste mit gut geschulten Personalkräften, die wissen, wie sie diese Frauen ansprechen müssen. Und eine Polizei und Staatsanwälte, die sexuelle Übergriffe auch verfolgen.

Es gibt immer wieder Hinweise darauf, dass die Sicherheitsdienste wahlweise rechts oder islamistisch unterwandert sind. Wie sehen Sie das?

Das erste Problem ist, dass diese Aufgabe nicht der Staat übernimmt, sondern dass wir sie privatisiert haben. Die Maxime lautet: Billig, billig, billig! Das nächste Problem ist: Überprüft wird nur der Betreiber des Sicherheitsdienstes. Wenn der einmal seine Genehmigung hat, kann er einstellen, wen er will. Da guckt dann niemand mehr hin. Und dann hat man dort Leute, die manchmal selbst an solchen Übergriffen auf Frauen und Kinder beteiligt sind oder sie decken.

Ihnen wird vorgeworfen, Sie schürten Ängste und trieben die Menschen in die Arme der AfD.

Es wird ja inzwischen jeder als Rechtsextremist bezeichnet, der auch nur auf bestimmte Kriminalitätsphänomene hinweist. Oder auf das Grundgesetz. Diese Art zu diskutieren hat sich ja inzwischen durchgesetzt: Man muss diejenigen, deren Meinung man nicht hören will, nur als Rechtspopulisten bezeichnen. Wenn ich von Politikern im linksideologischen Märchenland so bezeichnet werde, macht mir das nichts aus. Deshalb nenne ich die Dinge trotzdem beim Namen. Und mit zeitlicher Verzögerung tun das ja inzwischen auch andere, auch CDU-Politiker. Am Anfang haben sie sich dabei noch verschluckt. Und wenn mich Claudia Roth nicht lobt – dann kann ich durchaus damit leben. 

Das Gespräch führte Chantal Louis.

Weiterlesen

Rainer Wendt: Deutschland in Gefahr
(riva, 19.99 €)

RUUD KOOPMANS

„Der Islamismus ist ein Import aus den muslimischen Ländern!“

Der Soziologe Ruud Koopmans aus Holland forscht und lehrt am „Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung“. Die Resultate seiner europaweiten Studien sind überraschend. Und unbequem. Manche finden sie gar „rassistisch“.

Herr Professor Koopmans, Sie haben untersucht, wie verbreitet religiös-fundamentalistische Einstellungen bei muslimischen EinwanderInnen sind. Was haben Sie herausgefunden?

Bis zu meiner Studie war darüber fast gar nichts bekannt. Und ich hatte die Vermutung, dass solche Einstellungen weiter verbreitet sind als bis dato angenommen. Das hat sich bestätigt: 30 Prozent der Befragten in Deutschland haben ein fundamentalistisches Weltbild. In Belgien und Frankreich waren es sogar 50 Prozent.

Was haben Sie als „fundamentalistisches“ Weltbild definiert?

Wir haben die Zustimmung zu drei Aussagen abgefragt: Sollten Muslime zu den Wurzeln des Islam zurückkehren? Gibt es nur eine bindende Auslegung des Koran? Und: Sind religiöse Regeln wichtiger als säkulare Gesetze? Bei denen, die allen drei Aussagen zugestimmt haben, gehen wir

von einem fundamentalistischen Weltbild aus. Und dieses Weltbild geht einher mit Feindseligkeit gegenüber anderen Gruppen. So lehnten zum Beispiel fast drei Viertel derjenigen mit fundamentalistischer Haltung Homosexuelle als Freunde ab und stimmten der Aussage zu, dass man „Juden nicht trauen kann“. Diesen Zusammenhang kennen wir auch aus Studien über christlichen Fundamentalismus.

Haben Sie auch nach der Haltung gegenüber Frauen gefragt?

Wir haben nach den Geschlechterrollen gefragt. Wir haben gefragt, ob Mütter arbeiten sollten oder nicht. Oder ob Frauen außerhalb des Hauses ein Kopftuch tragen sollten. Das Ergebnis war, dass es auch hier einen starken Zusammenhang gab zwischen religiösem Fundamentalismus und der Befürwortung traditioneller Geschlechterrollen. Allerdings denkt der durchschnittliche Muslim nicht viel anders als der durchschnittliche Christ über die Frage, ob Frauen mit Kindern arbeiten sollten oder nicht: In beiden Religionsgruppen sind um die 50 Prozent dieser Meinung zugestimmt. Nur die Nicht-Gläubigen haben da emanzipiertere Vorstellungen. Ein weiterer wichtiger Befund: Die Wahrscheinlichkeit,

dass eine Frau ein religiösfundamentalistisches Weltbild hat, ist dann am höchsten, wenn sie ein Kopftuch trägt. Was nicht heißt, dass alle Kopftuch-Trägerinnen Fundamentalistinnen sind. Aber in vielen Fällen hat das Kopftuch sehr wohl eine Bedeutung: Es steht für eine konservative bis fundamentalistische Glaubensauffassung. Von den Kopftuchträgerinnen in den sechs europäischen Ländern haben mehr als 60 Prozent eine fundamentalistische Glaubensauffassung und 55 Prozent meinen, dass man Juden nicht trauen kann.

Ihre Studie hat ergeben, dass eine solche islamistische Glaubensauffassung bei den jungen Befragten genauso stark vertreten ist wie bei den Älteren.

Bei Christen ist der religiöse Fundamentalismus deutlich stärker in der älteren Generation vertreten. Bei den Muslimen hingegen gibt es kaum einen Zusammenhang zwischen fundamentalistischen Einstellungen und Alter. Das ist beunruhigend. Und die Erklärung dafür liegt außerhalb Europas. Es wird oft behauptet, dass Radikalisierung eine Reaktion auf Ausschluss aus der Einwanderungsgesellschaft ist. Wenn das aber so wäre, dann müssten wir ja in den Herkunftsländern

deutlich weniger Radikalisierung, Fundamentalismus und Fremdenfeindlichkeit finden. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die Einwanderung hat also die Muslime eher säkularisierter und liberaler gemacht. Dieser ganze religiöse Fundamentalismus ist in den islamischen Herkunftsregionen entstanden und nach Europa übergeschwappt. Natürlich sind dafür dann bestimmte Menschen anfälliger als andere, nämlich diejenigen mit schlechterer Bildung und ohne Job. Die denken zu 55 Prozent fundamentalistisch. Aber auch bei den Muslimen mit Hochschulabschluss und einem Job finden wir immer noch einen Prozentsatz von 21 Prozent mit fundamentalistischen Ansichten.

Sie haben festgestellt: Muslime sind die Migrantengruppe, bei der die Integration in den Arbeitsmarkt am schlechtesten funktioniert. Was sind die Gründe?

Die landläufige These lautet ja: Die Ursache für die Nachteile von Muslimen am Arbeitsmarkt sind die so genannte Islamophobie, Diskriminierung und Ausgrenzung. Aber Studien, die das behaupten, messen Diskriminierung überhaupt nicht. Ich habe mir nun vier Faktoren angeschaut: Erstens die Sprachkenntnisse. Zweitens die Mediennutzung – also, ob jemand überwiegend die Medien des Herkunftslandes oder deutsche Medien nutzt. Drittens interethnische soziale Kontakte: Hat jemand deutsche Freunde, Nachbarschaftsbekannte und Familienmitglieder? Und viertens die Auffassung über die Rolle der Frau. Und wenn wir diese Faktoren mit einbeziehen, dann finden wir fast keine Unterschiede mehr zwischen dem Arbeitsmarkterfolg von Muslimen und Nicht-Muslimen.

Ihre Studie heißt: „Funktioniert Assimilation?“ Assimilation gilt ja als „böses Wort“, weil es suggeriert, die Migranten sollten ihre kulturellen Wurzeln kappen.

Die historische Ursache für den schlechten Ruf des Begriffs ist, dass man zum Beispiel in Australien bei den Aborigines oder in den USA bei den Indianern versucht hat, die Kultur dieser Gruppen zu zerstören. Das ist natürlich aus guten Gründen in Verruf geraten. Und das habe ich selbstverständlich nicht gemeint. Der wesentliche Aspekt für den Erfolg von Integration ist

nicht, dass man seine eigene Kultur aufgibt, sondern dass man sich die Kultur des Wohnlandes aneignet. Wenn aber zum Beispiel türkische Kinder mit ihren Eltern zu Hause Türkisch sprechen, darüber hinaus den ganzen Tag türkisches Fernsehen läuft und die Kinder auch nur mit anderen türkischen Kindern spielen, dann können sie, wenn sie mit sechs in die Schule kommen, oft einfach kein gutes Deutsch. Und es ist sehr schwierig, das wettzumachen.

In den Medien war die Rede davon, Sie würden Migranten eine Art „Selbstdiskriminierung“ unterstellen.

Das Wort würde ich selbst nicht benutzen, weil natürlich niemand sich selbst bewussten Schaden würde. Vielmehr haben wir Migranten über Jahrzehnte die falsche Botschaft eingepägt, dass kulturelle Assimilation unwichtig und unerwünscht sei. Die Botschaft kam sowohl von Konservativen aus den Herkunftsländern wie der türkische Präsident Erdoğan, als auch von Anhängern des Multikulturalismus in den Einwanderungsländern. Wir sehen in Deutschland und auch in den Niederlanden die Tendenz, Migranten als Opfer wahrzunehmen, die nicht wirklich entscheidungsfähig sind und die wir folglich nicht wirklich ernst nehmen müssen. Und wir haben auch die Neigung, die Ursachen für Integrationsprobleme zu einseitig bei der aufnehmenden Gesellschaft zu suchen. Ich glaube, dass erfolgreiche Integration erst mal die Verantwortung der Person selbst ist, die eine Menge dafür tun kann. Und viele Migranten tun das auch. Dazu gehört der Spracherwerb, das Aufbauen von Kontakten zur Mehrheitsgesellschaft, sich nicht abzuschotten und auch die Übernahme bestimmter Auffassungen – zum Beispiel über die Emanzipation der Frau. Das ist ein Prozess, der in vielen Zuwanderergruppen stattfindet. Aber bei den Muslimen findet er langsamer statt und zum Teil stagniert er sogar.

Warum?

Das hat etwas mit der größeren kulturell-religiösen Barriere zu tun. Nehmen wir mal die Auffassungen über die Rolle der Frau. Die Vorstellung, dass Frauen ins Haus gehören, war ja auch bei uns lange religiös begründet, und der Islam ist das auch heute nicht sehr fortschrittlich. Und

das erklärt zu einem großen Teil die geringe Arbeitsmarkt-Partizipation muslimischer Frauen. Nicht nur im Vergleich zu Frauen aus der Mehrheitsgesellschaft, sondern auch im Vergleich zu Frauen aus anderen Migrantengruppen. Die haben nämlich zum Teil sogar eine höhere Arbeitsmarkt-Partizipation als deutsche Frauen, die ja in dieser Hinsicht auch nicht die fortschrittlichsten sind. Konservative religiöse Ansichten führen auch dazu, dass es weniger soziale Kontakte mit der Mehrheitsgesellschaft gibt als bei anderen Migrantengruppen. Wenn man zum Beispiel nicht möchte, dass verheiratete Frauen Kontakt haben mit Männern außerhalb der Familie, oder dass die eigenen Töchter mit fremden Jungs in Kontakt kommt, dann führt das zwangsläufig in die soziale Abschottung. Solche Integrationsbarrieren sind bei Muslimen leider weit verbreitet. Genauso wie Rechtsradikalismus nicht begrenzt ist auf ein paar Extremtäter, sondern bis in die Mitte der Gesellschaft reicht, so reicht auch der islamische Fundamentalismus bis in die Mitte der muslimischen Community.

Aber die Politik tut sich sehr schwer damit, das Problem zu benennen. Warum?

Weil die Realität nicht in das ideologische Weltbild von der bösen Aufnahmegesellschaft und den armen Migranten als diskriminierten Opfern passt. Da gibt es so eine neokolonialistische Idealisierung von Migranten als „edle Wilde“, denen dauernd geholfen werden muss, weil sie selbst keine Verantwortung tragen können. Der zweite Grund ist ein strategischer, nämlich die Vorstellung, dass man, wenn man das Problem benennt, alle Muslime stigmatisiert und gerade damit eine weitere Radikalisierung fördert. Das ist zum Beispiel die Linie in der Politik von Obama, der niemals das Wort Islam verwendet, sondern immer nur ganz allgemein von „Terrorismus“ spricht.

Ist da nicht was dran?

Nicht viel. In der ganzen Integrationsdebatte der 1980er und 1990er Jahre war der Islam überhaupt kein Thema. Da ging es um Nationalitäten oder in manchen Ländern auch um die Hautfarbe, um Türken oder Schwarze. Der Islam ist erst ein Thema geworden, nachdem in

Kenia und Tansania die ersten Anschläge verübt wurden. Und dann kam der große Boom mit 9/11. Erst dann haben Leute wie Geert Wilders in den Niederlanden angefangen, den Islam als großes Problem zu definieren. Es ist also nicht so, dass die Radikalisierung der Muslime und das weltweite Aufkommen von Fundamentalismus eine Reaktion ist auf Islamfeindlichkeit. Die Islamfeindlichkeit ist eine Reaktion auf das Aufkommen von Fundamentalismus und Radikalisierung.

Und wie sehen Sie die Rolle der muslimischen Verbände wie DITIB oder den Zentralrat der Muslime?

Diese sind Vertreter der großen Verneinungsthese: Fundamentalismus und Radikalisierung hätten mit dem Islam nichts zu tun und fänden in den muslimischen Gemeinschaften überhaupt keine Unterstützung. Stattdessen sollten sie anerkennen, dass sie ein massives Problem in den eigenen Reihen haben und aktiv dafür kämpfen, dem einen anderen, modernisierten Islam entgegen zu setzen. Das tut man nicht, in dem man das Problem verneint und die Schuld auf die Islamophobie und den Westen schiebt. Dabei gibt es sowohl in den muslimischen Communitys in Europa als auch in der muslimischen Welt insgesamt eine Polarisierung: Auf der einen Seite gibt es eine bisher noch viel zu wenig sichtbare Modernisierungsbewegung und auf der anderen Seite die Fundamentalisten, die lautstark das öffentliche Bild vom Islam prägen. Das ist typisch, denn Fundamentalismus ist immer einer Reaktion auf Modernisierung. Und da diese Modernisierung vor allem etwas ist, das von außen kommt, nämlich vom Westen, geht das fundamentalistische Weltbild einher mit einer großen Feindseligkeit gegenüber dem Westen.

Der Nationalsozialismus war ja auch eine Reaktion auf die Moderne.

Genau. Der Nationalsozialismus war in dem Sinne ja auch eine fundamentalistische Bewegung, nur eben völkisch-nationaler und nicht religiöser Art. Ebenfalls mit einem reaktionären Geschlechterbild. Das findet man übrigens auch bei der AfD. Auch der Erfolg der AfD ist eine Reaktion auf einen Modernisierungsprozess: die Globalisierung. Die Flüchtlinge sind nur ein kleiner Teil

davon, aber eben der, der am greifbarsten und am ehesten beeinflussbar scheint. Aber was ist mit den weltweiten Kapitalströmen und dem, was an der Börse und mit den Banken passiert und was niemand versteht? Die Wählerschaft der AfD gehört eher nicht zu den Gewinnern der Globalisierung. Das sind nicht zwingend nur Arbeitslose. Das ist auch die ältere Generation, die nicht so gut Englisch spricht. Leute in den ländlichen Regionen und ohne Hochschulabschluss, die nicht mal eben durch die Welt fliegen oder für einen Job ins Ausland gehen. Und wenn dann die Flüchtlinge kommen und mit jemandem, dessen Job gerade nach China verlegt wurde, um die gleichen Arbeitsplätze und Wohnungen konkurrieren, dann konzentriert sich das Schlachtfeld auf die Flüchtlingsfrage. Die ganze Diskussion ist emotional und moralisch extrem aufgeladen. Es ist ein Konflikt zwischen Gut und Böse. Das macht die Debatte manchmal extrem frustrierend für einen Wissenschaftler, der versucht, einen sachlichen Beitrag zu leisten.

Sie gehören für manche eindeutig zu den „Bösen“. Zum Beispiel für einige Ihrer Studenten, die Ihnen vorwerfen, mit Ihren Studien „den Nährboden für antimuslimischen Rassismus“ zu liefern.

Mit den Studenten in meinen Seminaren, in denen meine Studien Thema waren, gab es überhaupt keine Probleme. Erst als ich mit den Studien in den Medien war, haben andere Studenten ein Pamphlet auf Facebook veröffentlicht. Aber es ging offenbar nicht darum, eine sachliche Diskussion zu führen, was ja an einer Uni üblich wäre: Wenn du nicht einverstanden bist mit dem, was ein Prof publiziert, dann sprichst du ihn an oder lädst ihn zu einer Diskussion ein. Dafür sind Universitäten doch da. Stattdessen haben sie ihre Kritik der Welt kundgetan und Interviews gegeben, ohne auch nur ein einziges Wort mit mir gesprochen zu haben. Am 9. November wird die Diskussionsveranstaltung, die wir gleich am Anfang hätten führen können, nun stattfinden.

Ihre Studienergebnisse wurden in der Tat ausgerechnet in Deutschland lange ignoriert. Eher linksgerichtete Medien wie die *Süddeutsche*, die *Frankfurter Rundschau* oder der *Tagesspiegel* haben bis heute nicht über meine Forschung berichtet. Erst als

die Kritik von ein paar Studenten aufkam, haben sie das Thema plötzlich aufgegriffen. Es gibt also links durchaus eine gewisse Tabuisierung. Die Debatte um das Burkaverbot ist ein Beispiel dafür. Statt einem Austausch von Argumenten für und dagegen, wird da sofort gesagt: „Das ist verfassungsfeindlich!“ Das vergiftet aber die Debatte, weil man den Befürwortern eines Verbots unterstellt, sie seien keine Demokraten. Dabei haben unsere Nachbarstaaten Frankreich und Belgien ein solches Verbot und sind immer noch funktionierende Demokratien. Was nicht heißt, dass ich für ein allgemeines Burkaverbot bin, aber ich finde schon, wir sollten darüber diskutieren können, ohne den anderen gleich zu unterstellen, er sei ein Rassist oder Verfassungsfeind.

Interessiert sich die Politik inzwischen für Ihre Erkenntnisse?

Seit der Flüchtlingskrise habe ich verstärkt Einladungen von Ministerien oder Parteien bekommen. Die Grünen haben mich allerdings noch nie eingeladen. Doch, früher einmal. Aber was ich gesagt habe, hat ihnen, glaube ich, nicht gefallen.

Sie sind ja selbst früher Mitglied bei den niederländischen Grünen gewesen.

Ja, und ich verstehe mich weiterhin als Linksliberaler. Ich verstehe nur manchmal die Linksliberalen nicht mehr. Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, in der eine kritische Haltung gegen religiöse Orthodoxie zum Inbegriff von „links“ gehörte. Und die Verteidigung der Rechte von Frauen und Homosexuellen oder die Opposition gegen antisemitische Tendenzen scheint mir ebenfalls Teil eines linken Weltbilds zu sein. Aber ein Großteil der Linken verteidigt heute religiöse Konservative, die sie ein paar Jahrzehnte vorher, als es christliche Konservative waren, noch angegriffen hatten. Das ist für mich einfach unverständlich.

Sie sind selbst mit einer Türkin verheiratet. Meine Frau bestätigt mich in meiner Haltung. Sie kommt aus einer religiös liberalen alevitischen Familie und die ist über die fundamentalistischen Tendenzen in der Türkei sehr besorgt.



Das Gespräch führte Chantal Louis.

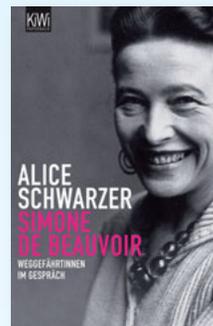


EMMA kämpft für meine und für deine Freiheit!

Wer **jetzt** abonniert, erhält EMMA für **45 Euro** ein Jahr lang 6-mal frei Haus. Plus Buchgeschenk nach Wahl.



oder



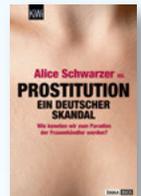
DER SCHOCK schlägt den Bogen vom Bahnhofplatz in Köln über den Tahir-Platz in Kairo bis zum Iran Khomeinis.

oder

Die legendären Gespräche mit Simone de Beauvoir zwischen 1972 und 1982.

3 Wege führen zum Abo

- ▼ www.emma.de/abo
- ▼ Anrufen: 0711/725 22 85
- ▼ Coupon ausfüllen!



Plus ein Extra bei Bankeinzug: DAS Buch zur Prostitution! Mit Stimmen von Prostituierten und Wegen zum Ausstieg.

JA, ICH WILL DAS EMMA-ABO ZUM JAHRES-PREIS VON 45 €, INKL. GESCHENK!

An: EMMA Abo-Service, Postfach 81 06 40, 70523 Stuttgart

- Ich abonniere für mich persönlich. (E0616)
- Ich verschenke ein Abo. (G0616)
- Ich vermittele ein Abo. (V0616)

Ich möchte folgendes Buch (ankreuzen):

- Alice Schwarzer (Hg.), „Der Schock“ 6040/6044
- Alice Schwarzer, „Beauvoir Interviews“ 6038/6045

Das Geschenk geht an:

Name, Vorname _____

Meine Adresse:

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ, Ort _____

Telefon _____ Geburtsdatum _____

E-Mail _____

Ich zahle per Einzugsermächtigung.

IBAN _____

BIC _____

Datum, Unterschrift _____

Adresse der/des Beschenkten/Vermittelten:

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ, Ort _____

Telefon _____ Geburtsdatum _____

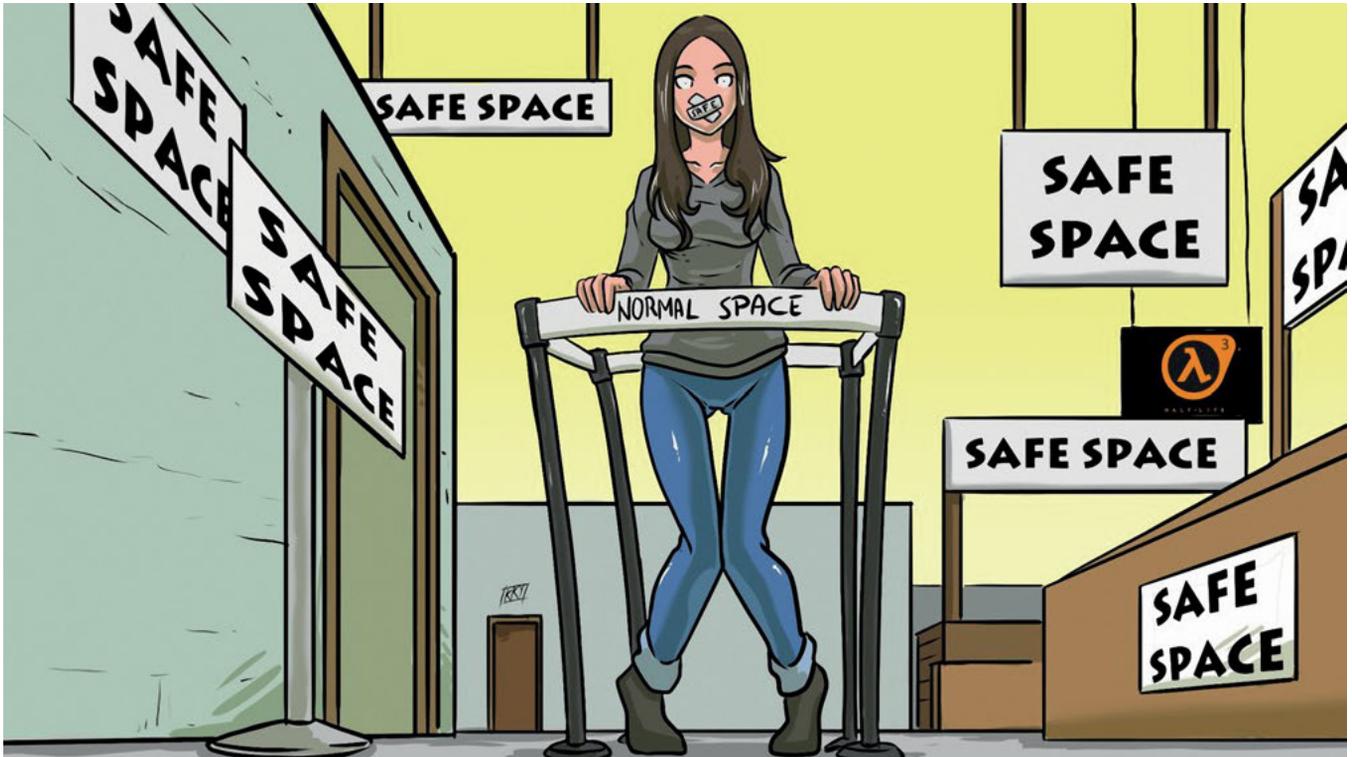
EMMA erscheint in der EMMA Frauenverlags GmbH, Geschäftsführerin Alice Schwarzer, Bayenturm, 50678 Köln, HRB 7742 Köln. Preis 45 € [75 Sfr] im Jahr, Versand gratis in Deutschland, Schweiz und Österreich. Weiteres Ausland zzgl. Versandkosten. Nach dem ersten Jahr kann ich jederzeit kündigen.

SEPA-Lastschriftmandat Ich ermächtige den ZENIT-Vertrieb, wiederkehrende Zahlungen mittels Lastschrift von meinem Konto einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Vertrieber auf mein Konto eingezogene Lastschrift einzulösen. Hinweis Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen.

Widerrufsgarantie Sie können Ihren Vertrag innerhalb von 14 Tagen ohne Angabe von Gründen in Schriftform widerrufen. Das Widerrufsformular finden Sie unter www.emma.de/widerruf. Zur Wahrung der Frist genügt die Absendung an: EMMA Abo-Service, Postfach 810640, 70523 Stuttgart, E-Mail emma@zenit-presse.de, Fax 0711/725 23 33.

Was ist dem denkenden Menschen zumutbar?

Die Political Correctness nimmt absurde Züge an in amerikanischen Universitäten und im korrekten Milieu. Jetzt wehren sich AkademikerInnen und SchriftstellerInnen.



So hätten sich die amerikanischen Feministinnen der 1970er-Jahre einen „Safe Space“ bestimmt nicht vorgestellt. Als die Autorin des Buches „Rape Culture Hysteria“, Wendy McElroy, im Herbst 2014 an die Brown University nach Rhode Island kam, um mit Studierenden kritisch über den nach ihrer Meinung zu weit gefassten Begriff der „sexuellen Belästigung“ zu debattieren, richtete die Universität auf dem Campus einen „Sicheren Ort“ ein. Der sollte es speziell Studentinnen erleichtern, McElroys Rede in Ruhe „zu verarbeiten“. Neben Malbüchern, Knete und Videos von herumtollenden Hundewelpen hielten Freiwillige in der „BWell Safe Space“ auch Kuscheldecken und Kekse bereit. Kein Witz. Realität im 21. Jahrhundert.

Das Ziel der amerikanischen Frauenbewegung der 1970er-Jahre, geschützte Räume zu schaffen, hat die Brown University allerdings gründlich missverstanden. Studierende wie Mädchen im Kindergartenalter zu behandeln – das steht in krassem Gegensatz zu dem, was die Feministin Kathie Sarachild und ihre Mitstreiterinnen der Organisation New York Radical Women damals als „Safe Space“ definierten. „Der Begriff ‚Sicherer Ort‘ stand nicht nur für einen Raum an sich, sondern beschrieb auch die Erfahrung, mit anderen Frauen eine Gemeinschaft zu bilden. Es ging und geht darum, die Lebensumstände von Frauen zu ändern“, fasste die amerikanische Frauenrechtlerin Moira Kenney damals die Idee zusammen.

Jetzt zieht die University of Chicago gegen missverständene Sicherheitszonen und weitere

Exzesse der Political Correctness zu Felde. Nach dem Trend der vergangenen Jahre, den amerikanischen Nachwuchs auf dem Campus nicht mit kontroversen Diskursen zu Themen wie Feminismus, Gender und Hautfarbe zu verschrecken, kündigte der „Dekan für studentische Angelegenheiten“ jetzt an, die Studierenden von diesem Wintersemester an nicht länger in Watte packen zu wollen. „Unser Bekenntnis zur akademischen Freiheit bedeutet, dass wir so genannte ‚Warnhinweise‘ (bei heiklen Themen) nicht unterstützen und keine Redner mehr ausladen, weil ihr Thema umstritten sein könnte. Intellektuelle ‚Safe Spaces‘, in die Einzelne sich vor Ideen und Meinungen zurückziehen können, die ihren eigenen entgegenstehen, werden nicht gebilligt“, informiert Dekan John Ellison in seinem traditionellen Brief an Erstsemester.

In einem Klima exzessiver politischer Korrektheit hatten viele ProfessorInnen vorausseilend selbst ihren Literaturlisten Warnhinweise (Trigger Warnings) vorausgeschickt, um Studierende nicht mit Themen wie Vergewaltigung (z.B. Upton Sinclairs Roman „The Jungle“) oder Sklaverei (z.B. Harriet Beecher Stowes Titel „Uncle Tom’s Cabin“) zu überraschen.

Auf Druck von Fakultätsmitgliedern und Studierenden waren in den vergangenen Jahren auch immer wieder „umstrittene“ Gäste wie zum Beispiel Christine Lagarde, die Direktorin des Internationalen Währungsfonds (IWF), oder Michelle Malkin, eine konservative Bloggerin, eingeladen worden. Die Idee der Universität als Ort gesellschaftspolitischer Debatten? Bis zu dem Brief der University of Chicago waren die amerikanischen Unis eher zu einem Ort kindischer Verweigerung verkommen.

Wer Lagarde als Repräsentantin des IWF kritisch sieht, sollte deswegen nicht ausgerechnet an einer Bildungseinrichtung ermutigt werden, die Augen vor einer der einflussreichsten Frauen der Welt zu verschließen. Das gilt umso mehr, da die Studierenden des Smith College der Französin vorwarfen, durch ihre Währungspolitik zur Unterdrückung von Frauen beizutragen.

Auch die Flut von „Trigger Warnings“, die Universitäten und soziale Netzwerke seit Jahren überschwemmt, hat bei vielen amerikanischen Studierenden längst den gesunden Menschenverstand ausgeschaltet. Während das alarmierende „TW“ in feministischen Blogs anfangs Posts über Vergewaltigungen und ähnlich traumatischen Erfahrungen vorbehalten war, wird mit „Warnhinweisen“ längst nicht mehr gezeizt. Viele NutzerInnen sozialer Medien fühlen sich inzwischen verpflichtet, vor Einträgen zu Themen wie Körpergewicht, Gleichstellung, Homosexualität oder Transgender grundsätzlich ein „TW“ zu setzen – aus Angst, „andere NutzerInnen zu verstören“. Dass ein Warnhinweis vor einem Post zu ein paar Kilo Übergewicht unverhältnismäßig ist, da derselbe Hinweis auch vor Berichten über sexuellen Missbrauch warnt, fällt den meisten kaum noch auf.

Auch die Gefahr der Zensur durch „Trigger Warnings“ wird immer wieder unterschätzt. Das geisteswissenschaftliche Oberlin College in Ohio, an dem die

„Girls“-Erfinderin Lena Dunham und die feministische Comic-Zeichnerin Alison Bechdel studierten, hatte ihre ProfessorInnen im Frühjahr 2014 aufgefordert, „alles Material zu entfernen, das nicht direkt zu den Lernzielen eines Seminars beiträgt“. Selbst der Bildungsroman „Things Fall Apart“ des nigerianischen Autors Chinua Achebe drohte „wegen möglicher Reaktionen der Studierenden auf Rassismus, Kolonialismus, religiöse Verfolgung, Gewalt und Suizid“ gestrichen zu werden. Erst nach Protesten von Fakultätsmitgliedern, die an den Ersten Zusatzartikel der amerikanischen Verfassung zur Meinungsfreiheit erinnerten, lockerte das Oberlin College seine Regelungen zu „Trigger Warnings“ wieder.

Der Verzicht auf inflationäre Warnhinweise dürfte die Debattenkultur an der als liberal gerühmten Hochschule gefördert haben. Die Studierenden profitierten zudem von der sprichwörtlichen „Dosis Realität“, die viele seit Jahren an amerikanischen Universitäten vermissen.

Dass Lernprozesse manchmal verunsichern und wehtun, sollte jedes Erstsemester wissen. Dass sie dabei auf das Leben außerhalb der Universität vorbereiten, ebenso. Nur wer Denkmuster in Frage stellt, entwickelt neue Ideen.

Der Vorwurf anderer Hochschulen, die University of Chicago nutze ihre Absage an „Safe Spaces“ lediglich als Publicity Stunt, um neue Studierende anzuwerben, ignoriert den Bildungsauftrag der Universitäten.

Auch der Verdacht, Dekan Ellison wolle mit dem Bekenntnis

zur „Freiheit des Hinterfragens“ vor allem spendenfreudige AbsolventInnen bei Laune halten, scheint eher einem gewissen Neid zu entspringen. Denn während renommierte Hochschulen wie Princeton und Amherst in den vergangenen Jahren geringere Spenden als früher erreichten, gingen bei der University of Chicago Rekordsummen von jährlich mehr als 500 Millionen Dollar ein.

„Eine Universität ist kein ‚Sicherer Ort‘. Wenn ihr einen ‚Sicheren Ort‘ braucht, solltet ihr Abschied vom Studieren nehmen, nach Hause gehen, mit eurem Teddy kuscheln und am Daumen nuckeln, bis ihr reif genug für die Universität seid“, rät der britische Freidenker Richard Dawkins den Studierenden. Ob junge AmerikanerInnen das Studium als intellektuelle Herausforderung gestalten oder als verlängerte Kindergartenzeit, diese Frage müssen sie sich künftig selber beantworten.

CHRISTIANE HEIL 

 emma.de

Fuck No! Political Correctness (3/16)

Anzeige



256 Seiten / gebunden
mit Schutzumschlag
€ 19,99 (D) /
€ 20,60 (A) / CHF* 26,90
ISBN 978-3-579-08652-1
Auch als E-Book erhältlich

Zwangsheirat, Gewalt, Verfolgung und Befreiung – die erschütternde Geschichte einer starken Frau und ein Appell an die Gesellschaft, über die Themen Integration und Toleranz ernsthafter zu diskutieren.

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



www.gtvh.de

*empf. Verkaufspreis

WIDERSTAND LOHNT SICH

Großbordell Nicht bei uns!

Es sieht so aus, als hätte eine entschlossene BürgerInnen-Initiative die Sexfabrik in der grenznahen saarländischen Kleinstadt verhindern können. Mal sehen, was noch kommt.

Tosender Applaus brandete durch die Sporthalle, nachdem Bürgermeister Stephan Strichertz das Ergebnis der Abstimmung verkündet hatte: 20 Stimmen gegen die Genehmigung des Großbordells, acht Enthaltungen. Kein Mitglied des Gemeinderates von Kleinblittersdorf stimmte am 27. September noch dafür. Niemand mehr wollte dem Bordellinvestor via Bebauungsplan den Weg freimachen! Dieser Sieg ist dem Engagement der Kleinblittersdorfer Bürgerinnen und Bürger zu verdanken.

Denn die waren auf die Barrikaden gegangen, als sie erfahren hatten, was Rigo Wendt, seines Zeichens Betreiber mehrerer Bordelle in Trier und Umgebung, nun auch in dem saarländischen Grenzstädtchen plante: ein Großbordell, und zwar im denkmalgeschützten Schloss Falkenhorst.

Im Frühjahr hatte der parteilose Bürgermeister Strichertz den Gemeinderat über die Bordell-Pläne informiert. Der Rat war zunächst geschlossen gegen das Bordell und beschloss eine so genannte „Veränderungssperre“, sprich: Der Bebauungsplan, der ein Bordell in diesem Gebiet verbietet, darf nicht verändert werden.

Am 11. August jedoch machte die SPD im Gemeinderat plötzlich eine Kehrtwende: Alle 13 SPD-Abgeordneten stimmten nun pro Bordell. Und der SPD-Ortsvorsitzende Bernd Dick erklärte: „Wir haben mit einem Bordell an dieser Stelle kein Problem.“

Aber die KleinblittersdorferInnen hatten eins. Sie gründeten eine Bürgerinitiative und versammelten sich zu Montagsdemos vor dem Rathaus. Viele von ihnen trugen T-Shirts mit der Aufschrift: „Wir wollen keinen Puff!“

„Wir sind schon überflutet von den vielen Spielcasinos“, klagt Karin Zick von der Bür-

gerinitiative. Im benachbarten Frankreich ist Glücksspiel verboten, so dass deutsche Casino-Betreiber auf französische Kundenschaft setzen. Im April 2016 hatte Frankreich auch die Bestrafung von Freiern beschlossen. Die Hartnäckigen kommen jetzt über die Grenze ins Freierparadies Deutschland. „Schon durch die Casinos ist die Kriminalität bei uns gestiegen. Mit einem Bordell würde das Problem noch größer werden“, fürchtet Zick. Die Polizeiwache in dem 12 500 EinwohnerInnen-Örtchen ist nach 17 Uhr und an den Wochenenden nicht besetzt. Außerdem: „Prostitution hat mit Menschenhandel zu tun. Mir kann niemand erzählen, dass eine Frau das freiwillig macht.“

Das sieht auch Pfarrer Andreas Müller so. Er ließ zu den Kleinblittersdorfer Montagsdemos seine Kirchenglocken läuten und erklärte: „Das Argument, Prostitution sei das älteste Gewerbe der Welt, lasse ich nicht gelten. Prostitution hat immer mit Macht, Geld und Unterdrückung zu tun. Prostitution ist ein Angriff auf die Würde der Frau und verstößt damit gegen das Grundgesetz.“ Auch der Bürgermeister Stephan Strichertz findet Prostitution „ethisch und moralisch verwerflich“ und stellte sich an die Spitze des BürgerInnen-Protestes.

Schließlich sammelte die Bürgerinitiative fast 1 000 Unterschriften für einen „Ein-

wohnerantrag“ und erzwangen so, dass der Gemeinderat noch einmal über die Genehmigung abstimmen musste. Am 27. September war es soweit. 450 BürgerInnen waren zu der Gemeinderatssitzung gekommen. Vor der Abstimmung gab es eine Bürgersprechstunde. „Und da haben die Leute auf den Punkt formuliert, was sie von der Genehmigung halten“, beschreibt Bürgermeister Strichertz im Gespräch mit EMMA tiefgestapelt die brodelnde Stimmung.

Bei den Montagsdemos hätten die Bordell-Befürworter aus dem Gemeinderat – wie die 13 SPD-Abgeordneten – stets durch Abwesenheit gegläntzt. „In der Turnhalle haben sie die Empörung der Leute mal live erlebt.“ Nun machte die SPD-Fraktion erneut eine Kehrtwende: Angesichts des massiven BürgerInnenprotests stimmte sie jetzt gegen das Bordell.

Der Kampf geht nun in die nächste Runde. Der potenzielle Bordell-Betreiber Rigo Wendt hat bereits einige Tage vor der Ablehnung eine so genannte „Normenkontrollklage“ eingereicht. Er will prüfen lassen, ob die Gemeinde den Bebauungsplan überhaupt so ändern darf, dass ein Bordell in dem fraglichen Gebiet ausgeschlossen ist.

Bürgermeister Strichertz, selbst Jurist, sieht dem gelassen entgegen. Schließlich garantiere das Grundgesetz eine kommunale Selbstverwaltungshoheit. 



Montagsdemo in Kleinblittersdorf an der französischen Grenze.



In Warschau und im ganzen Land gehen Tausende von Frauen und sympathisierende Männer auf die Straße.

WIDERSTAND LOHNT SICH

Abtreibung Den Polinnen reicht es!

Das Parlament hat in der zweiten Lesung die Verschärfung des Abtreibungsrechtes auf Grund der riesigen Proteste abgelehnt. Und jetzt haben die Polinnen große Pläne: für ganz Europa.

Die Polinnen bereiteten der erzkonservativen, tiefschwarzen Regierungspartei PIS die erste große Schlappe: Nur vier Tage nach ihren Protesten zog die das geplante totale Abtreibungsverbot zurück. Über 100 000 Menschen, überwiegend Frauen, aber auch viele Männer, gingen bei 140 Demonstrationen im ganzen Land auf die Straße. Nur drei Tage später machte die Regierungspartei PIS einen Rückzieher. 182 ihrer Abgeordneten lehnten bei der zweiten Lesung nun plötzlich das geplante, quasi totale Abtreibungsverbot ab, nur noch 32 PIS-Abgeordnete waren dafür (gesamt 352 Abgeordnete dagegen, 58 dafür).

Geplant hatte die Regierungspartei unter dem rechtskonservativen Jarosław Kaczyński eine Verschärfung des schon bisher sehr restriktiven Abtreibungsgesetzes. Bislang ist der Schwangerschaftsabbruch nur dann legal, wenn die Frau Opfer von Inzest oder Vergewaltigung wurde, der Fötus schwer behindert oder die Schwangere erheblich gesundheitsgefährdet ist. Selbst das sollte jetzt noch gestrichen werden. Bleiben sollte nur noch die „akute Lebensgefahr der Schwangeren“.

Nun reichte es den Polinnen! Sie gingen massenhaft auf die Straße – und erzwangen

so eine Umkehr der Abtreibungspolitik. Die BefürworterInnen des Abtreibungsverbotes mögen sich daran erinnern haben, dass der Protest gegen das Abtreibungsverbot Anfang der 1970er Jahre in der westlichen Welt zum Auslöser der Frauenbewegung wurde. Das aber können die Tiefschwarzen, die schon reichlich Gegenwind haben, nicht auch noch gebrauchen.

Damals, im sozialistischen Polen, hatten Frauen noch das Recht, eine ungewollte Schwangerschaft abzubringen. Das war die Zeit, in der Frauen aus dem benachbarten Skandinavien nach Polen reisten, um mit medizinischer Hilfe abzutreiben. Heute ist es umgekehrt: Es gibt einen Abtreibungs-Tourismus von Polen nach Skandinavien, wo die Fristenlösung gilt.

Im demokratischen Polen ist nicht nur der erzkonservative Kaczyński für ein striktes Abtreibungsverbot. Schon Gewerkschaftsführer Wałęsa, der im Vatikan ein und aus ging, und seine Kumpel schafften das Recht der Frauen auf eine selbstbestimmte Mutterschaft wieder ab. Der nationalistischen rechtskonservativen Regierungspartei PIS war selbst das noch zu viel. Abtreibende Frauen und Ärzte, die ihnen beistehen, sollten bis zu fünf Jahren ins

Gefängnis. Die PIS ist nun nicht aus Frauenfreundlichkeit zurückgerudert, sondern weil sie um ihre Macht fürchten musste.

Jetzt diskutieren polnische Feministinnen eine europaweite Initiative für das Recht auf Abtreibung in den ersten drei Monaten. Mit ärztlichem Beistand und ohne das Risiko, auf dem Tisch einer Engelmacherin zu verbluten. Wenn eine Million Unterschriften zusammenkommen, muss die EU-Kommission dem Europäischen Parlament einen Gesetzentwurf für ein liberales Abtreibungsrecht in den EU-Ländern vorlegen.

Auch in Deutschland haben wir – 45 Jahre nach Beginn der Proteste gegen das Abtreibungsverbot – immer noch nicht das Recht auf Abtreibung. Wir haben nur die Gnade, bei zwei zustimmenden Unterschriften von GutachterInnen.

EMMA macht darum mit bei der EU-Initiative für das Recht auf Abtreibung! Fortsetzung folgt. 

Mehr Informationen unter #czarnyprotest

 emma.de

Polen: Abtreibung verboten (6/06),
Women on Waves (1/05)



PARIS

Lionel Bonaventure/Getty Images

Die Herrinnen



ROM

Gerald Bruneau



Cameron Spencer/Getty Images

TOKIO

der Metropolen



Juan Carlos Lucas/Photo/Getty Images

MADRID



Paris Anne Hidalgo

Hier schreitet die französische Bürgermeisterin spanischer Herkunft mit ihrem Ehemann zum Staatsdiner zu Ehren des spanischen Königspaares. Solche Auftritte sind eher selten. In der Regel gilt die Arbeitochter von aus Franco-Spanien geflüchteten Sozialisten als volksnah.

Es heißt, sie habe das größte Büro von ganz Paris, es sei sogar größer als das des Präsidenten. Quadratmeter zählen in Paris. Sie sagen etwas aus über Macht und Einfluss, und natürlich sind es die Neider, die sie sehr genau zählen. Und Neider hat Anne Hidalgo viele.

Ihr Büro im Rathaus im Herz von Paris, in dem sie zum Interview empfängt, ist holzgetäfelt. Es hat drei enorme Fenster, die auf die Seine rausgehen, von einem anderen sieht man über die Dächer von Paris. An der Decke hängt ein mächtiger Kronleuchter. Der Teppich ist hellblau-beige, modern, Sofa und Sessel mit schlichten Leinen bezogen. Es ist ein großer Raum, aber keiner, in dem jemand seine Macht ausstellt.

Als Anne Hidalgo im April 2014 ihr Amt als Bürgermeisterin von Paris antrat, hat sie einen Mythos übernommen: eine prächtige Stadt, von der alle Welt träumt. Inzwischen musste sie ihre Toten zählen. Paris ist zur Zielscheibe des Terrors geworden, eine verletzte Metropole, angegriffen

für das, wofür sie steht: Für „Freiheit und Humanität“, sagt Hidalgo.

Gerade hat sie einen kleinen Werbefilm für Paris vorgestellt. Denn der Tourismus ist dramatisch eingebrochen seit den Attentaten, und wie immer, wenn es ein Problem gibt, prescht Hidalgo nach vorne, versucht sie, Lösungen zu finden, nicht defätistisch zu sein. Lächelnd stand sie vor Journalisten aus aller Welt und sagte: „Paris steht aufrecht. Das ist die Welt, in der wir leben wollen.“

Hidalgo, 57 Jahre, früh Mitglied der Parti Socialiste, PS, galt lange als „die ewige Nummer zwei“. Über 13 Jahre lang war sie die Stellvertreterin des sozialistischen Bürgermeisters Bertrand Delanoë, 13 Jahre mehr oder minder in seinem Schatten. Inzwischen hat sie alle, die sie für ein politisches Mauerblümchen hielten, Lügen gestraft. Nach nur einem Jahr im Amt war sie laut einer Meinungsumfrage des Instituts Ifop „die beliebteste Politikerin“ auf Landesebene. Manche sehen sie schon als erste Präsidentin Frankreichs.

„In dem sexistischen Umfeld der Politik wird eine Frau oft wie das Letzte behandelt!“

„Warum nicht sie?“, fragte unlängst ein politisches Magazin auf dem Cover mit Anspielung auf die Wahlen im nächsten Jahr. Dazu das Foto der Bürgermeisterin: olivenfarbener Teint, dunkle Haare, immer gut gelaunt, eine Südschöne an der Spitze von Paris.

Die im spanischen San Fernando geborene Ana kam mit ihren Eltern, die aus dem faschistischen Franco-Regime geflohen sind, nach Frankreich. Aus Ana wurde Anne. Mit 14 nahm sie die französische Staatsbürgerschaft an, mit 44 holte sie sich die spanische zurück. Als Immigrantenkinder wuchs sie in Lyon auf, der Vater war Elektriker, überzeugter Franco-Gegner, die Mutter Schneiderin. Die Bürgermeisterin ist verheiratet mit dem Politiker Jean-Marc Germain. Sie hat drei Kinder (von zwei Männern).

Hidalgo hat keine der französischen Eliteschmieden besucht, aber schnell einen Master in Sozial- und Gewerkschaftsrecht gemacht. Mit 23 Jahren hat sie begonnen, als Arbeitsinspektorin zu arbeiten. Da war sie eine von ganz wenigen Frauen in ihrem Beruf.

„Ich werde niemals das Establishment schützen“, sagt Hidalgo. Und etwas bitter fügt sie hinzu: „Wenn Sie in diesem noch immer sehr sexistischen Umfeld der Politik, wo alle aus besseren Elternhäusern kommen, eine Frau sind und noch dazu mit Migrationshintergrund, dann werden sie oft wie das Allerletzte behandelt.“

Wie immer gilt in solchen Fällen: mit Selbstvertrauen und Durchsetzungsvermögen noch härter arbeiten als die anderen und die Gegner überraschen. Als unmittelbar nach den Attentaten die UN-Klimakonferenz in Paris stattfand, hat Hidalgo über 1 000 Bürgermeister aus aller Welt in Paris empfangen. Es gab nicht nur Klimaengagements der Städte, sondern auch Selfies mit Leonardo di Caprio. „Wir, die Metropolen, sind unumgängliche Akteure bei der Suche nach Lösungen“, findet Hidalgo. Inzwischen ist sie Präsidentin der C40, eine Organisation, die Bürgermeister von über 83 Weltstädten unter einem Dach versammelt.

In dem Land des schwachen Präsidenten Hollande hat die ewige Zweite in nur anderthalb Jahren das Format einer Staatschefin angenommen. Vor dem Sexismus der männlichen Kollegen schützt das trotzdem nicht. Bei der Einweihung einer Großbaustelle in diesem Sommer sagte ein Vorortsbürgermeister hörbar hinter ihrem Rücken: „Was drängeln sich denn alle Kerle um sie herum? Die wollen sich doch nur alle einen von ihr blasen lassen.“ Hidalgo hatte gute Lust, „ihm eine Scud-Rakete ins Haus zu schicken“. Sie antwortete mit einem Offenen Brief. „Angesichts des Sexismus habe ich nie geschwiegen und werde es nicht tun!“, twitterte sie.

Als Bürgermeisterin wird Hidalgo von den einen verehrt, von den anderen gehasst. Vor allem mit ihrer scharfen Anti-Autopolitik hat sie sich viele Feinde geschaffen. Sie setzt die fahrradfreundliche Politik ihres Vorgängers fort. Und jüngst gab sie das einst so romantische rechte Seineufer in der Innenstadt, das Pompidou zur Autoschnellstraße gemacht hatte, den Flaneuren zurück. Menschen haben bei ihr Priorität vor Autos.

Als „Bobo-Bürgermeisterin“ wird sie gern beschimpft, die nur ihre Klientel der „bourgeois-bohémiens“ bedient, des kreativen, multikulturellen Milieus. „Ich bin gewählt worden, damit sich die Dinge bewegen. Und sie werden sich bewegen“, kontert Hidalgo.

Die Luft soll besser, der Dieserverkehr komplett abgeschafft werden. Inzwischen

hat sie sogar versprochen, dass die Pariser im Jahr 2024 wieder in der Seine baden können. „Auch die Bürger sollen von der Kandidatur ihrer Stadt für Olympia profitieren“, sagt Hidalgo.

Sie wollte nicht dabei zusehen, wie die Flüchtlinge auf den Straßen in Paris campen. Doch die sozialistische Regierung blockierte ihre Bemühungen, Aufnahmezentren einzurichten. Als sie vorschlug, im Bois de Boulogne, dem Stadtpark des feinen 16. Arrondissement, ein Flüchtlingszentrum zu bauen, gingen die Großbürger auf die Barrikaden und beschimpften sie als „Schlampe“. Inzwischen hat sich Hidalgo durchgesetzt. Noch im Herbst sollen zwei Zentren in Paris eröffnet werden.

Ihre sozialistischen Parteikollegen zerstreiten sich und zerlegen die Partei, nur Hidalgo ist als Lokalpolitikerin eine der ganz wenigen, die scheinbar gestärkt aus diesem Neuordnungsprozess hervor geht. Während die Regierung nach rechts Richtung Marine le Pen rückte, während Präsident François Hollande mit der Debatte des Entzugs der Staatsbürgerschaft für Terroristen drohte, wenn er sich bei der Flüchtlingspolitik nicht aus dem Fenster lehnen wollte aus Angst vor dem rechtspopulistischen „Front National“, bekannte Hidalgo immer Farbe.

Ob sie Präsidentin werden will? Ihrer Ansicht nach wird die Zukunft der Menschen ohnehin dort entschieden, wo sie leben: in den großen Metropolen der Welt. Sie agiert lokal, aber denkt global. Um viel zu bewirken, muss sie nicht Präsidentin werden. Aber sie könnte.

MARTINA MEISTER 

Bürgermeisterinnenbegegnung: Die Pariserin Hidalgo besucht mit der Madrileñerin Carmena ein Flüchtlingscamp.





Madrid **Manuela Carmena**

Hier gibt die Bürgermeisterin Interviews zu dem islamistischen Attentat am 15. Juli 2016 in Nizza.

Madrid war mit 191 Toten bei dem Zugattentat 2004 das erste europäische Opfer der islamistischen Terroristen.

Im Palomeras-Park am Rand des Madrider Arbeiterviertels Vallecas ist ein kleines Wunder geschehen – und das verdanken die Menschen in Madrid Manuela. So nennen die MadrilenInnen ihre 72-jährige Bürgermeisterin Manuela Carmena, die seit einem Jahr im Amt ist. Das Wunder Manuelas: Aus einem alten Trinkwasserspender fließt wieder Wasser, entlang der Wege des Parks sind neue gusseiserne Säulen aufgetaucht. Und so ist es überall in dieser Dreieinhalbmillionen-Stadt. Überall gibt es sie wieder, die kleinen Brunnen mit einem Wasserhahn.

Es ist wie in alten Zeiten. Einst standen diese kleinen Brunnen an jeder Straßenecke, dienten der Grundversorgung, als die Häuser in den slumähnlichen Vierteln noch keinen eigenen Wasseranschluss hatten. Später war es einfach angenehm, wenn man sich

beim Einkauf oder Stadtbummel kurz erfrischen konnte. Immerhin wird es in Madrid im Sommer gerne mal über 40 Grad.

In den 1990er Jahren übernahmen die Konservativen das Zepter. Sie hielten die Brunnen für Geldverschwendung, drehten ihnen das Wasser ab oder entfernten sie ganz. Ihre Philosophie von Madrid war eine völlig andere: Sie wollten Madrid wieder imperial machen, Bürgermeister Alberto Ruiz-Gallardón gab 500 Millionen Euro für den Umzug des Rathauses in den repräsentativen Palacio de la Cibeles aus, putzte die Stadt für die Touristen heraus. Wer Durst hat soll eben in die Kneipe oder ins Café gehen.

Wie sollten diese Stadtväter auch wissen, wie es jemandem ergeht, der in einem der Stadtteile, für die sie sich sowieso nie interessiert haben, mit dem Handkarren

zum Markt geht? Darum symbolisieren die Brunnen von Madrid den Wandel in der spanischen Hauptstadt, der mit Bürgermeisterin Manuela Carmena vor einem Jahr mit dem Wahlsieg des Linksbündnisses Ahora Madrid eingezogen ist.

Die 72-Jährige fährt gerne mit dem Rad oder der U-Bahn durch die Stadt, erledigt ihren Einkauf selbst und sie backt sogar noch gerne, auch wenn sie als Bürgermeisterin dafür inzwischen um vier Uhr morgens aufstehen muss. Nichts hasst Carmena so sehr wie den Dienstwagen. Denn der würde sie von den Menschen fernhalten. Und die sehnen sich nicht nur nach einer Rückkehr der Brunnen, sondern nach einer menschenfreundlicheren Stadt. Und da sind oft die kleinen Gesten bedeutender als große Investitionsprojekte. 320 000 Euro will Carmena bis Ende des Jahres für die Installation alter und neuer Brunnen ausgeben – ein kleiner Posten im Millionenhaushalt Madrids.

Die Menschen nicht als Masse wahrnehmen, sondern als Individuen, das ist das Lebensmotiv der Bürgermeisterin. Einst Mitglied in der Kommunistischen Partei, gründete Carmena in den siebziger Jahren, als Gewerkschaften noch nicht zugelassen waren, zusammen mit Freunden ein Rechtsanwaltsbüro, das sich dem Arbeitsrecht widmete. Einem Mordanschlag von Rechtsradikalen auf das Büro entging sie nur knapp, sie hatte das Büro kurz zuvor verlassen. Es gab fünf Tote und vier Verletzte.

In die Wiege gelegt bekam sie ihre politischen Überzeugungen jedoch nicht. Ihre Familie bezeichnete sie selbst einmal als „kleine Bourgeoisie“, die Mutter stammte aus einer Bauernfamilie, die allerdings eigenes Land besaß, ihr Vater war Händler. Erst das Jura-Studium habe sie politisiert. „Ich verstand, dass unser Bürgerkrieg ein Konflikt zwischen Armen und Reichen war, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten“, erzählte sie später.

Anfang der 1980er Jahre wurde die engagierte Linke Richterin. „Aha, Sie sind die Frau Richter. Wann kommt ihr Mann, der Richter?“, erinnert sie sich heute. „Eine Richterin galt damals tatsächlich nur als die Frau des Richters“, erklärt sie. In jenen Jahren sei sie immer „die Erste“ gewesen: die erste Frau am Gericht auf Teneriffa,

die erste Richterin in El Escorial, die erste Dekanin am Gericht von Madrid.

Später wurde Carmena Richterin für den Strafvollzug, forderte „die Gefängnisse zu leeren“ und wurde eine von fünf Frauen bei 21 Männern am Obersten Justizrat, dem höchsten Gremium der Selbstverwaltung in der spanischen Justiz. An der Justiz hat sie schon immer ein „Übermaß an Rationalität und Kälte gestört“.

„Vielleicht wird es Zeit, dass Entscheidungen, die aus der Emotionalität heraus getroffen werden, zum echten Motor der Moral werden“, sagte Carmena in einem Interview 1993.

Diese Haltung verteidigt sie bis heute. Empathie, das Bemühen um Ausgleich, um Bürgernähe sind für sie in erster Linie Charakterzüge von Frauen. Das betont sie auch in Abgrenzung zur Partei Podemos, in der fast ausschließlich Männer den Ton angeben.

Politik sollte nicht immer nur als Parteipolitik gesehen werden, kritisiert sie. Dabei kann sie auch schnell missverstanden werden. „Wir Frauen fühlen uns wohler im häuslichen Bereich“, sagte sie vor wenigen Tagen gegenüber Auslandskorrespondenten, meinte aber damit weniger die Küche als die konkrete, lokale Politik. Gerne erzählt sie Anekdoten von Treffen auf der Straße. Eine Bürgerin habe sie angesprochen, weil es in ihrem Stadtteil so schmutzig sei, berichtet sie dann. Sie habe das Viertel besucht, mit der Verwaltung gesprochen und wolle nun die besorgte Frau zurückrufen.

Manuela Carmena ist kein Verwaltungsprofi. Daran mangelt es grundsätzlich im unerfahrenen Team des Wahlbündnisses Ahora Madrid, und so werden viele gute Ideen nur sehr zögerlich umgesetzt. Es fällt ihr auch keine richtige Antwort auf die Frage ein, woran die Frauen in Madrid denn nun ganz konkret merken, dass jetzt Manuela regiert. Die Frauenverbände begrüßen den Wandel im öffentlichen Diskurs. Und die Stadt wirbt jetzt auf Plakaten mit der Aufschrift „Madrid braucht Feminismus!“ Im Oktober 2015 organi-

sierte Madrid eine Konferenz über eine „neue urbane Agenda aus der Gender-Perspektive“. Dabei sprach Carmena über „die Stadt der Fürsorge“ und kritisierte die „maskuline Verwaltungsstruktur“, in der alltägliche Sorgen nicht vorkommen.

Das mag die Vorstellung von Frauen widerspiegeln, die sich immer nur kümmern: um Kinder, um Alte oder eben um BürgerInnen mit Problemen. Sprecherinnen der Frauenverbände in Madrid, wie etwa Yolanda Besteiro von der Vereinigung „Fortschrittliche Frauen“, vermissen jedoch konkrete politische Maßnahmen, ein stärkeres Engagement gegen die Gewalt gegen Frauen und mehr Wohnungen für Gewaltopfer oder auch Weiterbildungsprojekte für Frauen, die oft doppelt diskriminiert werden, als Frauen und als Alte.

Für eine Bilanz der Regierungszeit von Manuela Carmena ist es nach nur einem Jahr noch zu früh. Aber klar ist: Sie gibt den Menschen in Madrid nach mehr als 20 Jahren konservativer Regierungen ihre Stadt zurück, gibt Raum zum Atmen, zur Entfaltung. Früher hätten die Frauenverbände nicht mal städtische Räume für ihre Veranstaltungen bekommen. „Da weht schon ein ganz anderer Wind“, erkennt auch Yolanda Besteiro an.

HANS-GÜNTER KELLNER 



Radfahrerin Carmena kritisiert die „maskuline Verwaltungsstruktur“.



Rom Virginia Raggi

Hier sehen wir die Bürgermeisterin mit ihrem Sohn im Plenarsaal des Stadtparlaments auf dem Capitol. 2769 Jahre nach Gründung Roms ist die Juristin die erste Frau an der Stadtspitze. Auch als Mitglied der anarchischen 5-Sterne-Bewegung erntet sie reichlich Kritik.

Treppe runter, raus aus der Haustür, wenige Schritte bis zur Limousine, die Virginia Raggi ins Rathaus bringt. Man hört sie gestresst atmen. Sie sagt: „Guten Morgen, ihr armen Reporter“. Die Paparazzi, die ihren Hauseingang belagern, filmt sie mit dem Smartphone. „Was jagt ihr heute? Meinen Sohn, weil er in der Nase bohrt oder quengelt? Damit ihr sagen könnt: Sieh an, die Rabenmutter?“ Auf dem Weg ins Büro postet sie das Video auf Facebook. In Minutenschnelle ist es viral.

Virginia Raggi, 38, ist seit Juni 2016 als Mitglied der 5-Sterne-Bewegung (M5S) Bürgermeisterin von Rom. Das ist ein Fulltimejob, jeden Tag 16, 18 Stunden. Denn die ewige Stadt schiebt seit Jahren gigantische Probleme vor sich her: 12 Milliarden Schulden, Dreck, Müll, Ratten, Verkehrschaos, Mafiabanden, korrupte

Seilschaften, ständige Streiks. Ihre Vorgänger sind daran gescheitert.

So strahlend sie angetreten ist, so rasch bekam auch die junge Bürgermeisterin die Wucht dieser Probleme zu spüren. Einmal hat sie schon die Nerven verloren, brach in Tränen aus. Beim ersten Skandal, als Virginia Raggi sich vor ihre Umweltbeauftragte stellte, eine angesehene Expertin, gegen die jedoch wegen eines Müllskandals ermittelt wird. BürgerInnen und Raggis eigene Partei gingen auf die Barrikaden. Und der M5S-Gründer und Komiker Beppe Grillo lästerte, er könne „nicht länger Babysitter sein“.

Aber ihr Privatleben in den Dreck ziehen lassen? Sich ständig vorhalten lassen, dass ihre Ehe am Ende sei, dass sie eine Beziehung zu einem ihrer hohen Beamten habe? Und nun auch noch über den Sohn herfallen?

„Quoten sind ein Gehege, in dem die Präsenz von Frauen eingezäunt wird.“

Virginia Raggi schlug zurück. Sie beaumte einen Fototermin mit ihrer 5-Sterne-Kollegin Chiara Appendino, die in Turin regiert, auf dem Rathausbalkon ein und strahlte selbstsicher in die Kameras, Unterzeile: Ich bin eine Frau, eine Mutter, eine Bürgermeisterin – ich schaffe das!

Als hätten nicht alle längst gewusst, wie eng Politik und Familie im Leben von Virginia Raggi verknüpft sind. Es war ja die Geburt ihres Sohnes, die vor sechs Jahren den Anstoß für das politische Engagement der Juristin gab. Sich für bessere Zustände im Stadtteil einsetzen statt zu jammern, ganz konkrete Dinge erreichen, die in der italienischen Hauptstadt nicht selbstverständlich sind.

Was Rom wirklich braucht, weiß diese Frau spätestens, seitdem sie den Kinderwagen durch ihr Vorortviertel schob, statt mit dem PKW in ihre Anwaltspraxis zu hetzen: „Grünzonen, Gehsteige ohne Barrieren, öffentliche Verkehrsmittel, soziale Einrichtungen“.

Virginia Raggi ist keine Ideologin und keine Aktivistin. Sie hat als Jura-Studentin an keiner Demo teilgenommen. Aufgewachsen ist die Politikerin in einer bürgerlichen Mittelstandsfamilie: Vater Lorenzo, heute Pensionär, war Informatiker, die Mutter Angestellte. Trotz der sozialdemokratischen Tradition der Familie war sie enttäuscht von der Linken, sagt Raggi. Frauenquoten findet sie überflüssig. „Sie sollten die Diskriminierung abschaffen. Aber sie machen die Diskriminierung nur noch diskriminierender: ein Gehege, in dem die Präsenz von Frauen eingezäunt wird.“ Raggis Welt sind Bürgerinitiativen und solidarische Einkaufsgruppen. Gemeinsam mit ihrem Ehemann wurde sie 2013 für M5S ins Stadtparlament gewählt.

„In Rom wäre die Normalität eine Revolution“, sagt sie. Darum lehnt Virginia Raggi auch die römische Kandidatur zu den Olympischen Spielen 2024 ab. Das würde nur „noch mehr Chaos und Schulden“ schaffen. Sie will endlich Ruhe für die ewige Stadt.

Die Bürgermeisterin von Rom trägt weit über die Hauptstadt hinaus Verantwortung. Die ItalienerInnen wollen wissen, ob ihre Partei, die „Sternenkinder“, regierungsfähig ist. Schließlich ist die populistische M5S heute die zweitgrößte Partei, direkt hinter den Sozialdemokraten. Und nichts eignet sich besser für diese Demonstration, als die vertrackte Lage der Hauptstadt. Vorerst sieht das aber nicht gut aus. Raggi regiere die Stadt entgegen den 5-Sterne-Prinzipien, heißt es: mit schwindelnd hohen Gehältern für Spitzenbeamte, mangelnder Transparenz bei zentralen Entscheidungen und Facebook-Posts – statt sich den Fragen der Presse zu stellen.

Es rächen sich auch Ungereimtheiten im Lebenslauf von Raggi, die sie bisher verschwiegen hatte, darunter die Referendarzeit bei Cesare Previti, einem engen Berlusconi-Vertrauten und früheren Minister, der wegen Korruption verurteilt worden ist. Als sie in ihren ersten Amtsmonaten Nachfolger für zurückgetretene Mitstreiter suchte, bat sie ausgerechnet einen Anwalt um Rat, der ein Previti-Kumpel ist und für den sie selbst einst gearbeitet hatte.

Virginia Raggi ist eine Frau mit zwei Gesichtern: hübsch, schlank, große braune Augen, große Ohren, die sie aber nicht versteckt, sondern benutzt um ihre langen Haare dahinter zu bändigen. Sie wirkt zerbrechlich, manchmal naiv. Aber sobald man ihr gegenübersteht, spürt man eine andere Energie.

Raggi an ihrem ersten Tag. „Ich gebe nicht auf!“, kündigt sie an.

Virginia Raggi ist intelligent, willensstark, fast demonstrativ zielstrebig. Sie will nach oben, ihre Ideen durchsetzen, sie will überfliegen.

In ihrer Freizeit fährt die Bürgermeisterin Motorrad. Sie hat keine Angst. „Ich bin bereit“, hat sie im Wahlkampf gesagt, als müsste sie aufs Schafott.

„Ich gebe nicht auf!“ wiederholt Virginia Raggi, seit erste Hürden auftauchen, wie Bummelstreiks in Nahverkehr und Müllabfuhr, Warnschüsse, die jeder Neue im römischen Rathaus serviert bekommt. Sie fordert die Zeit, die die anderen auch hatten.

Jeden Morgen muss sie an einer Bronzestatue am Eingang zum Rathaus vorbei, die legendäre Wölfin, die Rom-Gründer Romulus und Remus säugt. Legendäres hat Virginia Raggi nun schon selbst geleistet. 2769 Jahre nach der Gründung der Stadt wurde sie zur ersten Bürgermeisterin von Rom gewählt. Sie will nicht zulassen, dass die erste Frau, die die ewige Stadt führt, scheitert. Das wäre nicht nur eine Niederlage für ihre Partei, sondern auch für alle Italienerinnen.

CONSTANCE REUSCHER 





Tokio Yuriko Koike

Hier sehen wir die Bürgermeisterin bei den Bauarbeiten für die Olympischen Spiele 2020. Die Vorbilder der Konservativen sind Margaret Thatcher und Hillary Clinton. Die gläserne Decke für Frauen, sagt Koike, „ist in Japan aus Stahl“. Aber das schreckt sie nicht. Sie ist auch aus Stahl.

Die Leidenschaft sei mit ihr durchgegangen, sagt Yuriko Koike. Außerdem sei sie nicht gut im *nemawashi*. So nennen Japaner Absprachen hinter den Kulissen, die zu einer Entscheidung führen, bevor sie offiziell gefällt wird. In Wahrheit war es wohl schlicht Ehrgeiz, der die 64-Jährige dazu bewog, sich ins Rennen um die Wahl zur Gouverneurin von Tokio zu stürzen. Sie gewann haushoch.

„Ich werde Tokio auf eine nie dagewesene Weise führen“, kündigte Koike nach ihrem Sieg Ende Juli selbstbewusst an. Sie versprach Reformen, mehr Transparenz und eine Politik, die „die Bürger an erste Stelle setzt“.

Die Gouverneurin regiert knapp 14 Millionen Menschen, die Wirtschaftskraft

von Tokio entspricht etwa der von ganz Indien. Und wenn sich die Liberale nicht, wie ihre Vorgänger, in Spesen- und Spendenskandale verstrickt, wird sie 2020 die Welt in Tokio bei den Olympischen Sommerspielen willkommen heißen.

Die japanische Politwelt ist ein eingeschworener Männerverein. Weniger als zehn Prozent der Abgeordneten im Unterhaus sind weiblich. Wenn Frauen überhaupt Kabinettposten bekommen, dann unwichtige. Geht etwas schief, werden sie als erste geopfert. Im Gender Gap-Ranking des Weltwirtschaftsforums WEF rangiert Japan seit Jahren auf Plätzen über 100, weit abgeschlagen.

Koike ist eine Ausnahme. Unter Premierminister Junichiro Koizumi war sie

Umweltministerin. Damals initiierte sie die „Cool Biz“-Kampagne, die Japan seit über zehn Jahren prägt: Im Sommer dürfen die im Prinzip sehr formell gekleideten männlichen Angestellten seither ohne Jacke und Krawatte ins Büro. So braucht man weniger Kühlung und spart Strom.

2007 wurde Koike Japans erste Verteidigungsministerin. Doch schon nach 55 Tagen im Amt trat sie zurück, angeblich wegen eines Datenleck-Skandals. Der wahre Grund soll ein Streit mit einem hohen Funktionär ihrer Partei LDP gewesen sein.

Koike wuchs in der weltoffenen Hafenstadt Kobe in einer kosmopolitischen Atmosphäre auf. Ihr Großvater war Händler in Seattle, ihr Vater handelte mit ölproduzierenden Staaten. Häufig soll er betont haben, wie wichtig für das ressourcenarme Japan der gute Kontakt zu arabischsprachigen Ländern sei. Koike nahm sich das zu Herzen. Sie studierte an der Universität Kairo Arabisch und Soziologie. Die Japanerin lernte früh, Japan von außen zu sehen, was vielen ihrer Landsleute abgeht. „In der japanischen Gesellschaft versucht man, Konsens herzustellen und die Harmonie zu bewahren, aber ich möchte die Japaner überzeugen, sich zum Wohl unseres Landes zu ändern“, sagt sie. „Das habe ich von Frau Thatcher gelernt.“

Ihr zweites Vorbild sei Hillary Clinton, sagt die Japanerin heute. Clinton habe von einer gläsernen Decke gesprochen, an die Frauen stoßen würden. Doch in Japan sei das eher eine Decke aus Stahl.

„Ich werde Tokio auf nie dagewesene Weise führen“, kündigte Koike bei Amtsantritt an.

Koike scheint nach fast 25 Jahren in der Politik abgebrüht. Das muss sie wohl auch sein. Im Tokioter Stadtparlament, dem sie nun vorsteht, quälten Abgeordnete vor zwei Jahren eine 35-jährige Abgeordnete mit sexistischen Sprüchen. Die Machos, von denen nur einer identifiziert wurde, stammten aus Koikes Partei, der regierenden LDP. Die gleiche Partei, die unter Premierminister Shinzo Abe stets verkündet, eine Gesellschaft schaffen zu wollen, „in der Frauen glänzen können“.

Die Realität sieht weniger glänzend aus. Über 60 Prozent der Japanerinnen verlassen bei der Heirat oder mit dem ersten Kind die Berufswelt. „Es ist nicht fair, dass sich Frauen zwischen Arbeit und Kind entscheiden müssen“, sagt Koike. Sie versprach, die Gehälter von Kinderbetreuern in Tokio anzuheben und mehr Krippen und Kindergärten einzurichten.

Yuriko Koike hat keine Kinder – und konnte nach einer Unterleibsoperation auch keine mehr bekommen. Diese Erkenntnis sei „sehr schmerzhaft gewesen“, schrieb sie einmal. Offiziell ist Koike, bis auf eine kurze Ehe mit 21 Jahren, alleinstehend. Obwohl sie sich zunächst als Fernsehmoderatorin, dann als Politikerin seit Jahrzehnten in der Öffentlichkeit

bewegt, ist über ihr Privatleben fast nichts bekannt.

Tokios Bürgermeisterin präsentiert sich neuerdings als Frauenförderin. Bisher kamen Frauen in ihrer bisherigen Agenda allerdings kaum vor. Karriereförderlicher war da eher ihre ultrakonservative Grundhaltung. Koike besucht regelmäßig den nationalistischen Yasukuni-Schrein und gehört der revisionistischen Lobbygruppe Nippon Kaigi an. Die will Japan, das im Zweiten Weltkrieg Asien brutal überannte, von seiner Kriegsvergangenheit reinwaschen.

Seit ihrem Amtsantritt agiert Koike vor allem als Macherin, unbequeme Reformerin und Beschützerin der TokioterInnen. In einem älteren Blogbeitrag beschreibt sie sich als „auf der Überholspur“ und „immer vorwärtsstürzend“. Sie gibt sich bescheiden. Mit der Ankündigung, ihr eigenes Gehalt zu halbieren, brachte sie die Abgeordneten gegen sich auf. Auch verkündete sie, im für seine Überstunden berüchtigten Japan zukünftig im Rathaus um acht Uhr abends das Licht ausschalten zu lassen. Sie wolle mehr „Life-Work-Balance“ schaffen, mit der Betonung auf „Leben“.

Koike passt in keine Schublade: Bei Auftritten wirkt sie vordergründig herzlich, doch zugleich unnahbar und schwer zu dechiffrieren. Als Manga-Fan scheut sie sich nicht, auch mal in ein Cosplay-Kostüm zu schlüpfen. Grün eingestellt, wirbt sie als Autorin von einem Dutzend Büchern für Umweltschutz und Ökohäuser.

Sie macht und sagt, was sie will – vermutlich ein Resultat ihrer liberalen Erziehung in dem traditionell stark frauenverachtenden Japan. „Imitiere nie andere, sei du selbst“, lautete der Auftrag ihrer Eltern.

Ein Fernsehmoderator lobte jüngst die Herrin Tokios, sie könne „den Wind lesen“. Damit meinen die Japaner, dass jemand gut spüren kann, was die Menschen gerade bewegt. Koike entgegnete trocken: „Ich lese den Wind nicht. Ich mache ihn.“ **SONJA BLASCHKE** 

Schon jetzt feiert die 14-Millionen-Stadt Tokio die für 2020 bevorstehenden Olympischen Spiele.



The Asahi Shimbun/Getty Images, Akio Kori/Bloomberg/Getty Images



Imago/UP! Foto

**BARACK OBAMA WÄRE
NICHT PRÄSIDENT. AFD-
HOLM WÄRE MINISTER-
PRÄSIDENT VON MECK-
POMM. WÄRE MERKEL
EIGENTLICH KANZLERIN?
OHNE DEN GENDER GAP.**

Stellen wir uns vor, es ist Bundestagswahl 2013. Der *Spiegel* titelt: „Merkel gegen Steinbrück – der größte Gender Gap aller Zeiten“. Und in der achtseitigen Coverstory baggert das Nachrichtenmagazin mit zahlreichen Infografiken die Geschichte des weiblichen Wahlverhaltens von 1919 bis heute auf. Auch *Bild* titelt, boulevardgemäß, mit dem Gender Gap: „Macht's Merkel mit den Frauen?“ Und die FAZ widmet gleich eine ganze Seite einer Allensbach-Umfrage zum Thema: „Welche Themen sind bei Frauen ausschlaggebend für ihre Wahlentscheidung?“

Haben wir noch nie so oder so ähnlich gelesen, solche Schlagzeilen? Stimmt. Weil es in Deutschland auch fast ein halbes Jahrhundert nach Aufbruch der Frauenbewegung kein Bewusstsein dafür gibt, dass Frauen eine Wählergruppe mit spezifischen Interessen sind – und dass sie wahlentscheidend sein können.

Zwar lesen wir nach jeder Wahl, wie Arbeiter im Unterschied zu Beamten und Angestellten gewählt haben. Wir erfahren, wo Ostdeutsche im Vergleich zu Westdeutschen ihr Kreuz machen oder in welchem Stadtviertel die meisten Menschen AfD oder die Grünen wählen. Sodann wird analysiert, warum die jeweilige Gruppe wie gewählt hat. Nur die größte Wählergruppe von allen fehlt: die Frauen.

Und diese Gruppe hat, so scheint es, selbst (noch) nicht so recht begriffen, welche Macht sie haben könnte, wenn sie sich als Lobby in eigener Sache verstehen und dementsprechende Forderungen stellen würden. Kein Wunder, sie tauchen ja in den Säulen- und Tortendiagrammen von Jörg Schönenborn & Co nicht auf.

Dabei ist der so genannte Gender Gap – also die Lücke zwischen dem Wahlverhalten von Männern und Frauen – relevant bis beachtlich. Und das nicht erst, seit die AfD auf der Bildfläche erschienen ist und bei der Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern den größten Gender Gap der deutschen Wahlgeschichte produzierte: Neun Prozent weniger Frauen (16 %) als Männer (25 %) machten ihr Kreuz bei den Rechtspopulisten. Und hätten nur Männer zwischen 30 und 60 Jahren gewählt, wäre AfD-Spitzenkandidat Leif-Erik Holm jetzt Ministerpräsident von Meck-Pomm. Denn in dieser Altersgruppe wählte jeder dritte Mann die AfD.

Oder die Bundestagswahl 2013: Hätten nur Männer gewählt, wäre die FDP nicht aus dem Bundestag geflogen und es hätte keine Große Koalition gegeben, sondern eine Neuauflage von Schwarz-Gelb. Die Frauen aber hatten nach Brüderle-Affäre und der von der FDP verantworteten Schleckerfrauen-Pleite offenbar keinen Bock mehr auf die Partei der Altherren-Witze und Boygroups.

Angela Merkel hingegen verdankte ihr fulminantes Wahlergebnis 2013 von fast 42 Prozent den Frauen: Die erste Kanzlerin in der Geschichte der Bundesrepublik legte bei den Wählerinnen aller Altersgruppen um acht bis neun Prozent zu. Die Kanzlerin hatte den jahrzehntelangen Frauen-Malus der CDU bei den jungen Wählerinnen umgedreht: Mit der ersten Kanzlerin der Geschichte und ihrer Elternzeit- und Vätermonate-Ministerin Ursula von der Leyen wurde die CDU plötzlich zur stärksten Partei bei Frauen aller Altersgruppen.

Nur: Außer EMMA analysierte und berichtete das niemand.

In den USA sieht das ganz anders aus. Dort erscheinen genau die Schlagzeilen, die in Deutschland fehlen: „Der Trump-Clinton Gender Gap könnte der größte in über 60 Jahren werden!“ heißt es da. Oder: „Ein genauerer Blick auf den Gender Gap in den Präsidentschaftswahlen“. Oder „Melania Trump schafft es nicht, den Gender Gap zu schließen“.

Wer die Begriffe „Trump“, „Clinton“ und „Gender Gap“ googelt, bekommt stolze 295 000 Ergebnisse. Und erfährt, dass knapp 60 Prozent der Wählerinnen Hillary Clinton wählen wollen, aber nur 43 Prozent der Männer – und dass es sich hier um einen rekordverdächtigen Gender Gap handelt.

In einer Flut von Tabellen und Diagrammen zeichnen amerikanische Meinungsforschungsinstitute und Medien die Geschlechtergräben der letzten Jahrzehnte nach. Schon Obama war ein klarer Frauen-Favorit: 55 Prozent der weiblichen Wähler stimmten für den selbsterklärten Feministen mit der starken Michelle an seiner Seite – aber nur 45 Prozent für den republikanischen Kandidaten Mitt Romney. Die Mehrheit der Männer hingegen, nämlich 52 Prozent, wollte Romney. Hätten 2012 nur Männer gewählt, hätte Obamas zweite Amtszeit nie stattgefunden.

Zum ersten Mal machte der Gender Gap in Amerika Schlagzeilen im Jahr 1980. In dem Rennen zwischen Ronald Reagan und Jimmy Carter stellten Demoskopologen verblüfft fest, dass 45 Prozent der Frauen für den soften Demokraten gestimmt hatten – aber nur 36 Prozent für den republikanischen Ex-Hollywood-Cowboy. Die Männer hingegen waren mehrheitlich Reagan-Fans.

Das brachte damals die vermeintliche Gewissheit ins Wanken, die da lautete: Frauen wählen das gleiche wie ihre (Ehe)Männer. Dass die Frauen eine eigenständige Wahlentscheidung treffen könnten, wollten ihre Männer zunächst nicht wahrhaben.

So berichtet heute rückblickend der Journalist Adam Clyner, der 1982 eine der ersten „Gender Gap Storys“ für die Seite 1 der *New York Times* geschrieben hatte, wie ihm der zuständige Redakteur die Geschichte abschoss: „Der Artikel war eigentlich abgesegnet, aber der Sonntags-Redakteur hat es einfach nicht geglaubt. Er kam mit immer neuen Einwänden. Und schließlich sagte er: ‚Das kann einfach nicht wahr sein. Meine Frau hat immer genauso gewählt wie ich!‘“

Diese symbiotischen Zeiten waren nun – nach einer Dekade Women's Liberation – vorbei. Viele vom Feminismus infizierte Frauen hatten erkannt, dass ihre Wünsche an die Politik bei den Demokraten oft besser aufgehoben waren als bei den Republikanern. Zum Beispiel beim Recht auf Abtreibung. Hinzu kam: Seit die Suffragetten in den USA im Jahr 1920 das Wahlrecht erkämpft hatten, war die Zahl der Frauen, die sich als Wählerinnen registriert hatten, kontinuierlich gestiegen. So hatten bei der Präsidentschaftswahl 1980 schon 5,5 Millionen mehr Frauen gewählt als Männer. Tendenz steigend.

Das war die Geburtsstunde der „Feminist Majority Foundation“. Feministinnen hatten begriffen, dass sie die Mehrheit der Wahlbevölkerung stellten und damit Druck auf die Kandidaten und ihre Parteien ausüben konnten. „Acht Prozent mehr Frauen hatten für Carter gestimmt, und wenn es ein Kopf-an-Kopf-Rennen gewesen wäre, hätte diese Differenz ausschlaggebend sein können“, wusste Eleanor Smeal schon damals. Die Gründerin der „Feminist Majority Foundation“ und ehemalige Präsidentin der „National Organisation of Women“ (NOW) schrieb bereits 1984 das Buch zum Thema: „Why and How Women Will Elect the Next

FRAUEN WÄHLEN OFT ANDERS ALS MÄNNER.

President“ (Warum und wie Frauen den nächsten Präsidenten wählen werden).

Smeal schrieb vor über 30 Jahren: „Sie haben darüber in zahllosen Schlagzeilen gelesen, Sie haben im Radio und im Fernsehen davon gehört. Republikaner bestreiten entweder seine Existenz oder sie verkünden beunruhigt einen Plan nach dem anderen, um ihn zu ‚schließen‘. Demokraten haben ihn schnell als politische Realität erkannt zählen auf ihn, um Stimmen für ihre Partei mitzunehmen. Es ist der Gender Gap – der messbare Unterschied zwischen dem Wahlverhalten von Frauen und Männern und der Art, wie sie politische Themen sehen. Die ‚Stimme der Frauen‘, eine mächtige neue Wählergruppe, wird bei Wahlen künftig den Unterschied machen.“

Schon bei den folgenden Wahlen 1984 sprang der Unterschied deutlich ins Auge: Die Demokraten hatten verstanden. Sie nominierten zum ersten Mal in ihrer Geschichte einen weiblichen Vizepräsidenten. Sie stellten dem etwas blassen Kandidaten Walter Mondale die spritzige Geraldine Ferraro an die Seite, die in ihrer Zeit als Staatsanwältin viele Fälle von Vergewaltigung und sexuellem Missbrauch behandelt hatte.

EMMA titelte damals mit Ferraro und fragte: „Ein Sieg der Frauen?“ Die Antwort lautete: Sure! „Diese Nominierung ist ganz klar Ausdruck der Macht der Amerikanerinnen, die es verstanden haben, ihre potenzielle Macht in eine tatsächliche umzusetzen.“ Zwar ging die Wahl für die Demokraten verloren, aber die Feministinnen hatten dennoch einen Sieg errungen.

Auch in Deutschland hat die (potenzielle) Macht der weiblichen Wähler Folgen. Bereits 1972 waren es die Wählerinnen gewesen, die Kanzler Willy Brandt und der ersten SPD-geführten Regierung der Nachkriegsgeschichte zum Sieg verholfen hatten. Von nun an wählten die Frauen in der BRD – mit Ausnahme der älteren Generation – tendenziell sozialdemokratisch und grün. Spielte diese Tatsache womöglich eine Rolle, als die schwarz-gelbe Regierung unter Helmut Kohl im Jahr 1994 die repräsentative Wahlstatistik nach 70 Jahren per Gesetz abschaffte? Die offizielle Begründung allerdings lautete: Datenschutz! Dagegen liefen nicht nur Wahlforscher Sturm, sondern auch ein

Bündnis aus 15 Spitzenpolitikerinnen aller Parteien (EMMA 3/98). Sie erklärten: „Seit Anfang der 70er Jahre ist der Gender Gap, die Geschlechterklüft beim Wahlverhalten, immer größer geworden. Umso wichtiger, dass die Entscheidung rückgängig gemacht wird, die verhindert, dass das Wahlverhalten von Frauen und Männern getrennt benannt und analysiert werden kann.“

Der Protest hatten Erfolg: Seit 1. Juni 1999 bestimmt das Wahlstatistikgesetz: „Aus dem Ergebnis der Wahlen sind in ausgewählten Wahlbezirken die Wähler und ihre Stimmabgabe für die einzelnen Wahlvorschläge nach Geschlecht und Geburtsjahresgruppen zu erstellen.“ Die Wählerinnen sind mitgemeint. Doch wird der Gender Gap in Deutschland in den Medien bis heute als zu vernachlässigende Größe behandelt. Und das, obwohl – oder: gerade weil? – die Benennung die Gruppe der Wählerinnen zum Machtfaktor machen würde.

In den USA hingegen ist der Gender Gap nun seit drei Jahrzehnten ein heißes Thema bei jeder US-Wahl. So auch und gerade bei der geschlechterpolitisch so aufgeladenen Wahl zwischen der bekennenden Feministin Clinton und dem bekennenden Sexisten Trump, der nach seinen frauenverachtenden Ausfällen den ohnehin schon historischen Geschlechtergraben zur Schlucht vergrößerte. Selbstverständlich titelt die feministische Zeitschrift *Ms.* mit dem Gender Gap und erklärt: „Der Gender Gap ist ein machtvolleres Werkzeug, um die Standpunkte von Frauen sichtbar zu machen und Politiker zu zwingen, die Anliegen und ihren Wunsch nach Gleichstellung ernst zu nehmen. Je besser wir darüber informieren, desto stärker werden die Stimmen und Meinungen der Frauen respektiert – und desto machtvoller wird der Gender Gap.“

Und die „Mutter des Gender Gap“, Eleanor Smeal, erklärt 2016 im *Ms.*-Interview triumphierend: „Der Gender Gap ist heute noch größer und Frauen stellen einen noch größeren Anteil an der wählenden Bevölkerung.“

In der Tat: Bei der letzten Präsidentschaftswahl 2012 waren schon zehn Millionen mehr Wählerinnen als Wähler an die Wahlurnen gegangen, allen voran die schwarzen Frauen. 2012, bei der Wahl

Obama gegen Romney, hatten sich 70 Prozent der schwarzen Amerikanerinnen für die Wahl registriert (65 % der weißen) – und fast komplett für den ersten schwarzen Präsidenten der USA gestimmt, nämlich zu 96 Prozent.

Und es sieht ganz so aus, als ob die schwarzen Frauen mit ebenso überwältigender Mehrheit für den (potenziellen) ersten weiblichen Präsidenten stimmen werden: 91 Prozent der schwarzen Wählerinnen wollen Hillary wählen (und immerhin auch 85 % der schwarzen Wähler). Für Trump sind nur dürre sechs Prozent. Und auch hispanische Frauen sind mit 71 Prozent klare Clinton-Anhängerinnen. Trump kommt bei ihnen auf nur 19 Prozent.

Dieser Gender- und Ethnien-Gap dürfte nicht nur an der berüchtigten Mauer liegen, die der polternde Populist an der mexikanischen Grenze hochziehen will. Sondern vor allem daran, dass für Wählerinnen andere Themen zählen als für Wähler. So finden 69 Prozent der Wählerinnen „sehr wichtig“, wie einE KandidatIn mit „ethnischen Minderheiten“ umgeht (Männer: 56 %). Und auch das Recht auf Abtreibung, Gesundheitsversorgung, Bildung, Sozialversicherung – all das ist für Wählerinnen wichtiger als für Wähler.

„Damit der Gender Gap bei den Wahlen ein entscheidender Faktor ist, müssen die unterschiedlichen Positionen der Kandidaten zu den Schlüsselthemen von Frauen bekannt sein – und Frauen müssen sie in ihren Netzwerken verbreiten“, schreibt *Ms.* Genau dafür sorgt zur Zeit die „Feminist Majority Foundation“, flankiert von dem Internet-Portal „Presidential Gender Watch“. Das Portal des „Center für American Women and Politics“ (CAWP) liefert Informationen rund um das weibliche Wahlverhalten. Zum Beispiel diese: „Noch nie hat es ein republikanischer Kandidat ins Oval Office geschafft, der nur 43 Prozent der Frauenstimmen hatte.“

Das lässt hoffen. **CHANTAL LOUIS** 

 **emma.de**

Damenwahl (6/08), Frauen wählen anders (1/93), Gender Gap (9/84)



Nazi und Carla, amerikanische bzw. panamerikanische Schachmeisterinnen, sind stinksauer – und entschlossen, nicht nach Teheran zu reisen.

Wir werden uns nicht verschleiern!

Die nächsten Schach-Weltmeisterschaften der Frauen sollen in Teheran stattfinden. Da freut man sich schon auf die schönen Fotos: die klügsten Köpfe – verschleiert.

Wir dürfen gespannt sein, wie die Geschichte ausgeht und wer ab dem 6. Februar 2017 nach Teheran reist – und wer nicht. Dort werden in diesen Tagen die Schach-Weltmeisterschaften stattfinden. Genauer: die Schach-Weltmeisterschaft der Frauen. Ausgerechnet. Zwar ist Persien das Mutterland des Schachs. Doch zwischenzeitlich hatten die dort seit 1979 herrschenden Ayatollahs das Schachspielen verboten und dafür den Schleierzwang eingeführt. Die Schachspielerin an sich ist also im Iran von heute in einer eher heiklen Situation.

Für die aktuelle US-Schachmeisterin Nazi Paikidze-Barnes, eine Studentin der Wirtschaftswissenschaften, ist schon jetzt klar, dass sie an diesem Wettbewerb nicht teilnehmen wird. Wütend ließ sie die Journalisten wissen: „Frauen werden im Iran heute gezwungen, sich zu verschleiern. Ich weiß, dass viele Frauen dagegen protestieren, unter hohem Risiko. Ich will diese Frauenunterdrückung nicht auch noch unterstützen!“

Auch die aktuelle panamerikanische Schachmeisterin Carla Heredia, geboren in Ecuador, ist stinksauer auf die Entscheidung des Weltschachverbandes. Carla: „Keine Frau sollte gezwungen werden, den Hijab zu tragen. Und da denke ich nicht nur an uns 64 Schachspielerinnen, sondern auch an die Iranerinnen. Ich stehe ein für die Menschenrechte aller Frauen!“

In der Tat wurden allein im Jahr 2014 laut Polizeistatistik rund 2000 Frauen täglich im Iran bestraft, weil ihre Haare oder ihr Nacken „nicht ausreichend bedeckt“ waren. Früher konnte so ein verrutschter Schleier im Iran hundert Peitschenhiebe oder auch schon mal das Leben kosten. Heute sind immerhin noch Geldstrafen, Drangsalierungen oder Gefängnis die Folge. Wie allseits bekannt.

Nur Elisabeth Pähtz, die deutsche Schachmeisterin, scheint noch nichts davon gehört zu haben. „Das Kopftuch stört mich, ehrlich gesagt, nicht“, erklärte sie auf Nachfrage der *Welt*. „Viele Länder

Der deutsche Schachpräsident: „Wir wollen den Dialog der Kulturen fördern.“



haben ihre Regeln und Traditionen. Und wer sich daran nicht halten will, muss ja nicht dorthin reisen.“ Aber wie der Schachverband denn auf die Idee gekommen sei, ausgerechnet das Frauenturnier nach Teheran zu vergeben? „Weil es keinen anderen Ausrichter gab, um die Frauen-WM zu finanzieren“, erwiderte Pähtz in aller Unschuld. Ach so, gekauft.

Was dem Präsidenten des Deutschen Schachverbandes, Herbert Bastian, verständlicherweise ein wenig genant ist. Auf Nachfrage von Journalisten erklärte er, der Schachsport wolle „den Dialog der Kulturen“ fördern. Und deshalb könne so eine Weltmeisterschaft auch schon mal in Ländern stattfinden, „die für die westliche Welt mitunter fremde kulturelle Gewohnheiten vertreten“. Privat sehe er persönlich das ja auch anders.

Offiziell sieht der Weltschachbund das auch anders. Er verurteilt in seinen Statuten „jede Form von Diskriminierung“ und fordert eine „allgemeine Gleichbehandlung“. Vermutlich ist das auf nicht-weiße Menschen gemünzt. Aber mit dem weiblichen Geschlecht kann man es ja machen.

Iran finanziert die Weltmeisterschaft der Frauen im Schachspielen, um rund um die Welt diese wunderbaren Fotos schicken zu können: Die klugen Köpfe von Frauen aus aller Welt gehorsam verhüllt übers Schachbrett gebeugt. Was für ein Propagandacoup! Da kann man nur annehmen, dass der Weltschachverband sich angemessen dafür hat bezahlen lassen.

Und es ist zu hoffen, dass die deutsche Schachmeisterin Elisabeth Pähtz am 28. Februar in Teheran Weltmeisterin wird! Und zwar, indem sie gegen sich selbst antritt (wie einst das Schachgenie Bobby Fischer). Warum? Weil ihre 63 Mitbewerberinnen aus aller Welt zuhause geblieben sind.





Maria Mathieu: „Ich zeige mich in meiner ganzen Schönheit“.

SIE SIND NICHT ZERBROCHEN

Sie wurde als Kind vom Vater missbraucht, die Familie schwieg. Jetzt wird Renate Bühn gehört, und zwar an höchster Stelle. Sie ist eins von 15 Mitgliedern des „Betroffenenrates“, der seit 1. März 2015 mit dem Missbrauchsbeauftragten zusammenarbeitet. Seit 2010 sei „viel passiert“, sagt Bühn. Aber es gäbe noch sehr viel mehr zu tun. – Die Abbildungen sind dem Kunst-Katalog „Was sehen Sie, Frau Lot?“ entnommen, den Renate Bühn mitgestaltet hat.

Ja, Renate Bühn ist froh darüber, endlich an oberster Stelle gehört zu werden. Sie ist eins von 15 Mitgliedern des „Betroffenenrats“, den der „Unabhängige Beauftragte für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs“ ins Leben gerufen hat. Jahrelang hatten Betroffene dafür gekämpft, dass auch sie auf höchster Ebene mitreden dürfen. Seit März 2015 begleiten und beraten zehn Frauen und fünf Männer, die selbst Opfer sexuellen Missbrauchs geworden sind, nun den Missbrauchsbeauftragten Johannes-Wilhelm Rörig bei quasi allem, was er tut, um die vergangenen Taten aufzuarbeiten, bei der Bewältigung des Grauens zu helfen und

künftige Taten zu verhindern. Sie sitzen mit in den so genannten „Konzeptgruppen“, die Vorschläge zu Gesetzesentwürfen, Forschungsprojekten oder zur Verbesserung des Hilfesystems machen. Der „Betroffenenrat“ gibt eigene Stellungnahmen und Pressemitteilungen heraus. Er firmiert als „Fachgremium“. Das ist wichtig, denn „sobald man sich als betroffen outet“, weiß Renate Bühn auch von ihren MistreiterInnen, „wird man plötzlich nicht mehr in seiner Fachkompetenz wahrgenommen. Man ist entweder Opfer – oder Fachfrau.“ Die 15 Mitglieder des Betroffenenrates, die seit Jahren oder Jahrzehnten, ehrenamtlich oder beruflich zum Thema engagiert sind, firmieren als ExpertInnen.

Dass es das Amt des Missbrauchsbeauftragten, offiziell angesiedelt bei der Bundesregierung, und diesen „Betroffenenrat“ einmal geben würde, das hätte sich die heute 54-Jährige nicht vorstellen können, als sie 1985 die erste Selbsthilfegruppe für Missbrauchsoffer in Darmstadt gründete, aus der 1987 eine „Wildwasser“-Beratungsstelle wurde. Und

schon gar nicht, als sie sich mit 14 ihrer Tante und ihrem Bruder anvertraut hatte – und die einfach so taten, als sei nichts gewesen. Auch als sie ihrer Freundin und deren Mutter erzählte, dass der Vater sie missbrauchte, pasierte – nichts. Alle ignorierten den Hilferuf des Mädchens. Alle schwiegen.

Jetzt aber wird gesprochen. Und zwar auf höchster Ebene. „Endlich ist das Thema bundespolitisch angekommen“, sagt Renate Bühn. Darüber ist sie froh. Aber zufrieden? Nein, zufrieden ist sie nicht. Dafür liegt noch zu viel im Argen. Die Mängelliste ist lang.

Erst am Anfang ist zum Beispiel die Initiative „Schule gegen sexuelle Gewalt“, die der Missbrauchsbeauftragte gerade gestartet hat. Rörig hat Aufklärungsbroschüren erstellen lassen, die an mehr als 30 000 Schulen verschickt werden sollen. Denn: Sexueller Missbrauch habe nach wie vor eine „riesige Dimension“, sagt der Missbrauchsbeauftragte. Deshalb seien „in jeder Schulklasse mindestens ein bis zwei Mädchen und Jungen davon betroffen“.

Lehrer und Lehrerinnen müssten die Signale der Kinder und Jugendlichen erkennen – und handeln! Nordrhein-Westfalen startet im Februar 2017 als erstes Bundesland mit dem Projekt, die anderen Bundesländer sollen in den nächsten zwei Jahren folgen. Schon jetzt ist die Website www.schule-gegen-sexuelle-gewalt.de online.

„Das ist ein tolles Paket, das da an die Schulleitungen geht“, sagt Renate Bühn. Sie selbst hat als Mitglied der „Konzeptgruppe Schutzentwicklung und Kompetenzaufbau“ wertvolle Tipps und Ratschläge zu den Materialien beigesteuert. Nun aber müssten die PädagogInnen auch ein bis zwei Jahre fachlich begleitet werden: „Die Lehrerinnen und Lehrer müssen lernen, Anzeichen zu erkennen“, sagt Bühn. Die Sozialpädagogin und Kunsttherapeutin, die heute in Bremen lebt, arbeitet an einer Schule im niedersächsischen Syke selbst in einem Modellprojekt zum Thema „Grenzüberschreitungen“. Und sie weiß: Wenn zum Beispiel ein Mädchen eine Essstörung hat oder sich ritzt, kann das ein Hinweis auf Missbrauch sein. Oder wenn ein Mädchen ein auffallend sexualisiertes Verhalten zeigt. „Dann darf es nicht heißen: Naja, die ist halt frühreif!“

Für die Schulung der PädagogInnen und des anderen Schulpersonals müsste

nun „Geld in die Hand genommen werden“. Geld, das niemand zahlt. Dabei, sagt Pädagogin Bühn, zeigten Studien aus anderen Ländern: „Da, wo nachhaltig in Prävention investiert wird, gehen die Missbrauchszahlen tatsächlich zurück.“

Überhaupt krankt es immer wieder an den Kosten. Der Fonds, den die Bundesregierung am 1. März 2013 für die Opfer sexuellen Missbrauchs in Familien ins Leben gerufen hat? Schon fast aufgebraucht, weil bisher nur Bayern und Mecklenburg-Vor-

Christine Bergmann richtete eine Hotline ein, bei der zwischen Mai 2010 und März 2011 11 000 Betroffene anriefen. Der jüngste Anrufer war sechs, die älteste Anruferin 89 Jahre alt. Hinzu kamen 2000 Briefe. Was Bergmann darin las, „übersteigt mein Vorstellungsvermögen“, sagte sie im Sommer 2011 im EMMA-Gespräch. Die ehemalige Frauenministerin traf sich mit Selbsthilfegruppen, ließ 2 500 TherapeutInnen und 1 300 Beratungsstellen befragen, startete eine Erhebung an Schulen und Hei-



Renate Bühn (2.v.l.) prangert auf dem Katholikentag 2016 mit anderen Betroffenen die jahrzehntelange Vertuschung an.

pommern ihren Obolus eingezahlt haben. Die Beratungsstellen? Chronisch überlaufen und unterfinanziert, wie gerade eine Studie der Evangelischen Hochschule Freiburg im Auftrag des Missbrauchsbeauftragten feststellte. „Generell ist der ländliche Raum unterversorgt“, heißt es dort. „Aber auch in Großstädten können die Fachberatungsstellen der Nachfrage nicht gerecht werden.“ Therapieplätze? Mangelware. „Eine Freundin von mir hatte kürzlich eine schwere akute Krise und hat mehrere Therapeutinnen angerufen“, sagt Renate Bühn. „Ein halbes Jahr Wartezeit!“

Keine Frage, es ist viel passiert, seit 2010 zuerst das Ausmaß sexuellen Missbrauchs und seiner Vertuschung an katholischen Internaten öffentlich wurde und die Odenwaldschule folgte. Seither steht das dunkle Thema im Scheinwerferlicht. Am Runden Tisch saßen Ministerinnen und die erste Missbrauchsbeauftragte wurde bestellt.

Das Ergebnis war ein telefonbuchdicker Bericht, in dem die Missbrauchsbeauftragte unter anderem forderte: Mehr Therapiestunden für Opfer von Missbrauch! Ein Rechtsanspruch für Opfer auf Beratung! Verbindliche Finanzierung der Beratungsstellen als Pflichtaufgabe!

Aber: „Jetzt sind schon wieder sechs Jahre vorbei und es sind immer noch kaum Gelder geflossen!“ klagt Renate Bühn. „Das macht mich wütend!“ Und dabei, sagt sie, „blicken wir ja nicht auf einen sechsjährigen Missbrauchsskandal zurück, sondern auf einen 30-jährigen. Man hätte schon viel früher loslegen können. Das Wissen war ja da.“

Und genau deshalb meldete Bühn sich, als Johannes-Wilhelm Rörig den Betroffenenrat ins Leben rief. „Weil ich wollte, dass das feministische Wissen einfließt, das wir seit Anfang der 1980er gesammelt haben. Wir haben schließlich die ersten Selbsthilfe-

gruppen gegründet und waren maßgeblich am Aufbau der fachlichen Hilfsstrukturen beteiligt, die daraus entstanden sind.“

1978 hatte EMMA als erste Stimme in Deutschland das Schweigen gebrochen und über das Tabu Missbrauch berichtet. Bald gründeten Opfer erste Selbsthilfeprojekte. Mit 23 machte Renate Bühn sich auf die Suche nach anderen Betroffenen, mit 25 gründete sie „Wildwasser“. Mit 28 reiste sie durch die Republik, um Stimmen Betroffener zu sammeln, die sie, gemeinsam mit anderen Betroffenen, als Schriftrihe „Namenlos“ herausgab. Aber auch wenn sie nun andere Opfer unterstützte, blieb doch das deprimierende Gefühl, dass nicht genug passierte. „Es wurde weiterhin bagatellisiert und vertuscht.“ Schließlich griff Renate Bühn, die den Eindruck hatte, dass Worte offenbar nicht viel nützten, zu anderen Mitteln: Gemeinsam mit zwei weiteren Künstlerinnen gestaltete sie die großartige Ausstellung: „Was sehen Sie, Frau Lot?“ „So politisch kann Kunst sein. So künstlerisch kann Politik sein“, schrieb EMMA damals beeindruckt (EMMA 5/2002). Die als Wanderausstellung konzipierte Schau tourt bis heute durch die Lande.

Eine der Installationen trägt den Titel „2000 = 100 = 15 = 3 = 10 = 2“. 2000 mit rosa Fassadenfarbe bestrichene Krawatten hängen von einem Gerüst. Von 2000 Tätern müssen bei einer Dunkelziffer von 1:20 nur 100 mit einer Anzeige rechnen. Die Kalkulation, die nun folgt, beruht auf der Auswertung von 100 Missbrauchs-Anzeigen durch das Berliner Institut für forensische Psychiatrie: 85 der angezeigten 100 Fälle wurden eingestellt, nur 15 landeten vor Gericht. Drei Beschuldigte wurden freigesprochen, zehn erhielten eine Bewährungsstrafe, nur zwei mussten ins Gefängnis. Zwei von 2000. Renate Bühn hat die Gerichtsurteile an Fleischerhaken aufgespießt.

Dass die Lage für Missbrauchsoffer bei den Staatsanwaltschaften und Gerichten desaströs ist, will Renate Bühn auch mit ihrem Blog #Ichhabeangezeigt zeigen. Die Einträge klingen so: „Seit zwei Jahren weiß ich, dass mein Vater mich als Kind sexuell missbraucht hat – jahrelang! Eine PTBS wurde diagnostiziert. Nach dem Besuch der Ausstellung ‚Ich verbrenne von innen‘ entschloss ich mich zur Anzeige. (...) Nach einigen Monaten musste ich mich entschei-

den, ob ich mich einem Glaubwürdigkeitsgutachten unterziehen wolle. Ich entschied mich dafür. Es war der reinste Alptraum. Als ich das Gutachten zu Gesicht bekam, habe ich tagelang geweint. Insgesamt kamen sie zu dem Ergebnis, dass zwar einige Erinnerungen ‚erlebnisbasiert‘ seien, bei manchen können sie es nicht genau sagen – das Verfahren wurde eingestellt.“

„Sexueller Missbrauch ist in Deutschland immer noch eins der sichersten Verbrechen“, sagt Renate Bühn bitter. „Darüber sollte sich ein Rechtsstaat mal Gedanken machen.“ Eine der dringlichsten Forderungen des Betroffenenrates ist deshalb: „Wir brauchen eine Evaluation der Verfahren! Warum werden so viele eingestelt? Sind die Urteile tatsächlich angemessen? Wie kann die Beweislage verbessert werden?“

Ja, es ist viel passiert seit 2010. Der Missbrauchsbeauftragte mache seine Arbeit „mit Herzblut“ und sei „erfreulich unbequem“. Aber es gibt eben auch immer wieder Zweifel daran, ob man die 15 betroffenen ExpertInnen auch wirklich hören will. Der Betroffenenrat hatte im Dezember 2015 dem Justizministerium geschrieben, das gerade an einer weiteren Reform des Sexualstrafrechts arbeitet. Der Betroffenenrat fordert zum Beispiel, dass die Dauer des Missbrauchs beim Strafmaß berücksichtigt wird: „Es kann nicht sein, dass über Monate und Jahre andauernde sexuelle Gewaltübergriffe zu einer Bewährungsstrafe führen.“ Oder: „Es darf kein strafmildernder Umstand sein, dass die Tat schon länger zurückliegt.“

Das Ministerium dankte knapp. Zum Wahljahr 2017 will der Betroffenenrat die Parteien einfordern und fragen: „Sind unsere Forderungen in Ihrem Wahlprogramm vertreten?“ Denn, so findet Renate Bühn: „Wir könnten durchaus noch unbequemer werden.“  

Termine

Am 18./19.11. lädt der Betroffenenrat zum ersten Kongress von Betroffenen für Betroffene: „MitSprache“. Anmeldung: www.beauftragter-missbrauch.de/betroffenenrat.

Im Netz

www.frau-lot.de, www.renatebuehn.de
www.emma.de/thema/missbrauch

ANASTASIA SPRICHT

Sie ist EMMA-Abonnentin und hat sich bei uns gemeldet, weil sie uns ihre Geschichte erzählen wollte. Anastasia, so möchte sie hier genannt werden, ist als Kind von ihrem Vater missbraucht worden. Sie hat ihn angezeigt – und er wurde zu einer hohen Haftstrafe verurteilt. „Ich finde es gut und wichtig, dass die EMMA immer wieder über uns Opfer von sexuellem Missbrauchs schreibt“, sagt die heute 27-Jährige. „Aber es sind oft skandalöse Fälle, bei denen der Täter freigesprochen wird. So eine Geschichte über eine erfolgreiche Gegenwehr wie meine hätte ich auch gern mal gelesen.“ Hier ist sie.

Mein Vater hat mich das erste Mal geschlagen, da war ich drei. Ich wollte eine Süßigkeit haben und weil ich nicht aufgehört habe, danach zu fragen, hat er mich geschlagen. Gewalt war in meinem Elternhaus irgendwie normal. Das hat dazugehört, ich kannte es nicht anders. Nicht nur eine Ohrfeige, sondern schlimme Gewalt. Ich hatte danach oft Beulen, Blutergüsse und Gehirnerschütterungen. Ich habe drei jüngere Geschwister: eine Schwester und zwei Brüder. Die wurden auch geschlagen, aber mein Vater hat uns Mädchen schlechter behandelt als die Jungen.

Ich hatte ständig Angst, weil ich für jede Kleinigkeit beschimpft und geschlagen wurde. Ich fand es schlimm, dass meine Mutter bei ihm geblieben und nicht mit uns weggegangen ist. Ich weiß ja, dass sie Angst vor ihm hatte. Und sie hat auch versucht, ihn



davon abzuhalten, uns zu schlagen. Aber dann hat er auch sie noch geschlagen. Mein Vater wurde als Kind auch von seinem Vater verprügelt, genau wie seine Mutter. Ich habe auch gesehen, wie mein Opa meine Oma geschlagen hat. Das war in unserer Familie normal.

Mein Vater hat meine Mutter 15 Jahre lang zur Prostitution gezwungen. Sie war ein Heimkind, ihre Mutter war Alkoholikerin. Sie ist in diesem christlichen Heim von den Nonnen misshandelt und über Jahre von einem Priester missbraucht worden. Kurz nachdem sie aus dem Heim raus war, hat sie meinen Vater kennengelernt, der sie dann anschaffen geschickt hat. Sie hat sich zuerst geweigert, aber er hat sie da hingepügelte. Sie trägt heute Kronen, weil er ihr die Zähne rausgeschlagen hat.

Sie hat in verschiedenen Bordellen gearbeitet, auch im Kölner Pascha. Aufgehört hat sie damit, als ich in der ersten Klasse war und das dritte Kind geboren wurde. Als meine Mutter kein Geld mehr nach Hause brachte, fing mein Vater mit diversen kriminellen Machenschaften an, er hat zum Beispiel Telefonkarten gefaked oder eine Sex-Hotline mit gefälschten Verträgen betrieben.

Als ich elf war, hat der Missbrauch angefangen. Ich habe leider schon sehr früh Brüste gekriegt, und als mein Körper immer weiblicher wurde, ging es los und hat sich immer weiter gesteigert. Ich möchte da nicht ins Detail gehen, weil mich das sehr mitnimmt und ich dann wieder Alpträume bekomme. Er hat viele verschiedene schlimme Sachen mit mir gemacht.

Ich glaube nicht, dass mein Vater pädophil ist. Es ging ihm einfach darum, dass er mit mir machen konnte, was er wollte. Es ging ihm um Macht. Zu dem Missbrauch und den Schlägen kam auch noch, dass er mich ständig beschimpft hat, weil er mich zu dick fand. Er wollte mich dann zwingen abzunehmen, indem er mit mir auf den Sportplatz gegangen ist und gesagt hat: „Jetzt lauf 100 Runden!“ Und er stand daneben und hat mich beschimpft. Er war einfach ein sadistisches Schwein, das es brauchte, Macht über andere zu haben. Ich durfte auch keine Freundinnen besuchen. Er hat mich total abgeschirmt. Er wollte der Gott über seine Familie sein, der alles bestimmt.

Ich habe versucht, mit meiner Mutter darüber zu reden, aber ich habe gemerkt, dass sie nicht darauf eingeht und ich von ihr keine Hilfe zu erwarten habe. Ich habe geahnt: Selbst wenn ich ausdrücklich aussprechen würde, was passiert, würde sie mir nicht helfen. Einmal, beim letzten Mal, war sie dabei. Da wusste ich, dass ich recht gehabt hatte. Sie hätte mir nicht geholfen.

Mir bei jemand anders Hilfe zu suchen, war mir nicht möglich. Ich habe den Missbrauch einfach so hingenommen. Ich wusste, dass, wenn ich das über mich ergehen lasse, der Hausseggen einigermaßen gerade hängt. Sobald ich versucht habe, mich zu wehren oder zu sagen „Ich will das nicht“, wurde er aggressiv. Als ich einmal standhaft versucht habe, Nein zu sagen, hat er danach meine Mutter geschlagen und mich dabei angegrinst. Ich hatte das Gefühl, das Wohlbefinden der ganzen Familie hängt dran, dass ich mache, was er sagt.

Das ging anderthalb Jahre. Meine Rettung war, dass mein Vater bei seinen kriminellen Geschäften erwischt wurde und ins Gefängnis kam. Das war mein Glück. Ich wäre sonst durchgedreht.

Als er weg war, hat meine Mutter angefangen zu trinken. Ich dachte, sie wäre froh, dass er nicht mehr da ist. Aber sie ist quasi zusammengebrochen. Sie musste auf einmal selbst Entscheidungen treffen und zum Beispiel Geld überweisen, aber sie wusste gar nicht, wie das geht.

Für mich war es eine Befreiung, dass er im Gefängnis saß. Natürlich weil der Missbrauch aufhörte, aber auch, weil ich jetzt anfang, mich mit Freundinnen zu treffen. Das durfte ich ja vorher nicht. Ich hab gemerkt, dass ich es nicht ertragen würde, wenn das alles wieder von vorne anfinge. Ich musste mit, wenn meine Mutter ihn im Gefängnis besucht hat, und habe dann immer ganz schlimmen Ausschlag bekommen.

Zehn Monate nachdem er ins Gefängnis gekommen ist, habe ich zum ersten Mal denken und aussprechen können, was er mir angetan hat. Ich habe das meinem Freund erzählt, mit dem ich meine ersten sexuellen Erfahrungen gemacht habe. Das war mit 13 sehr früh, aber ich wollte einfach nur geliebt werden. Ich habe dadurch zumindest den Unterschied

gemerkt zwischen einer sexuellen Erfahrung, die ich will und einer, die ich nicht will. Nachdem ich es erzählt hatte, ging auch der Ausschlag weg.

Mein Freund war aber überfordert, weil er sich anscheinend gar nicht vorstellen konnte, dass ein Vater sowas mit seiner Tochter macht. Er hat gemeint, ich soll es meiner Mutter erzählen.

Meine Mutter hat mir nicht geglaubt, jedenfalls hat sie das behauptet, und mich als Lügnerin beschimpft. Die Familie meines Vaters kommt aus Italien und meine Mutter wollte mich zu seinen Verwandten nach Italien schicken, damit ich den Mund halte. Da habe ich dann den Entschluss gefasst, freiwillig in ein Heim zu gehen.

Dabei hat mir eine Vertrauenslehrerin geholfen, die mit mir zum Jugendamt gegangen ist. Die hat dafür vom Schuldirektor eins auf den Deckel bekommen, weil man ja angeblich gar nicht sicher sein könne, dass das stimmt, was ich sage. Für mich hat es sich aber so gut angefühlt, dass ein Erwachsener mir glaubt und mir helfen will.

In dem Heim war ich anderthalb Jahre. Dort habe ich sofort eine Kinderpsychologin bekommen. Die Therapie bei ihr hat mir unglaublich geholfen.

Ich bin zurück nach Hause, als meine Mutter mir endlich geglaubt hat, nachdem ich ihr ein paar Details an den Kopf geworfen hatte. Außerdem hat sie wohl selbst Angst bekommen, denn mein Vater, der fünfeinhalb Jahre bekommen hatte, sollte bald Hafturlaub bekommen. Sie hat dann der Staatsanwaltschaft geschrieben, dass sie ihn nicht rauslassen sollen, weil er mich missbraucht hat.

Als ich 16 war, begann der Prozess. Der ging über drei Monate und elf Verhandlungstage. Das war sehr krass. Mein Vater hat alles geleugnet, auch, dass er mich geschlagen hat.

Es ist Segen und Fluch zugleich, dass ich mich an alles detailliert erinnern kann, weil es sich so in meinen Kopf gebrannt hat. Das zu erzählen war sehr belastend. Aber dass ich so genau beschreiben konnte, was passiert war, war wohl am Ende ausschlaggebend dafür, dass man mir geglaubt hat.

Es wurde jeder befragt, dem ich von dem Missbrauch erzählt hatte. Auch meine italienischen Verwandten. Die

haben alle ausgesagt, dass ich eine Schlampe wäre und das alles nur behauptete, weil mein Vater so streng ist und ich mehr Freiheiten haben will. Die haben mich regelrecht tyrannisiert und gesagt, dass ich die Familie kaputt mache. Sie glauben mir übrigens bis heute nicht, trotz Glaubwürdigkeitsgutachten und Gerichtsurteil. Meine Oma hat zu mir gesagt: Selbst wenn es stimmt, soll ich meine Fresse halten.

Die Verteidigung hat immer wieder versucht, mich durch den Dreck zu ziehen. Sie haben tausend Gutachten beantragt, eins davon sollte beweisen, dass ich eine schizophrene Persönlichkeitsstörung habe. Die Gutachterin, die mich für glaubwürdig befunden hatte, sollte angeblich befangen sein. Der Richter auch. Sie haben sogar meine gleichaltrige Cousine aus Italien eingeflogen, weil wir als Kinder mal Doktorspiele gemacht hatten. Es lief alles darauf hinaus, mich als gestörte, kleine Schlampe darzustellen. Es war schlimmer, als Täterin dargestellt zu werden, obwohl ich doch das Opfer war.

Ich war trotzdem bewusst an jedem Prozesstag dabei und habe mir alles angehört. Es wurden ja auch die Leute angehört, die meine Aussage unterstützen. Zum Beispiel der Jugendamtsmitarbeiter oder die Vertrauenslehrerin, meine Freundin oder unsere Nachbarin.

Meine Mutter hat ausgesagt, dass sie nichts mitgekriegt hat und nichts wusste. Das habe ich so auch bestätigt. Ich konnte mir erst Jahre später eingestehen, dass sie es doch wusste. Das war für mich zu diesem Zeitpunkt nicht auszuhalten. Ich wollte doch, dass meine Mutter mich liebt und dass ich ein Zuhause habe.

Ich gebe ihr heute die Verantwortung dafür, dass sie mich nicht beschützt hat. Aber dadurch, dass ich weiß, dass sie selber Opfer war, kann ich zumindest verstehen, warum. Und warum sie sich diesen Mann und mir diesen Vater ausgesucht hat.

Ich hatte natürlich Angst, dass er freigesprochen wird. Aber ich habe nie daran gezweifelt, ob die Anzeige richtig war. Denn ich wollte einfach, dass er seine gerechte Strafe bekommt. Es war zwar alles schlimm, aber ich wollte das trotzdem durchziehen. Ich war froh, dass ich das gemacht hatte.

Ich möchte den anderen Opfern mitgeben: Sagt es! Macht eine Anzeige!

Am letzten Tag wurde dann das Urteil gesprochen. Als es verlesen wurde, habe ich ihn die ganze Zeit angeguckt. Er hat neun Jahre bekommen wegen schweren sexuellen Missbrauchs. Da hat er den Richter angebrüllt und mich als „Hure“ beschimpft. Dann hat er geschrien, dass er mich umbringen wird und ist auf mich zugerannt. Die Polizisten konnten ihn gerade noch zurückhalten, bevor er bei mir ankam. Sie haben ihn dann in Handschellen gelegt und sich um ihn rumgestellt, damit er nicht nochmal aufstehen konnte.

Das Gefühl, als ich aus dem Gericht kam, war toll! Es war so eine Genugtuung, dass man mir geglaubt hatte und offiziell bestätigt wurde, dass mir Unrecht widerfahren ist. Und dass ich wusste, dass ich die nächsten Jahre in Ruhe leben kann. Das Urteil hat mir unheimlich den Rücken gestärkt.

Ich bin dann mit 17 von zu Hause ausgezogen und habe mein Abi gemacht, ein Stipendium bekommen und mein Germanistik-Studium begonnen. Ich wusste aber, dass er seine Drohung ernst meint. Schon als Kind hat er mich so misshandelt, dass ich manchmal dachte: So, jetzt stirbst du. Ich hatte also Angst, dass er mich tatsächlich umbringt, sobald er aus dem Gefängnis kommt. Ich habe deshalb mit 21 meinen Namen ändern lassen und mit Auskunftssperren dafür gesorgt, dass meine Daten geheim bleiben.

Aber das Gefühl der Bedrohung war trotzdem da. Ich hatte schlimme depressive Phasen und Alpträume. Ich machte acht Jahre lang eine ambulante Traumatherapie und war zweimal in den Semesterferien in einer psychosomatischen Klinik, der Adula-Klinik in Oberstdorf. Ich möchte den Namen gern nennen, weil diese Klinik ein wunderbarer Ort der Genesung ist und mir im Prinzip mein Leben gerettet hat. Ich habe dort gelernt, mich mit meinem Trauma zu akzeptieren und dass mein Leben trotz allem sehr

lebenswert ist. Früher habe ich immer gedacht: Eines Tages wird mein Leben perfekt sein und ich werde nie wieder an die Gewalt und den Missbrauch denken. Aber das funktioniert nicht. Ich weiß jetzt, dass ich auf eine gewisse Weise „versehrt“ bin.

Ich bin zum Beispiel nicht so belastbar wie meine Kommilitonen und werde bei Stress schnell krank. Deshalb bekomme ich eine kleine Rente nach dem Opfererschädigungsgesetz. Aber ich habe gelernt, meine Grenzen zu erkennen und zu beachten. Ich weiß, dass ich wegschalten muss, wenn ich im Fernsehen Bilder von sexueller Gewalt sehe. Ich bin sehr schreckhaft und bitte meine Umgebung, darauf Rücksicht zu nehmen.

Mit meiner Mutter konnte ich ein paar Jahre lang keinen Kontakt haben. Aber inzwischen geht das wieder, weil sie sagt, dass es ihr leid tut und dass sie heute anders handeln und „ihn totschiagen“ würde. Es ist deshalb nicht alles wieder gut, aber ich habe Frieden damit geschlossen.

Ich habe eine Handvoll gute Freundinnen und Freunde und bin mit meinem Freund, der ein sehr lieber Mensch ist, jetzt seit acht Jahren zusammen. Ich glaube, ich habe diesen Gewaltkreislauf unserer Familie durchbrochen.

Vor zwei Jahren ist mein Vater im Gefängnis gestorben. Seitdem ist es viel besser mit den Alpträumen und den Flashbacks. Gerade habe ich mein Studium abgeschlossen.

Vor zwei Wochen habe ich das Urteil weggeschmissen. Wenn es mir in die Hände gefallen ist, habe ich doch immer wieder reingeguckt. Die Details meiner Aussage sind so widerlich. Ich will mich aber nicht mehr mit diesen Details auseinandersetzen, weil das jetzt vorbei ist.

Was ich anderen mitgeben möchte: Sagt es! Und macht eine Anzeige! Ich weiß, dass vielen Mädchen und Frauen nicht geglaubt wird und das ist furchtbar. Ich weiß, dass ich eine positive Ausnahme bin. Aber trotzdem sollte man diese Täter anzeigen. Und: Fühlt euch nicht schuldig! Die Täter sind verantwortlich – egal, wie sie versuchen, einen zu manipulieren. Ihr habt das Recht auf ein freies und selbstbestimmtes Leben – und das Recht darauf, glücklich zu sein.



Es sind vertrauliche Gespräche in einem verschwiegenen Raum der Schule, zu denen Lehrerinnen und Lehrer in Deutschland etwa zwei Mal pro Jahr gebeten werden. Mal wartet dort die Direktorin am hochgefahrenen Computer – mal sind es Polizeibeamte in Zivil, die den Lehrkräften Mappen vorlegen. Denn es geht weder um Verweise noch um Noten bei diesen Treffen. Die LehrerInnen müssen sich Fotos von Kindern ansehen; Porträts von Kindern, die sexuell missbraucht wurden und es wohl nach wie vor werden.

Die Teilnahme an diesen Identifizierungen ist für die Lehrkräfte freiwillig. Dennoch fällt vielen diese Situation schwer. Zu konkret, zu hart ist der Blick auf das, was sich tagtäglich in deutschen Wohn- und Kinderzimmern abspielt. Kommt den Lehrern ein Gesicht bekannt vor? Sitzt eines dieser Kinder bei ihnen im Klassenzimmer?

Es ist die so genannte Schulfahndung, die in regelmäßigen Abständen bundesweit läuft. Das ist eine ungewöhnliche, relativ junge Fahndungsmethode und sie gilt als das äußerste Mittel: Wenn es unmöglich ist, die Spur von Tätern, die Missbrauchsfotos ins Internet gestellt haben, mit technischen Mitteln zu verfolgen, gehen die Fahnder den umgekehrten Weg: Sie suchen die Opfer. Und weil LehrerInnen Kontakt mit vielen Kindern haben, liegt es nahe, bei ihnen nachzufragen. Es ist ein immenser Ermittlungsaufwand, aber der Erfolg spricht dafür. Fast alle Missbrauchsoffer konnten durch die Schulfahndung aufgespürt werden.

Etwa zweimal pro Jahr bündeln die Ermittler ungeklärte Missbrauchsfälle und starten mit richterlichem Beschluss eine konzertierte Aktion. Dies nennt sich „zielgruppenorientierte Öffentlichkeitsfahndung“. Ende Februar wurde eine Suche nach vier Kindern gestartet. Drei Fälle konnten mithilfe der bundesweiten Schulfahndung schon geklärt werden. Grundschullehrer aus Nordrhein-Westfalen und aus Bayern gaben Rückmeldung. „Zwei Schulleiter identifizierten die jeweiligen Opferkinder eindeutig und gaben die für die Identifizierung entscheidenden Hinweise“, sagt Oberstaatsanwalt Alexander Badle von der Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt, die diese Form der Fahndung 2012 gestartet hat.

Was dann folgt, ist immer ein fein abgestimmtes juristisches und polizeiliches Schnellverfahren. Die Täter konnten festgenommen, die Kinder von ihren Peinigern befreit werden. Dass der Aufwand, bundesweit Kinderfotos zu streuen, richtig sei, davon ist Badle überzeugt. Der „enorme Druck“, missbrauchte Kinder aus ihrem Umfeld zu holen, rechtfertigt dies. Auch überwiege hier der Schutz des Opfers das Interesse des Kindes am eigenen Bild.

In Leverkusen wurde am 3. März 2016 ein 40-jähriger Mann festgenommen, der seit September 2012 seine Tochter, inzwischen neun Jahre alt, sexuell missbraucht haben soll. Er fotografierte seine Übergriffe und stellte die Bilder ins Internet. Einen Tag später wird in Memmingen ein 45-Jähriger festgenommen. Seit Oktober 2013 kursieren auf Pädophilen-Plattformen und Tauschbörsen Fotos und Filme, die er hergestellt hat. Darauf Szenen, in denen seine heute 13-jährige Cousine schwer sexuell missbraucht wird.

Derartige Aufnahmen mit Kinderpornografie werden in einer Datenbank beim Bundeskriminalamt (BKA) in Wiesbaden gesammelt, viele Hinweise kommen auch aus dem Ausland. In den aktuellen Fällen gab es Ansatzpunkte, dass die Aufnahmen in Deutschland entstanden sind. Die Bilder gehen weiter an die Zentralstelle zur Bekämpfung der Internetkriminalität (ZIT) in Gießen, eine hochspezialisierte Sondereinheit der Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt. Was dann geschieht, ist eine penible Sichtung des Materials, eine echte Detektivarbeit, berichtet Staatsanwalt Benjamin Krause von der ZIT: „Die meisten Täter sind sich der strafrechtlichen Relevanz bewusst. Man sieht oft nur ihre Geschlechtsteile, die Gesichter der Kinder sind verpixelt.“

Zunächst versuchen die Ermittler, die Täter mit technischen Mitteln zu orten. Dazu gehören IP-Adressen der Computer. Außerdem versuchen sie einzugrenzen, wann die Aufnahmen entstanden sind. Manchmal fin-



Oberstaatsanwalt Badle, der Erfinder der Schulfahndung.

KINDERPORNOS Geht dieses Kind in Ihre Klasse?

Die Kripo fragt die LehrerInnen nach Missbrauchsoffern.



den sich nach akribischer Suche sogar Ortungsinformationen, dann wird es einfach.

„In den Fällen der Schulfahndung gab es keine verräterischen technischen Spuren, die Täter haben perfide gehandelt“, berichtet Staatsanwalt Krause. In diesen Fällen wird versucht, auf den Missbrauchsfotos selbst Hinweise zu bekommen. Neulich entdeckten die Fahnder über dem Kind, das gerade auf einem Video missbraucht wurde, ein Mannschaftsfoto. Das Kind trug ein Käppi, das nur an Teilnehmer eines bestimmten Sommercamps ausgegeben worden war. Die Ermittler fanden so den Täter. Dieses Glück, wenn man es überhaupt so nennen darf, ist selten.

Die Fahnder halten sich bewusst zurück, wenn es um Details bei den Ermittlungen geht. Der Schutz der Kinder vor weiterem Leid steht über allem. Ende 2014 beispielsweise hatte ein Vater Fotos seines siebenjährigen Sohnes im Internet angeboten. Verdacht auf schweren sexuellen Missbrauch. Der Mann konnte nach einer bundesweiten

Schulfahndung an Grundschulen schließlich in Oberösterreich festgenommen werden. Der entscheidende Tipp kam von einer Grundschullehrerin aus Passau, wo der Junge zur Schule ging. Vorausgegangen war eine enge Zusammenarbeit zwischen der Passauer Kripo, österreichischen Behörden und dem bayerischen Landeskriminalamt. Das Opfer wurde umgehend in die Obhut eines Jugendamtes gebracht.

Achtmal sind die Ermittler in den vergangenen zwei Jahren den Weg der Schulfahndung gegangen, immerhin sieben Opfer konnten so identifiziert werden; immer dann, wenn die Fahnder null Spuren hatten, dafür aber eines: das Gesicht des Kindes. Das widerwärtige Material aus dem Internet bereiten die Experten dann behutsam auf. Auf den Fotos, die sie anfertigen, sind keine sexuellen Handlungen zu sehen, nur die Gesichter von missbrauchten Kindern frontal.

„Meist haben wir Bilderserien vorliegen, erst werden Kinder in normaler Um-

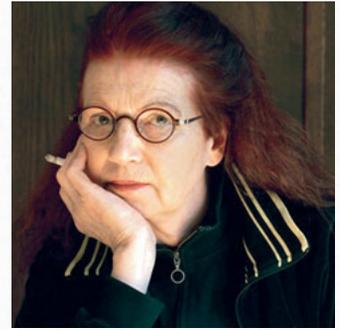
gebung gezeigt, dann ausgezogen“, sagt Benjamin Krause. Die Lehrerinnen und Lehrer sehen nur Ausschnitte aus den ersten Sequenzen. Dass schon dies verstörend sein kann, zeigt die Reaktion von LehrerInnen an einigen Berliner Schulen vor zwei Jahren. Sie fühlten sich überrumpelt, weigerten sich, die Bilder zu sichten.

Simone Fleischmann kennt diese Unsicherheiten. Sie ist Präsidentin des Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverbandes (BLLV) und war bis Juli 2015 Leiterin einer großen Grund- und Mittelschule in Poing bei München. Mehrmals hat Fleischmann selbst Schulfahndungen erlebt. Sie holte ihre Lehrer in kleinen Grüppchen zu sich ins Direktorenzimmer, wo sie gemeinsam auf einem geschützten Link die Bilder betrachteten. „Das berührt einen, aber ich bin sehr überzeugt davon, dass dies der richtige Weg ist, um missbrauchten Kindern zu helfen.“ Manchmal seien KollegInnen verunsichert gewesen, ob der Vorgang juristisch abgesichert sei. „Das ist er zu hundert Prozent. Wir sind verbeamtet und der Verschwiegenheit verpflichtet“, sagt Fleischmann.

Die Bundesländer organisieren die Übermittlung der Fotos unterschiedlich. In Bayern und Schleswig-Holstein etwa kommen die Bilder per Passwort über ein gesichertes Netzwerk auf die Computer im Rektorenzimmer. Sie sind so bearbeitet, dass sie nicht kopiert oder weitergemailt werden können. In Berlin kommen Beamte mit Mappen einzeln in jeder Schule vorbei und legen sie den Lehrern vor.

„Das ist XY, sie geht in die Klasse soundso, dies ist ihre Adresse.“ Das war die Meldung an die Polizei im Fall des missbrauchten Mädchens aus Memmingen. Als BKA und ZIT nach Abgleichen der Melderegister und biometrischen Daten in Passämtern ebenfalls sicher waren, klingelte die Polizei an der Tür. „Das Mädchen sagte: Ja, das bin ich, und die Aufnahmen hat mein Cousin in seiner früheren Wohnung gemacht“, berichtet Staatsanwalt Krause.

Noch am gleichen Tag bekam die Haftprüferin die Akten, der Mann ging in Untersuchungshaft, alles lief per Fax und E-Mail. Es sollte schnell gehen. Krause sagt, warum: „Es war ein Freitag, da warten wir nicht bis zum Montag. Denn gerade am Wochenende kommt es gehäuft zu Missbrauch.“ **ULRIKE HEIDENREICH** 



ULRIKE ROSENBACH

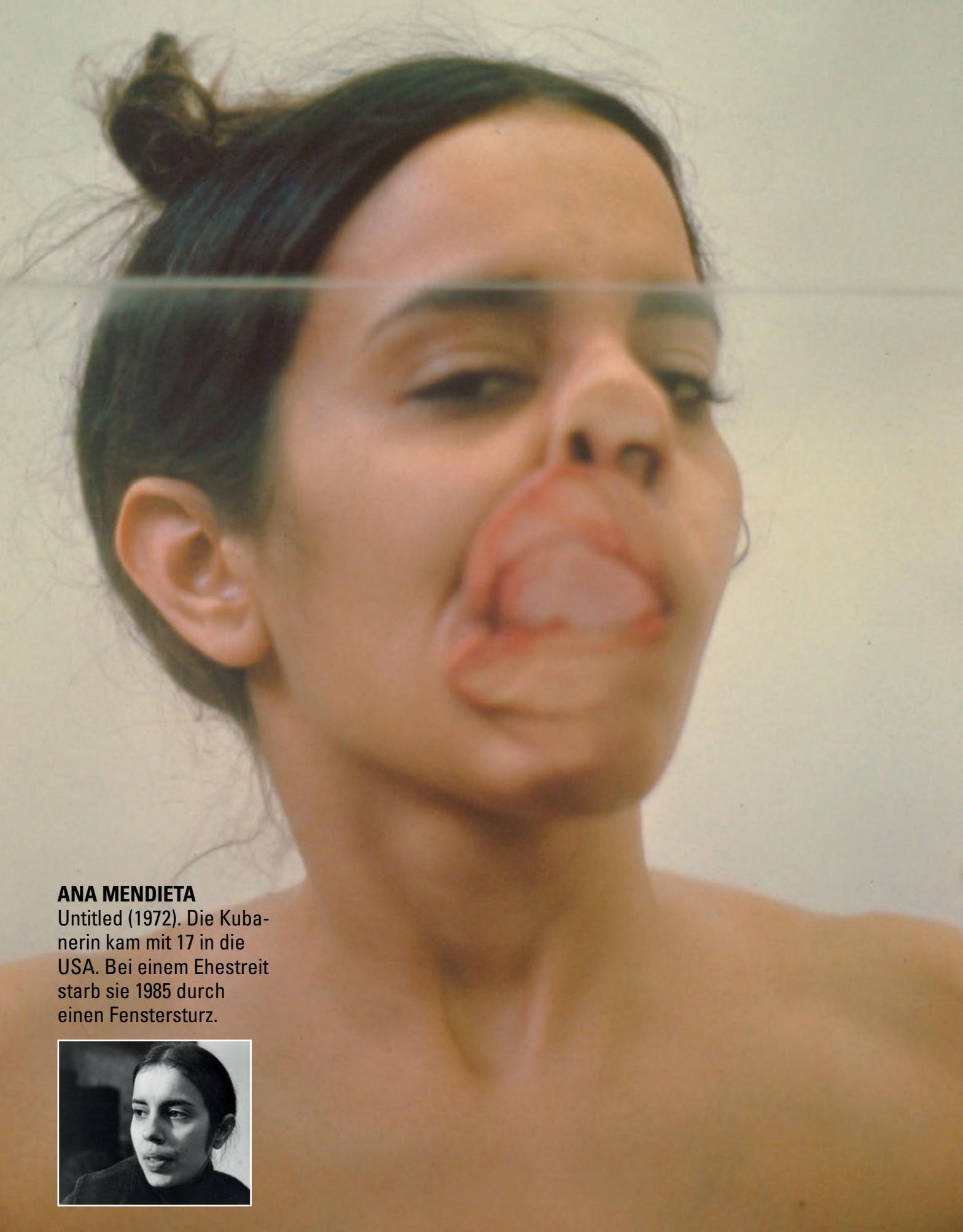
Art is a criminal Action (1969). Die deutsche Künstlerin hat Jahre in Kalifornien gearbeitet und lebt heute bei Köln.

DIE FEMINISTISCHE AVANTGARDE

LYNDA BENGLIS

Self (1970). Die Südstaatlerin ist Malerin und Bildhauerin. Sie lebt und arbeitet heute in New York.





ANA MENDIETA

Untitled (1972). Die Kubanerin kam mit 17 in die USA. Bei einem Ehestreit starb sie 1985 durch einen Fenstersturz.





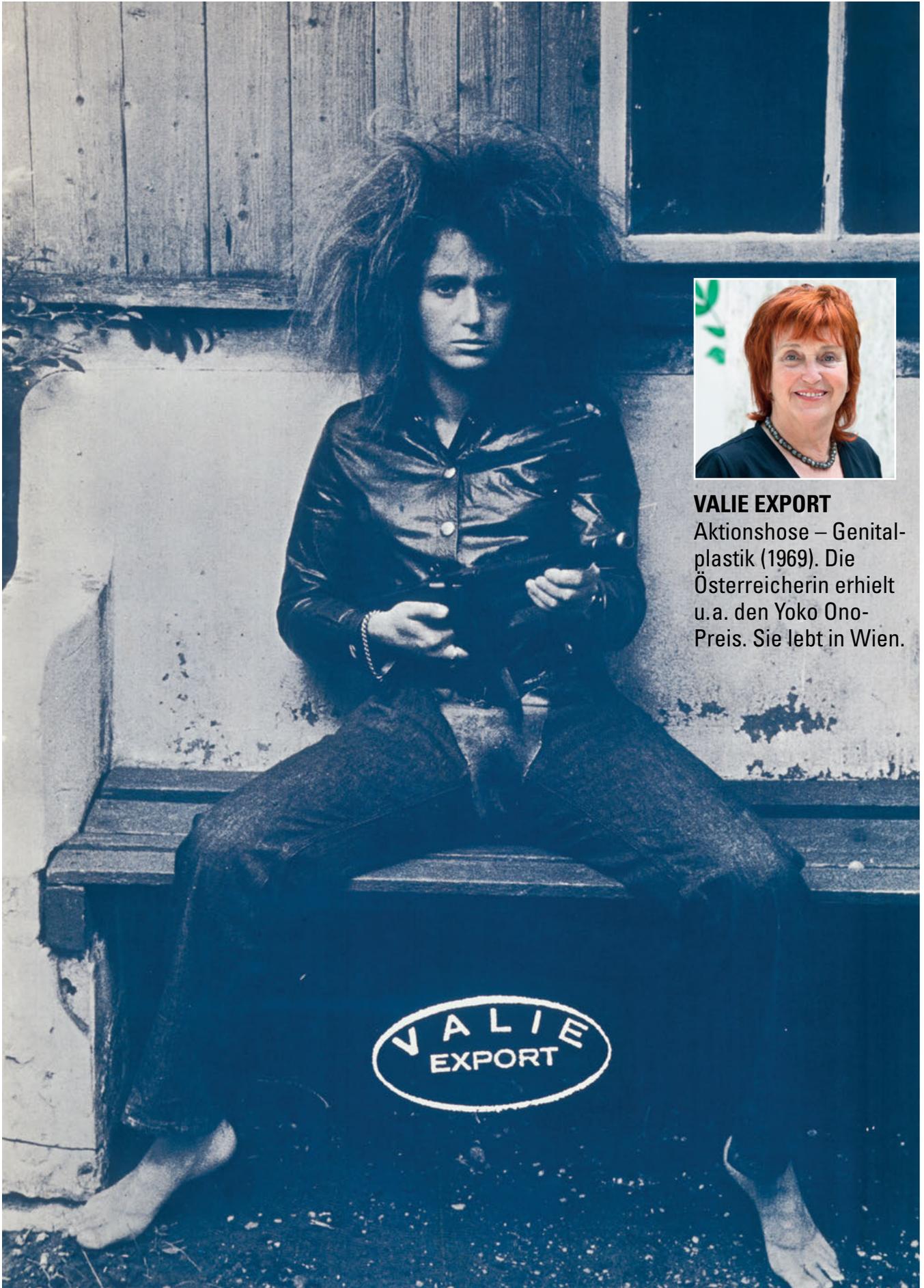
ORLAN

Le Baiser de l'Artiste (1976). Die Französin lebt in Paris und unterrichtet an der École Nationale Supérieure d'Arts.



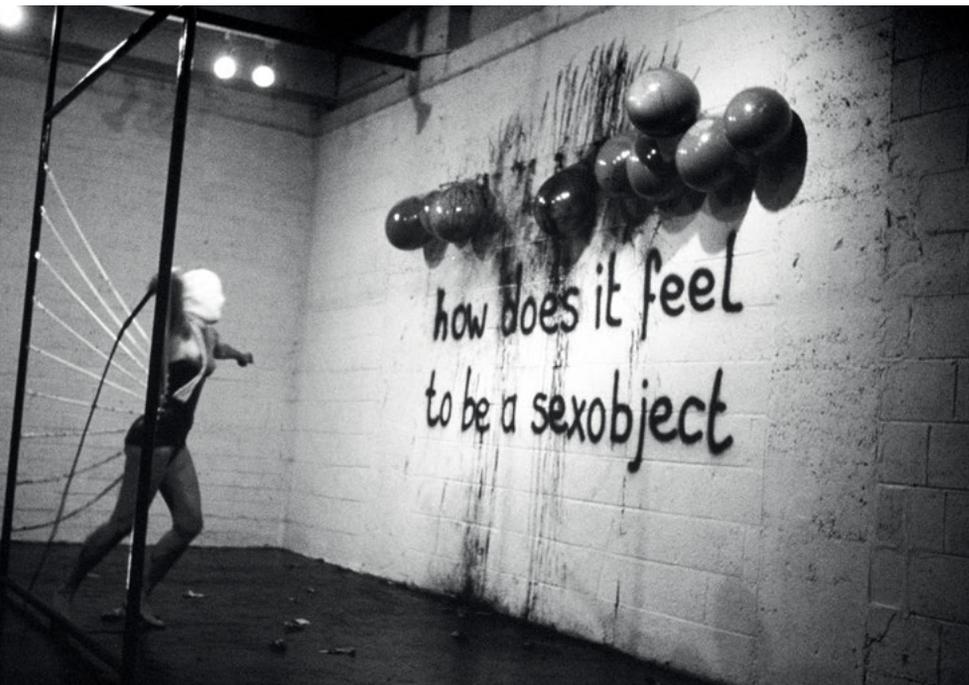
BIRGIT JÜRGENSSEN
Hausfrauen-Küchen-
schürze (1975). Die
Wienerin unterrichtete
Jahre an der Akademie
der Bildenden Künste.
Sie starb im Jahr 2003.





VALIE EXPORT

Aktionshose – Genitalplastik (1969). Die Österreicherin erhielt u.a. den Yoko Ono-Preis. Sie lebt in Wien.



LYDIA SCHOUTEN Sexobject (1979). Unten: **EWA PARTUM** Selbstidentifikation (1980).

Die Museen sind voll mit Bildern nackter Frauen. Nicht ohne Grund verglich der französische Ethnologe Michel Leiris das Museum mit einem Bordell. Und die amerikanischen Guerrilla Girls fragten: „Do Women Have To Be Naked To Get Into the Met. Museum?“ (Müssen Frauen nackt sein, um ins Museum zu kommen?) Weniger als 5 Prozent der KünstlerInnen in der Modern-Art-Section des Metropolitan Museum of Art sind Frauen – aber 85 Prozent aller nackt Abgebildeten sind Frauen. Dieses Phänomen gilt nicht nur für das New Yorker Museum, sondern auch für viele andere Museen. Sexualität wurde jahrhundertlang durch den männlichen Blick kommuniziert. In den 1970er-Jahren erklärten viele Künstlerinnen, sowohl in den USA, wie auch in Europa, dem rein männlichen Blick auf die Frau eine radikale Absage und kreierten das ‚Bild der Frau‘ erstmals in der Geschichte der Kunst kollektiv neu, nämlich aus der Perspektive der Frauen.

Für eine Frau war es unüblich, ein selbstständiges Leben als Künstlerin zu führen. Als Birgit Jürgenssen an der „Hochschule für angewandte Kunst“ in Wien an Lithografien arbeitete, meinte ein mitfühlender Assistent zu ihr: „Ach, Fräulein Jürgenssen, warum schleppen Sie sich denn mit den schweren Lithosteinen ab, sie werden doch eh bald heiraten.“ Oder ein Galerist schnauzte Renate Bertlmann an: „Wozu soll ich Sie denn ausstellen, Sie haben doch eh einen Mann.“ Und Renate Eisenegger erinnerte sich, dass ihr Vater ihrer Mutter verbat, außerhalb der Familie arbeiten zu gehen.

Vor dem Hintergrund der Kapitalismuskritik, der Civil-Right- und Antikriegsbewegung, der StudentInnen-Demonstrationen und der Frauenbewegung taten sich Künstlerinnen in vielen Ländern zusammen; sie gründeten Galerien, Zeitschriften und Gruppen, schrieben Manifeste und protestierten gegen Gruppenausstellungen, die Werke von Künstlerinnen grundsätzlich ignorierten. Lucy R. Lippard organisierte 1973 in den USA die Tour „c. 7,500“, erstmals mit Werken ausschließlich von Künstlerinnen. Und VALIE EXPORT kuratierte 1975, im

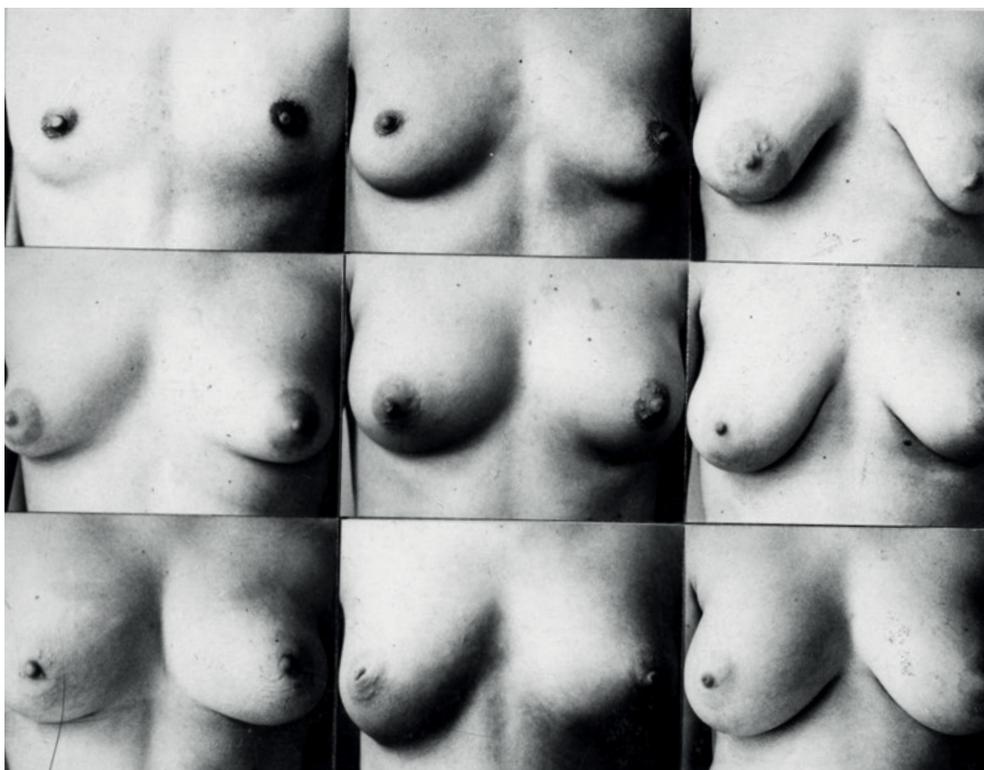
internationalen Jahr der Frau, die legendäre Ausstellung „MAGNA: Feminismus und Kreativität“ in Wien.

Die zentrale Losung der Frauenbewegung war es, das Persönliche als etwas öffentlich Relevantes und Politisches aufzufassen. Frauen begannen, über Sexualität, Menstruation, Schwangerschaft, Mutterschaft, Schwangerschaftsabbruch, Ehe, Kindererziehung, Gewalt gegen Frauen und das Schönheits-Diktat öffentlich zu sprechen. Und Künstlerinnen griffen die Themen auf. Erstaunlich ist, dass etliche Künstlerinnen ganz ähnliche formale Strategien wählten, obwohl sie einander nicht kannten.

Ich nenne diese herausragende Künstlerinnen-Bewegung rückblickend die „Feministische Avantgarde“, um ihre historische Pionierleistung zu verdeutlichen. Connie Butler, Kuratorin der „WACK!-Show“ (die von 2007 bis 2009 durch die USA tourte und ebenfalls diese Künstlerinnenbewegung vereinte), nennt es „The Feminist Revolution“. Die kunstgeschichtliche Leistung dieser Künstlerinnen ist, dass ihnen eine Rochade gelungen ist: der Wandel vom Objekt – auf das der männliche Blick sie reduzierte – hin zum Subjekt. Und erstmals in der Geschichte treten diese Künstlerinnen kollektiv als Souverän auf.

Die britische Künstlerin Penny Slinger erklärt rückblickend im Interview mit Angela Stief: „Eine wichtige Rolle spielte der damalige Stellenwert der weiblichen Sexualität. Ehrlich gesagt, es gab so gut wie kein Verständnis dafür, dass Frauen Spaß am Sex haben können. Im Sinne von ‚Schließe deine Augen und denke an England!‘ dachte man, dass sich die Frauen den Männern unterordnen und fügen.“ Geplant als ein Happening, trägt Slinger in ihren weitgehend unbekanntem Fotocollagen von 1973 ein Hochzeitstortenkostüm und posiert lachend mit gespreizten Beinen. Sie klebt auf ihre Scham ein großes Auge, das eine enorme Suggestivkraft entfaltet. Verstärkt wird diese Anziehung durch den scheinbar repetitiven Titel „ICU, Eye Sea You, I See You“.

Die Scham ist nicht mehr länger Ort der weiblichen Passivität, sondern wird zu einem sehenden und somit aktiven Organ, das Kontrolle über den männlichen



VALIE EXPORT Tapp und Tastkino (1968). Unten: **MARTHA WILSON** Breast Forms Permuted (1972).



LYNN HERSHMAN LEESON Roberta
Construction Chart #1 (1975). Unten:
ANNEGRET SOLTAU
 Permanente Demonstration (1976).

Constructing Roberta Leeson Lynn Hershman Leeson (1975)
 ① Lighten with Dior eyestick light. ② "Peach Blush" Cheekcolor by Revlon. ③ Brown contour makeup by Coty. ④ Shape lips with brush, fill in with "Date Mate" scarlet. 5. Blond wig ⑥ Ultra Blue eyeshadow by Max Factor. ⑦ Maybelline black liner top and bottom. ⑧ \$7.98 three piece dress. ⑨ Creme Beige liquid makeup by Artmatic.



Betrachter erlangt: I See You. Slinger: „Indem ich mich sowohl in die Rolle der Darstellenden als auch der Dargestellten begab, durchbrach ich die alte Subjekt-Objekt-Beziehung und machte mich zum Mittelpunkt meiner eigenen Kunst und meiner eigenen Sexualität. Ich reduzierte mich nicht auf einen stimulierenden Reiz und entkam so dem objektifizierenden, männlichen Blick.“

Auch die niederländische Künstlerin Lydia Schouten hat in ihrer Performance „Sexobject“ 1979 auf eindrucksvolle Weise die Diskriminierung der Frau als Lustobjekt inszeniert. Die Künstlerin trägt ein schwarzes Lederkorsett, das ihren Körper mit Gummibändern an einem Metallrahmen festbindet. Ihr Kopf ist einbandagiert. Vor ihr hängen an der Wand mit schwarzer Tinte gefüllte Luftballons. Die Künstlerin hält eine Peitsche in der Hand und schlägt mit großer körperlicher Anstrengung immer wieder auf die Ballons ein. Sie zerplatzen und die schwarze Tinte rinnt über den an die Wand geschriebenen Satz: „How does it feel to be a sexobject“ (Wie fühlt es sich an, ein Sexobjekt zu sein).

Die Aggressivität der Aktion verdeutlicht das starke Aufbegehren. Schouten: „Solange Frauen weiter versuchen, Männern zu gefallen, ist das Bild, das sie von sich haben, nicht ihr eigenes Bild, sondern ein von Männern bestimmtes.“

Der Einsatz ihres weiblichen Körpers war für viele Künstlerinnen essentiell, wenngleich unterschiedlich. Ewa Partum tritt in ihren Performances „Selbstidentifikation“ und „Frauen, die Ehe ist gegen Euch“ nackt auf, um die ‚Frau als Zeichen‘ herauszustreichen. Ulrike Rosenbach hingegen kleidet sich neutral mit einem weißen Bodysuit um ihren weiblichen Körper in ihre installativen Medienperformances einzubetten.

Die Amerikanerin Hannah Wilke schuf mit Kaugummi kleine Vulven und klebte diese wie Wunden auf ihr Gesicht und ihren Körper. In ihrer Performance „Super-T-Art“ von 1974 posiert sie provokant freizügig und inszeniert das Spiel der Verführung.

Die französische Künstlerin ORLAN entlarvt mit ihrer Performance „Le Baiser de l'Artiste“ (Der Kuss der Künstlerin) die

erotische Verfügbarkeit von Frauen. Auf der Kunstmesse FIAC 1977 bietet sie Passanten an, für fünf Francs einen Kuss von ihr zu kaufen. Die Performance löste einen Skandal aus, woraufhin ORLAN ihre Stelle als Kunstdozentin an der Kunsthochschule verlor.

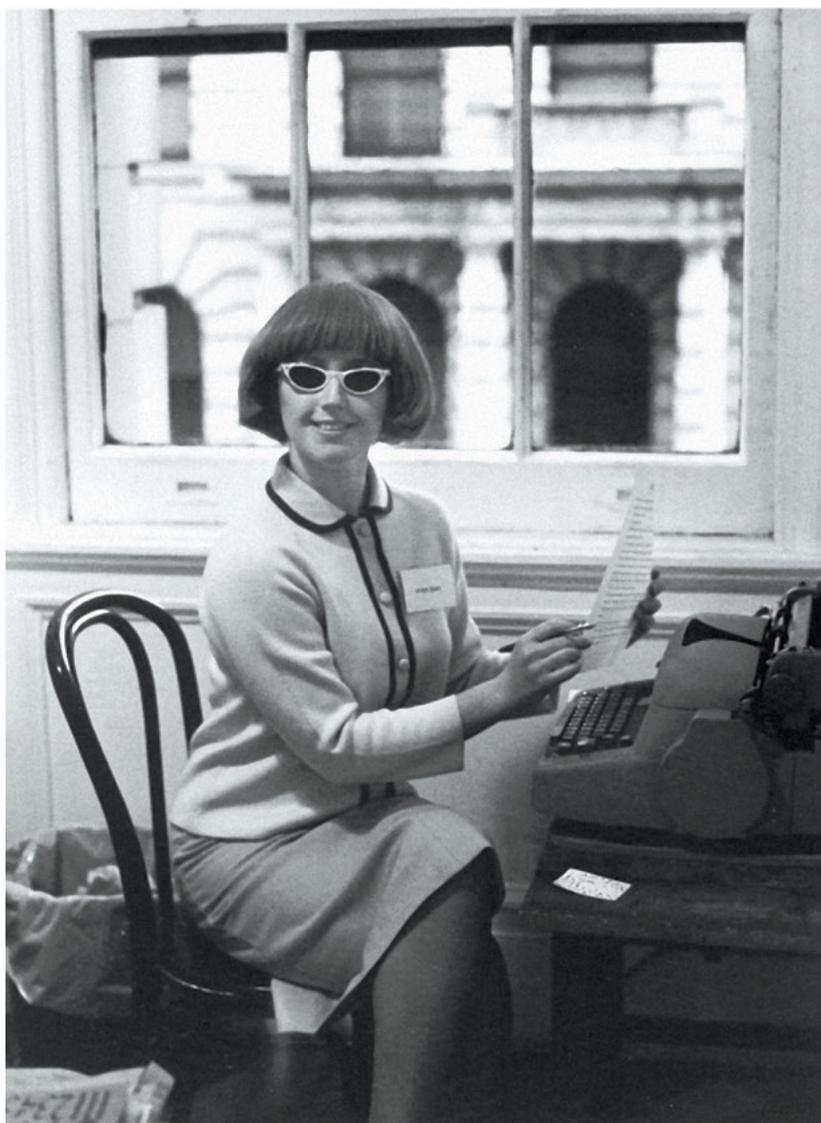
VALIE EXPORTs Performance „Tapp und Tastkino“ von 1968 kritisiert ebenfalls die Reduzierung der Frau auf ein Lustobjekt. Die Künstlerin hängt sich über ihre Brüste eine Box mit zwei Öffnungen, in die Passanten auf der Straße hineingreifen und 12 Sekunden an ihre Brüste grapschen dürfen. Diesmal findet der männliche Voyeurismus nicht im dunklen Kinosaal statt, sondern öffentlich auf der Straße. Die Frau steht dem Mann frontal gegenüber. Es ist die Frau, die Regie führt, sie beobachtet den Mann bei seinem Akt und kontrolliert ihn.

Künstlerinnen wie Judith Bernstein und Renate Bertlmann erkoren den Phallus als geeignetes Objekt, um patriarchale Machtstrukturen ironisch zu unterlaufen. Bertlmann: „Meine so genannten ‚phallischen Karikaturen‘, die den Allmachts-wahn des Mannes ins Lächerliche ziehen, sind zugleich als Akt des Bewusstwerdens meiner Angst vor männlicher Gewalt zu sehen – und auch Befreiung von ihr.“

Die Künstlerinnen hatten es satt, von der Gesellschaft ausschließlich die Rolle als Mutter, Hausfrau und Ehefrau zugewiesen zu bekommen. Donna Henes, Françoise Janicot, Renate Eisenegger, Annegret Soltau und Elaine Shemilt wickelten mit Schnüren, Bändern oder Fäden ihr Gesicht bzw. ihren Körper kokonartig ein als Ausdruck, wie sehr Frauen damals in ihrem Handeln und Begehren eingeschränkt waren.

Mierle Laderman Ukeles, Chris Rush oder Les Nyakes nehmen das Hausfrauendasein in ihren Performances wortwörtlich und schrubben den Boden, womit sie den täglich monotonen Vorgang veranschaulichen, der das weibliche Rollenverhalten konditionierte.

Viele der Künstlerinnen zeigten nicht nur das Dilemma, sondern auch den Ausbruch daraus. Die österreichische Künstlerin Birgit Jürgenssen kleidet sich 1976 wie eine Hausfrau und drückt ihre Hände und ihr Gesicht gegen eine Glastür auf



CINDY SHERMAN Untitled (Secretary, 1978). **RENATE BERGLMANN** Schwangere Braut im Rollstuhl (1978).



der geschrieben steht: „Ich möchte hier raus!“ In einer anderen Arbeit hängt sich Jürgenssen 1975 eine aus lackiertem Blech geformte Küchenschürze über ihren Körper und legt in die Herdöffnung einen Laib Brot, als Anspielung auf die Redewendung „To have a bun in the oven“. Auch Helen Chadwick stellt 1977 in London ihren Körper für die Performance „In the Kitchen“ in eine konstruierte Miniatur-Küche, ausgestattet mit Gasherd, Spüle und Durchlauferhitzer.

Und Martha Rosler führt von A bis Z alle mit dem entsprechenden Anfangsbuchstaben beginnenden Küchengeräte vor. Ihre Video-Performance „Semiotics of the Kitchen“ von 1975 beginnt mit „apron“ (Schürze) und wird zusehend skurriler und aggressiver. Die Werke der „Feministischen Avantgarde“ sind ironisch und wundervoll. Bei der künstlerischen Umsetzung aber gibt es Unterschiede: Während einige Künstlerinnen ihre Werke poetisch-sinnlich ausrichteten, vertraten andere einen politisch-aktivistischen Feminismus.

Nackt ist nicht gleich nackt. Diese Frauen wollten sich nicht länger schämen. Sie wollten Spaß haben an ihrem Körper und am Sex.

Die Künstlerinnen profitierten enorm von den neuen Medien Video, Film und Fotografie. Für sie war Konzeptkunst, Body Art, die Möglichkeit Performance und Aktionen zu machen, der ideale Nährboden, das auszudrücken, was sie bewegt. Jetzt konnten sie endlich von der männlich dominierten Malerei absehen und spontan ihre Ideen umsetzen. Cindy Sherman beispielsweise inszenierte schon, bevor sie ihre berühmten „Untitled Film Stills“ in New York aufnahm, als Studentin in Buffalo 1975 weibliche Identitäten, um gesellschaftliche Stereotypen und Klischees zu entlarven. Vor ihrem Fotoapparat auf dem Stativ verwandelt sie sich von einem bieder wirkenden, ungeschminkten Collegegirl in ein keckes, verführerisches Glamourgirl.

Im Jahr 1954 geboren, gehört Sherman wie Francesca Woodman zu den jüngsten von ihnen. Sie empfand ihre älteren Kolleginnen Eleanor Antin, Lynda Benglis oder Suzy Lake als „Role Model“. Deren Einsatz ihres Körpers in der Kunst machte Sherman damals Mut, ihre eigene Kunst zu machen.

Auch Lynn Hershman Leeson konstruierte eine weibliche Identität und ging jahrelang als „Roberta Breitmore“ um. Und Eleanor Antin entwirft unterschiedliche Personae, einmal als „King of Solana Beach“, dann als afroamerikanische Ballerina und als Krankenschwester Eleanor. Martha Wilson performt „A Portfolio of Models“ und verkleidet sich als Housewife, Lesbian oder Earth-Mother: „Das sind die Modelle, die die Gesellschaft mir anbietet. Ich habe sie alle irgendwann mal anprobiert, und keines hat mir gepasst.“

Im selben Jahr lotet Alexis Hunter in London mit ihrer Fotoarbeit „Identity Crisis“ von 1974 Fremd- und Eigenwahrnehmung aus und Lili Dujourie fotografiert 1977 in Brüssel einen Mann nackt auf dem Boden liegend, mit seinen langen Haaren und seiner zarten Statur sieht er einer Frau täuschend ähnlich. Dujourie wollte die Fragilität des Mannes zeigen.

Gegen das propagierte Diktat der aufkommenden Werbeindustrie, Frauen hätten schön und makellos zu sein, widersetzen sich auch originelle Arbeiten von Sanja Iveković, Rita Myers, Ewa Partum und Teresa Burga. Ins öffentliche Bewusstsein rückten Leslie Labowitz, Suzanne Lacy, Judy Chicago oder Nancy Spero die epidemische sexuelle Gewalt gegen Frauen.

Die Bewegung der „Feministischen Avantgarde“ war eine Emanzipationsbewegung. Es ging darum, die patriarchale Trennung von Privatleben und gesellschaftlichem Leben aufzuheben, denn die Wurzeln der Unterdrückung der Frauen liegen im so genannten „Privaten“. Viel zu lange wurde diese Bewegung von der Kunstgeschichte ignoriert. Dabei haben diese Künstlerinnen Pionierarbeit geleistet. Avantgarde ist ein Begriff aus der französischen Militärsprache und bezeichnet eine Truppe, die vorausschaut. Seit dem 20. Jahrhundert bezeichnet Avantgarde eine Bewegung, die jenseits des Mainstreams eine Vorreiterrolle zugewiesen wird, weil sie ausgetretene Pfade verlässt und neue Wege geht. Der „Feministischen Avantgarde“ ist nichts Geringeres gelungen als ein bis heute anhaltender Paradigmenwechsel – eine radikale Umwertung der Kunst. **GABRIELE SCHOR** 

Die Abbildungen entnahmen wir dem fantastisch gestalteten, informationsreichen Band „Feministische Avantgarde“ von Gabriele Schor (Prestel, 59 €).

Termine

Die Ausstellung ist bis zum 15.1.2017 in London in „The Photographers' Gallery“. Vom 4.5. – 10.9.2017 in Wien im „mumok – Museum moderner Kunst“. Danach im ZKM Karlsruhe.

Anzeige



fortbildung1.de

**bildungshungrig?
wissensdurstig?**



Beratung | Soziale Arbeit | Therapie Coaching | Mediation | Supervision | MBSR- und AchtsamkeitslehrerIn | Schematherapie | Systemisch-lösungsorientierte Therapie- und Beratungskonzepte | HeilpraktikerIn (Psychotherapie)

Seit über 40 Jahren berufsbegleitende Fortbildungsveranstaltungen – viele durch Psychotherapeuten- und Landesärztekammer Baden-Württemberg akkreditiert.

fortbildung1.de | Christian-Belser-Straße 79a
70597 Stuttgart | 0711/6781-421

Kostenloses Programmheft anfordern



Andrew Hindrake/courtesy guerrillagirls.com

DIE GUERRILLA GIRLS ZU BESUCH

Das letzte Mal hat EMMA sie vor 24 Jahren in Berlin getroffen. Diesmal waren sie in Köln: Die legendären Guerrilla Girls aus New York, die den Kunstbetrieb aufmischen. Eingeladen vom Museum Ludwig, das die gute Idee hatte, zum 40. Jubiläum Künstler und Künstlerinnen seine Sammlung kritisch begutachten zu lassen. Die Guerrilla Girls fanden heraus, dass im Ludwig nur jedes achte Kunstwerk von einer Frau ist. (Außerdem befindet sich genau ein Kunstwerk eines Türken in der Sammlung). Ein paar Stunden vor Beginn

ihrer Performance kamen Frida Kahlo und Käthe Kollwitz – so nennen sich diese beiden Guerrilla Girls – in den Bayenturm am Rhein, wo das feministische Archiv FrauenMediaTurm (FMT) und die EMMA residieren. Die New Yorkerinnen waren „overwhelmed“ vom „Frauenturm“, wie der mittelalterliche Wehrturm heute im Kölner Volksmund heißt. Und sie konnten kaum fassen, wie viele feministische Avantgardenkünstlerinnen im FMT archiviert sind, darunter – die Guerrilla Girls.

Hier ist eine EMMA von 1992. Kennt ihr die Frauen auf dem Cover?

Frida Kahlo Da sind drei von uns drauf ... Hey, die da bin ich! Ich erkenne es an den Händen.

Wie lange bist du denn schon dabei?

Käthe Kollwitz Frida und ich sind die Gründerinnen der Guerrilla Girls.

Ihr seid wirklich die Originale?

Käthe Ja, ihr habt es hier mit der A-Liga zu tun (lacht). Wir waren von Anfang an



Bettina Flitner

„Overwhelmed“ waren die Guerrilla Girls vom FrauenMediaTurm in Köln, wo die Geschichte der Frauenbewegung archiviert wird, inkl. Künstlerinnen.

dabei. Nach dem Museum Ludwig fahren wir nach London zur Whitechapel Gallery und zur Tate Modern. Überall werden wir zurzeit nach der Geschichte der Guerrilla Girls gefragt.

Und was macht ihr hier in Köln?

Käthe Das Museum Ludwig hat uns zu seinem 40. Geburtstag eingeladen, seine Sammlung zu bewerten. Wie viele Frauen in der Sammlung sind, das ist natürlich

unsere erste Frage. Es sind zwölf Prozent. Wenn man die Mehrheit aus unserer Kultur ausblendet, ist das keine Kulturgeschichte mehr, sondern die Geschichte von Geld und Macht.

Und wie sieht eure Bilanz für das Museum Ludwig aus?

Frida Die Sammlung ist zu weiß, zu europäisch, zu männlich. Ein Museum kann seine Geschichte nicht ändern oder umlū-

gen. Aber es kann ab heute verstärkt Kunstwerke ankaufen, die die ganze Breite unseres Kulturschaffens widerspiegeln.

Hat sich denn etwas in der Kunstwelt verändert, seit ihr angefangen habt?

Käthe Wir haben heute ein Problem, mit dem wir nicht gerechnet haben, als wir 1985 angingen. Wir nennen es „Tokenism“. Die Museen machen ihre Ausstellung so einseitig wie immer, aber nehmen eine Frau oder einen Menschen mit Migrationshintergrund rein. So kann sie niemand kritisieren.

War das euer Ziel?

Käthe Nein. Wir haben 1985 angefangen, politische Kunst zu machen in der Hoffnung, dass wir das Denken der Menschen verändern können. Damals haben wir Poster in den Straßen von New York an die Wände geklebt. Und uns am anderen Morgen unter die Menschen gemischt und zugehört, was sie dazu sagen.

Frida Und im Grunde machen wir das immer noch, nur in einem größeren Rahmen. Inzwischen laden uns die Institutionen ein, die wir angreifen. Das fühlt sich manchmal komisch an. Aber wir haben einen Weg gefunden, trotzdem kritisch zu bleiben.

Hat sich denn etwas verändert?

Frida Aber ja, in der ganzen Gesellschaft. Heute haben wir ja sogar einen Präsidenten, der von sich sagt: „Ich bin Feminist.“ Für Frauen und farbige Künstlerinnen und Künstler ist es heute besser, als es jemals war. Aber natürlich gibt es immer noch die Glasdecke, die selten durchbrochen wird: in Sachen Einzelausstellungen, Monografien, Einkommen. Und wenn es darum geht, richtig aufzusteigen, mit Preisen und echten Möglichkeiten, dann fallen Frauen und Farbige komplett raus. Kunst ist heute Investment. Da ist viel Geld im Spiel. Und die dicken Dollars gehen an weiße Männer.

Was also habt ihr letztendlich erreicht?

Käthe Wir haben die Menschen zum Nachdenken gebracht. Wir haben sie buchstäblich zum Zählen gebracht: wie viele Künstler? wie viele Künstlerinnen?



Mit diesem Plakat erregten die Guerrilla Girls 1985 erstmals Aufsehen. Frauen wollten nicht länger Objekt und Muse sein, sondern selber als Künstlerinnen ernstgenommen werden. Seither mischen sie den Kunstbetrieb auf.

etc. Wir kriegen viele Briefe von Menschen, die uns schreiben: „Ihr habt mir die Augen geöffnet.“ Wir waren fast an jeder Schule in den Staaten und an vielen Schulen in Europa mit unseren Vorträgen. Und die Botschaft kommt an: Akzeptiert es nicht!

Akzeptiert was nicht?

Käthe Dass immer weniger Menschen den Kunstmarkt kontrollieren. Eine Handvoll Milliardäre entscheiden, welche Kunst gesammelt, gezeigt und gesehen wird. Sie sind die Spender, sie sitzen in den Gremien der Museen. Und es ist ihr Geschmack und nicht unbedingt der Geschmack der Kuratoren oder Museumsbesucher.

Frida Bevor wir anfangen, hatte ich ständig Gespräche mit Freunden darüber, wie schlecht alles ist. Ich erinnere mich daran, wie ich auf einer Ausstellungseröffnung im Museum of Modern Art herumstand. „Sie haben nur 17 Frauen bei 200 Künstlern!“ beschwerte ich mich wieder mal. Und die anderen sagten: „Hör auf, du bist verbittert, so ist es nun mal ...“ Als wir dann anfangen mit unseren Aktionen und begannen, uns über das System lustig zu machen, änderte sich das.

Was änderte sich?

Käthe In der Kunstwelt geht es immer nur um Genies, um Meisterwerke. Es ist eine Olympiade, bei der nur einige wenige gewinnen können. Die anderen kippen raus. Doch es ist befreiend, wenn einem klar wird, das hat nichts mit der Qualität der Arbeit zu tun.

Wie finanziert ihr euch eigentlich?

Käthe Wir haben ein neues Modell entwickelt, unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Wir haben keine Galerie, wir verkaufen keine teuren Kunstwerke. Wir verkaufen Bücher, Poster, T-Shirts. Wir verkaufen Vorträge. Wir haben an Museen auf der ganzen Welt Portfolios unserer Arbeit verkauft. Wir brauchen keine großen Gönner, wir haben viele kleine Unterstützer, die sich unsere Kunst leisten können. Unsere Poster können in jedem Studenten-Schlafsaal aufgehängt werden.

Macht ihr auch individuell noch Kunst, jede für sich?

Käthe Ja, wir sind Künstlerinnen, aber wir können natürlich nicht sagen, was wir machen. Aber eins kann ich euch verraten: Wir hatten Künstlerinnen in unserer Gruppe, die sehr berühmt geworden sind.

Wie sieht eure praktische Arbeit aus? Trefft ihr euch regelmäßig?

Frida Alle 28 Tage. (lacht)

Mondkalender?

Frida Genau. Heutzutage in Digitalland arbeiten wir oft per Skype, wir sind ja nicht immer am gleichen Ort.

Wie viele seid ihr?

Frida Über diese 30 Jahre waren wir nahezu 60 Aktivistinnen. Manche für Monate, manche für Jahre, manche für Dekaden. Einige auch nur für ein oder zwei Treffen.

Und wie bewältigt ihr Probleme innerhalb der Gruppe?

Käthe Wir haben alles erlebt. Als feministisches Magazin könnt ihr euch das vor-

stellen, oder? Wir hatten großartige Frauen dabei, aber auch schwierige. Das gehört dazu. Aber wir haben durchgehalten. Und wir machen weiter.

Wenn ich Mitglied bei euch werden will, wie mache ich das?

Käthe Du musst von uns aufgefordert werden. Wir waren nie eine offene Gruppe.

Frida Bei uns ist es wie bei der Mafia: Einmal dabei, kannst du uns nie ganz verlassen (lacht).

Käthe Doch das Wichtigste ist: Wir lieben es einfach, Guerrilla Girl zu sein! Es macht so einen wahnsinnigen Spaß! Es ist einfach das Beste, was man sich vorstellen kann! 

www.guerrillagirls.com

Bettina Flitner (li) und Franziska Becker führten das Gespräch mit den Guerrilla Girls in der EMMA-Redaktion. (Dafür hatten die Girls ihre Masken abgenommen.)



Eine eigene Stimme

Es gibt noch ein paar Probleme

Von welcher Perspektive aus sie schreibt, ist auf Seite 23 nachzulesen. Da räsoniert sie über den Schlüsselsatz von Simone de Beauvoir im „Anderen Geschlecht“: „On ne nait pas femme, on le devient“. Was im Deutschen mal übersetzt wird mit: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht“, mal mit: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es.“ Variante eins setzt den Akzent stärker auf das passiv erlittene Gemachtwerden von „Weiblichkeit“ bzw. „Männlichkeit“; Doing gender, wie es heute heißt. Variante zwei lässt die Entstehung offen: Man wird es. Aber wie?

67 Jahre nach Erscheinen des „Anderen Geschlechts“ und über 40 Jahre nach Aufbruch der Neuen Frauenbewegung macht sich die nachgeborene Margarete Stokowski, 30, in ihrem 252-Seiten-Essay auf die Suche nach den Spuren ihrer eigenen Prägungen. Sie will herausfinden: Wie bin ich die Frau geworden, die ich bin? Haben die anderen mich in eine Rolle gezwungen – oder habe ich auch selber dabei mitgemacht? Und wenn ja, wie und warum?

Sie war zwei Jahre alt, als ihre polnischen Eltern mit ihr nach Deutschland, genauer Berlin-Neukölln zogen. (Vielleicht ist es dieser Bruch, der ihr den Abstand für einen anderen Blick gibt.) Der Weg des kleinen Mädchens aus der katholischen Schule führte die brillante Philosophie-Studentin zunächst nach Berlin-Mitte und sodann in ein Haus auf dem Land im Brandenburgischen.

Im Alter von fünf Jahren hatte Margarete sich noch entschieden dagegen verwahrt, für einen Jungen gehalten zu werden, nur weil sie von der Mutter so hergerichtet worden war. Als Mädchen und Teenager versinkt sie in einer Rosa-Welt, obwohl sie schon mit zwölf Physikerin werden will, „so wie Marie Curie“, und mit 16 leidenschaftlich Schach spielt.

Das Schachspielen vergeht ihr, nachdem sie vom Schachgruppenleiter Rüdiger, ein erwachsener Mann mit Tochter im Ballettunterricht, so ganz en passant vergewaltigt wird. Die 16-jährige Margarete hat, 23 Jahre nach Erscheinen von Susan Brownmillers „Gegen unseren Willen“, keine Worte für das, was ihr da auf dem zurückgeklappten Autositz im Grunewald widerfahren ist. Darum kann sie auch nicht darüber reden. Aber sie beginnt, sich zu ritzen.

Auch die Hungersucht bleibt ihr als Teenager nicht erspart. Über die allerdings ist die Erwachsene gelassen hinaus. Als eine Frauenärztin ihr – mit Blick auf den halbnackten Körper im Gynäkologenstuhl – jüngst zu verstehen gab, sie solle mal fünf Kilo abnehmen, da kriegst sie die Wut. Aber erst anschließend. Zunächst fehlen ihr immer noch die Worte.

Inzwischen hat Margarete Stokowski sich aus dem weiblichen Verstummtsein hinausgeschrieben und aus der weiblichen Passivität hinausgehandelt. Sie zitiert Angela Merkel, die einmal gesagt habe, „sie beneide Männer eigentlich nur um zwei Dinge: um ihre tiefen Stimmen und ums Holzhacken“. Stokowskis stolze Antwort lautet: „Stimmtraining ist möglich und Holzhacken erst recht.“ Und sie beweist es, hat vor ein paar Jahren einen Motorsägeschein gemacht und wärmt sich heute an dem dank der selbst gefällten Bäume glühenden Ofen.

Also ein Happyend für unsere Autorin? Nicht ganz. Denn es gibt da noch ein paar Probleme. Die sehr kluge und sehr bewusste Margarete Stokowski weiß darum. Auch wenn sie sich vorwiegend den Problemen dicht bei sich widmet. Die



Stokowski: Guter Sex dank Feminismus.

Weltlage beschäftigt sie weniger. Aber muss ja auch nicht. Frau kann schließlich nicht immer von allem gleichzeitig reden. Und Emanzipation beginnt bekanntermaßen bei sich selbst.

Also fängt Stokowski mit dem „Untenrum“ an. Denn schließlich: „Wir können nicht untenrum frei sein, wenn wir es obenrum nicht sind, und umgekehrt. Das ‚Untenrum‘ ist der Sex und das ‚Obenrum‘ unser Verständnis von uns selbst und den anderen – und beides gehört zusammen.“

Zwei heiße Themen allerdings meidet Stokowski, die als *SpiegelOnline*-Kolumnistin auch journalistisch schreibt, wohl nicht zufällig: die Prostitution und den Islamismus. Dabei bewegen diese beiden Themen den internationalen Feminismus, durchaus kontrovers.

Bei der Prostitution stiehlt die Autorin sich raus, indem sie einmal knapp die

„Prostituierten *und* Sexarbeiterinnen“ erwähnt, also die überwältigende Mehrheit der Ausgebeuteten und die Minderheit der „Freiwilligen“ gleichwertig nebeneinander stellt; Letztere lassen in der Regel andere anschaffen, als Bordell- und Studio-Betreiberinnen.

Und zum Islamismus liefert Stokowski nur einen pseudo-kryptischen Satz: „Nicht alles, was im Namen des Feminismus geschieht, ist gut: Es gibt Frauen, die sich Feministinnen nennen und im selben Atemzug muslimischen Frauen die Fähigkeit absprechen, für sich selbst zu entscheiden.“

Dreimal dürfen wir raten. Meint Stokowski damit die Feministinnen, die Kopftuch und Burka als politisches Symbol verstehen und der Behauptung widersprechen, die Millionen Zwangsverschleierte in den islamistisch beherrschten oder tyrannisierten Ländern – sowie auch mitten unter uns – würden dies „freiwillig“ entscheiden? Oder meint sie die Feministinnen, für die das Kopftuch, ja sogar die Burka „nur ein Stück Stoff“ und eine „freiwillige“ Entscheidung sind? Zu befürchten ist: Sie meint die Kritikerinnen der islamistischen Verschleierung.

Dennoch, kein Zweifel, innerhalb dieser feministischen Szene, in deren Kontext sie sich in ihren „Danksagungen“ am Schluss stellt, ist Stokowski die zurzeit originärste Stimme. Da wird nichts kopiert. Da wird Eigenes durchlebt und durchdacht.

Was nicht nur für die Stokowski-Generation interessant ist – die dieselben TV-Trash-Serien gesehen und die gleichen Enthaarungs- und Gleitcremes benutzt hat – sondern auch für die ein, zwei Feministinnen-Generationen vor ihr. Denn die können bei ihr nachlesen, dass es hier zwar immer noch um dieselben Kernprobleme geht wie einst – Sexualität & Macht, Körper & Welt, Männer & Frauen –, dass sich jedoch die Bedingungen geändert haben. Äußere Fesseln sind gefallen, innere Fesseln dafür umso enger gezurrt.

Die Pionierinnen-Generation brachte Himalaya-Probleme wie das Berufsverbot für verheiratete Frauen (bzw. die dafür notwendige Erlaubnis des Mannes, 1976) zu Fall, oder das Recht des Ehemannes auf Vergewaltigung seiner Frau (1997). Und sie brach Tabus wie den Missbrauch von

Kindern oder die (Un)Lust der Frauen. Was die Töchter des Feminismus in der Illusion der Gleichberechtigung wiegte. Die Enkelinnen entdecken nun: Shit, wir machen den ganzen Quatsch wie Gefallenwollen-durch-Kleinmachen und Zurückstecken-aus-Liebe ja auch – aber jetzt „freiwillig“.

„Wie kann die Zukunft aussehen?“ fragt sich Stokowski auf Seite 184 und antwortet zum Weg dahin: „Viele Feministinnen setzen sich heute nicht mehr nur für Geschlechtergerechtigkeit ein, sondern auch gegen andere Diskriminierungsformen.“ Heute? Nicht nur? Die Unterstellung, dass das „neu“ sei, ist bei einer so belesenen Frau wie der Autorin nun doch überraschend, genauer: beunruhigend. Kann Wissen über die Geschichte des Feminismus so total wegbrechen?

Denn schließlich sind sowohl die Historische wie auch die Neue Frauenbewegung überhaupt erst durch den Kampf gegen die Ungerechtigkeit in der Welt entstanden, wie Sklaverei oder Klassengesellschaft. Für meine Feministinnen-Generation gehört selbstverständlich beides zusammen! Erst durch unser Engagement für die Gerechtigkeit für alle, bis hin zum letzten bolivianischen Bauern, haben wir irgendwann entdeckt, dass es immer nur um die Gerechtigkeit für die Anderen ging – wir als Frauen aber noch nicht einmal mitgedacht waren. Der heutige Begriff der „Intersektionalität“ für den feministischen Kampf gegen alle Diskriminierungen und Machtverhältnisse mag also neu sein (und wie so vieles in dieser selbstverliebten Szene unverständlich für die meisten Menschen), die Haltung aber ist uralte.

Auch die „Selbstaufgabe aus Liebe“ und „der weibliche Körper als Schlachtfeld“ waren früh zentrale feministische Themen: von „Sexus und Herrschaft“ (Millet, 1971) über „Frauenbefreiung und sexuelle Revolution“ (Firestone, 1975) bis hin zu „Der kleine Unterschied“ (Schwarzer, 1975). Mehr noch: Fast alles, was Margarete Stokowski und ihre Mitstreiterinnen heute wieder beschäftigt, stand schon vor einem Jahrhundert bei Hedwig Dohm (die in der Tat auch von ihr zitiert wird) und vor über einem halben Jahrhundert bei Simone de Beauvoir und den Neuen Feministinnen: vom Sex & Gender über

Warum sie gerne Bäume fällt. Und welche heißen Themen sie meidet.

die Konstruktion der Geschlechter bis hin zum Eigenanteil der Frauen an ihrer Misere. Die Paradigmenwechsel sind nicht wirklich welche, sondern nur neue Begrifflichkeiten für die alte Sache.

Doch vielleicht sind vier Frauengenerationen in der Tat nicht viel im Verhältnis zu (mindestens) viertausend Jahren Patriarchat (siehe „Die Entstehung des Patriarchats“ von Gerda Lerner). Und vielleicht müssen wir uns damit abfinden, dass jede neue Frauengeneration immer wieder neu zu stolz ist, zum „anderen Geschlecht“ zu gehören, zu diesen relativen Wesen. Und dass jede neue Frauengeneration den Muttermord begehen muss, um selber in die Welt treten zu können (Warum Söhne nicht ihre Väter umbringen müssen, sondern deren Flamme oft einfach weitertragen – das wäre auch mal eine interessante feministische Frage).

In einem Gespräch mit Susanne Mayer in der *Zeit* sagt Stokowski den schönen Satz: „Ich habe mich als Feministin erst in dem Moment bezeichnet, in dem ich gemerkt habe, dass guter Sex so anders ist als das ganze Zwanghafte und Gewalttätige oder auch nur Unfreie.“ Ja, so ging es so mancher.

Eine kleine Schwäche von Stokowskis Essay ist die Demonstration ihres breiten Bildungskanons, von Hegel bis Heller. Dass sie das alles gelesen hat, wunderbar. Nur – muss sie es auch beweisen? Denn eines ist schon jetzt klar: Margarete Stokowski kann sich auf ihre eigene Stimme verlassen. ALICE SCHWARZER 

 **Weiterlesen**

Margarete Stokowski: Untenrum frei (Rowohlt, 19.95 €)



Essstörungen Leben mit dem Monster

Sie schweigen. Aus Scham oder Unwissenheit: Frauen, die hungern, kotzen oder fressen. Es beginnt mit einer Diät. Nicht nur Mädchen, auch erwachsene Frauen kann es erwischen. –

Die Fotocollagen sind aus der Serie „Puppenhaus“ der in New York lebenden Schweizer Künstlerin Cornelia Hediger.

Jana hat das Monster an die Kette gelegt. „Manchmal rüttelt es noch gewaltig, aber dann weiß ich, was zu tun ist“, sagt sie. Jana ist 35 Jahre alt, verheiratet und Mutter von zwei Kindern. Als sie das erste Mal schwanger war, hat das Monster das letzte Mal so richtig gerüttelt. Was ist, wenn ich zunehme?! Da war sie wieder, diese Scheiß-Panik. Aber Jana hat das Monster im Griff. Bis dahin war es ein langer Weg. Jana arbeitet heute als Therapeutin für essgestörte junge Frauen. Die sollen nicht wissen, dass ausgerechnet die Frau, die Monster verjagt, selbst eins am Hals hat. Deshalb heißt Jana in diesem Text anders als in Wirklichkeit.

Gerdas Monster hat sich losgerissen. Seither tobt es durch ihr Leben. Das hat Spuren hinterlassen. Die Haut spannt über ihren Knochen und die wachen Augen wirken viel zu groß in ihrem schmalen Gesicht. Gerda ist 55 Jahre alt, verheiratet, studierte Biologin mit Karriere in der Pharmaindustrie. Aber das ist vorbei. Bis vor kurzem war sie in einer Klinik, weil ein Gewicht unter 39 Kilo lebensgefährlich ist. Seit ihrer Entlassung, Gewicht 47 Kilo, fährt Gerda wieder 50 Kilometer Rad am Tag und scheut sich, Kohlenhydrate zu essen. „Manchmal denke ich, ich werde es nicht schaffen“, sagt sie. Gerdas neuer Chef kennt ihr Monster nicht. Deswegen heißt auch sie hier anders als in Wirklichkeit.

Nadines Monster schläft. Oder ist es tot? Schön wäre es! Nadine ist 36 Jahre alt, hat einen fürsorglichen Mann, eine kleine Tochter und einen Job, von dem Nadine prima leben kann. „Mit dem Kotzen bin ich durch“, sagt sie. Nur manchmal, wenn der „innere Druck mal wieder zu groß wird“, wünscht sie sich nochmal das befreiende Gefühl zurück: Essen bis es weh tut – und dann alles raus. Ihrem Mann hat sie von dem Monster nie erzählt. Deshalb will auch sie ihren wahren Namen nicht verraten.

Dies ist nicht nur die Geschichte von Jana, Gerda und Nadine, sondern die von Millionen erwachsenen Frauen, die auch mit dem Monster leben. Das Monster

heißt Anorexia nervosa, Bulimia nervosa oder Binge-Eating-Störung. Das sind die drei großen Formen der Essstörungen. Soweit die Theorie. Die Praxis ist komplizierter. Da treten Mischformen oder ganz atypische Fälle auf, die nicht eindeutig klassifiziert werden können nach den strengen Diagnosekriterien. Dass das Monster nicht nur Teenagerinnen, sondern auch erwachsene Frauen wie Jana, Gerda oder Nadine anfällt, wird nicht nur von den Medien ignoriert. Auch die Forschung zu Essstörungen bei Frauen jenseits der 35 liegt bisher weitestgehend brach.

Kein Wunder: Die Schulmedizin geht davon aus, dass es sich bei den erst seit rund 30 Jahren öffentlich thematisierten Essstörungen um psychische Erkrankungen handelt, die typisch sind für Mädchen in der Pubertät, an der Schwelle zum Erwachsensein. Dann, wenn die „Verletzbarkeit im Leben sehr groß ist.“ So formuliert es Stephan Herpertz, Direktor der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie der Universitätsklinik Bochum, wo auch Essstörungen behandelt werden. Er sagt: Wenn zum Beispiel eine Frau jenseits der 25 oder 30 an einer Essstörung erkrankt „ist das in der Regel ein Rückfall“. Häufig haben die Frauen „in jungen Jahren schon mal an Anorexie oder Bulimie gelitten.“ Im ersten Jahr nach der

Therapie ist laut Herpertz das Rückfallrisiko am höchsten.

Die Prognosen klingen alarmierend: Die Magersucht zum Beispiel nimmt bei jeder zweiten Betroffenen trotz Therapie einen chronischen Verlauf. Bei den einen läuft es wie bei Jana. Sie haben das Monster an der Kette und meistern ihren Alltag. Bei anderen läuft es wie bei Gerda, die heute von einer Erwerbsminderungsrente und einem Mini-Job lebt. Die Magersucht schränkt das Leben massiv ein. Schlimmer noch: „Bei bis zu 15 Prozent nimmt die Krankheit über einen Zeitraum von 10 bis 15 Jahren einen tödlichen Verlauf“, sagt Stephan Herpertz. Die Sterberate bei Magersucht ist so hoch wie bei keiner anderen psychischen Erkrankung.

Bei der Bulimie ist es noch komplizierter: Hier erlebt etwa jede Dritte einen Rückfall. Doch so ganz genau kann man das nicht sagen, denn die Frauen leben oft jahrelang mit der Krankheit, ohne dass jemand etwas bemerkt.

Dass eine Frau jenseits der 40 erstmalig eine Essstörung entwickelt, hält der Präsident der „Deutschen Gesellschaft für Essstörungen“ für unwahrscheinlich. Denn: „Mit zunehmendem Alter lässt sich eine Frau in ihrem Selbstbild nicht mehr so leicht erschüttern und Selbstwertprobleme nehmen ab. Insbesondere wird sie auf Stress und Lebenskrisen nicht mit Fasten und Diäten reagieren, was die Vorbedingungen für eine Magersucht oder eine Bulimie sind.“ Sind Frauen jenseits der 40 wirklich nicht so leicht zu erschüttern und spielt ihr Körper tatsächlich keine so große Rolle mehr für ihr Selbstwertgefühl? Will sagen: Sind die Ü40 und Ü50 jenseits von Gut und Böse?

ForscherInnen, die genauer nachfragen, kommen inzwischen zu einem anderen Ergebnis. „Es gibt Rückfälle im Alter“, sagt Barbara Mangweth-Matzek. Aber, und das ist der Psychotherapeutin von der Universitätsklinik für Psychiatrie in Innsbruck wichtig: „Es ist auch

**Ich habe Angst,
dass mein neuer Chef
etwas mitbekommt.
Meinem Mann habe
ich nie davon
erzählt. Meine
Tochter soll
es nicht
erfahren.**



nicht ausgeschlossen, dass Frauen über 40 zum ersten Mal eine Essstörung entwickeln.“ Schon seit einiger Zeit beobachtet Mangweth-Matzek, dass die Essstörungspatientinnen nicht nur immer jünger, sondern auch immer älter werden. Deswegen hat sie sich entschieden, der Sache auf den Grund zu gehen. Sie wertete die wenigen internationalen Studien aus. Und befragte selbst über 800 Österreicherinnen zwischen 40 und 70 nach ihrem Körpergefühl, ihrem Ess- und ihrem Diätverhalten, sowie nach Symptomen in Richtung Essstörungen.

Erstes Ergebnis: Für ältere Frauen hat das Körperbild eine genau so große Bedeutung wie für junge Frauen – und die meisten Frauen sind mit ihrem Körper unzufrieden, unabhängig vom Alter.

Zweitens: Ein essgestörtes Verhalten ist bei Frauen über 40 genau so verbreitet wie bei Frauen unter 30. Die Wechseljahre sind dabei eine besonders verletzte Phase. Drittens: Viele dieser älteren Frauen haben eine so genannte atypische Essstörung. Dann sind nicht alle Kriterien von Anorexia nervosa oder Bulimia nervosa erfüllt. Viertens: Bei der Mehrheit der Befragten ist der Magerwahn ins Gegenteil umgeschlagen. Die Frauen leiden an einer so genannten Binge-Eating-Störung. Sie fressen gegen den Frust.

Was all diese Frauen im mittleren Alter gemeinsam haben: Sie verbindet eine „meist ähnliche Lebenssituation“, sagt Mangweth-Matzek. In ihrer Beziehung sind sie nicht mehr begehrt, die Kinder sind ausgezogen, der Beruf ist langweilig. „Und dann denken sie: Ich muss was ändern. Dann tue ich doch mal etwas für meinen Körper!“ Daraus muss keine Essstörung entstehen. „Warum es in manchen Fällen passiert und in anderen nicht, darüber

herrscht nach wie vor keine 100-prozentige Klarheit“, sagt die Psychotherapeutin. Aber Angst vor dem Altern und die Wechseljahre sind wesentliche Faktoren.

Also auch: die Angst vor dem Verlust der Weiblichkeit und des „Begehrtwerdens“. Dieser Anspruch hat sich heute um 10, 20 Jahre verschoben. Auch Frauen über 60 finden, dass sie begehrt sein könnten – wenn sie denn nur schlank wären!

Mangweth-Matzek geht davon aus, dass viele dieser Frauen sich keine Hilfe holen, weil sie, wie typisch, noch nicht einmal einen Namen für ihr Problem haben. Oder sie schämen sich und schweigen. „Nehmen sie eine Frau in den Wechseljahren, die eine Essstörung entwickelt. Wie soll die denn offen darüber reden können? Es ist doch schon ein Tabu, überhaupt über Wechseljahre zu sprechen“, sagt Mangweth-Matzek.

Betroffene bleiben unsichtbar, weil es keine Debatte gibt. Und es gibt keine Debatte, weil die Betroffenen unsichtbar bleiben. Dabei machen auch in Deutschland Therapeutinnen ähnliche Beobachtungen wie die Österreicherin. Immer häu-

figer kommen erwachsene Frauen in die Praxen. Frauen, die am Ende des Studiums nicht mehr klarkommen. Frauen, die schwanger sind. Frauen, die gerade ihren Job verloren haben. Frauen, die eine Scheidung hinter sich haben. Frauen in den Wechseljahren. Frauen, die über einen Todesfall nicht hinwegkommen.

Kurzum: Frauen, deren Leben gerade aus den Fugen gerät. Und die mit dem Mechanismus reagieren, den sie schon von Kindesbeinen an gelernt haben: Wenn sie schon nicht ihr Leben kontrollieren können, dann doch zumindest ihren Körper.

Margrit Hasselmann vom „Landesinstitut für Schule Bremen“, die eigentlich Mädchen über die Gefahren von Essstörungen aufklärt, weiß, dass es besonders schwierig wird, wenn der Körper sich im Alter automatisch verändert: „Der Stoffwechsel und der Hormonhaushalt kippen, der Körper wird schwabbelig, die Haut bekommt Falten, der Bauch wird dicker und die Frauen merken plötzlich, dass sie die Kontrolle verlieren“, sagt sie. In solchen Momenten kann eine Essstörung, die eigentlich als überwunden galt, auch wieder aufflackern.

„Es fängt immer mit einer Diät an“, sagt Doris Weipert, Leiterin des „Forums für Essstörungen“ in Wiesbaden. Auch in ihrer Praxis sitzen heute nicht nur deutlich jüngere, sondern auch deutlich ältere Patientinnen als früher. Teilweise leiden diese Frauen seit Jahrzehnten an einer chronischen Magersucht, mit ständigen Aufs und Abs.

Für diese Frauen ist eine Diät wie Schnaps für einen Ex-Alki. Deswegen ist die promovierte Psychologin Weipert so alarmiert über die zahlreichen Ernährungsphilosophien, die aus dem Internet direkt in die Köpfe der Frauen purzeln. „Wir haben keinen entspannten Umgang mit Essen mehr“, beobachtet sie. Stattdessen jagt ein Ratgeber den nächsten. Worte wie „Diät“ kommen darin gar nicht mehr vor. Heutzutage machen Frauen „Ernährungsumstellungen“. Sie essen keine Kohlenhydrate und keinen Zucker mehr, um „etwas für ihren Körper zu tun“. Sie ernähren sich vegan, um „fit zu sein“. Sie trinken nur



Seit der Entlassung aus der Klinik fahre ich täglich 50 Kilometer Rad und esse kaum Kohlenhydrate. Manchmal denke ich, ich werde es nicht schaffen.

noch Gemüsesäfte, um sich „innerlich zu reinigen“. Oder sie machen tagelange „Detoxing-Kuren“, um ihre „weibliche Kraft wieder zu entdecken“. Weipert weiß: „Immer dann, wenn das Essverhalten einer rigiden Systematik folgt, bewegen sich die Frauen an der Schwelle zu einer Essstörung.“ Schon länger kursiert sogar ein Begriff für dieses zwanghaft korrekte Essen: Orthorexia nervosa.

Der Diätterror ist also jetzt mit Tarnkappe unterwegs. Damit kehrt sich sein Image ins Gegenteil. Es wird nicht mehr schräg angeguckt, wer im Restaurant an einem Salatblatt nagt, sondern wer sich ein Schnitzel mit Kartoffelpüree bestellt. Was, du isst nicht nur Fleisch, sondern auch noch Kartoffeln!? Willst du dich etwa umbringen?! Isch des wenigstens bio? Noch besser: bio-regional?!

Dass sich diese Philosophien des „richtigen“ Essens vor allem an Frauen richten, passt zu der uralten Vorstellung, dass das Weib rein und gesund sein soll. Schon wegen der Kinder. Eva Barlösius, Professorin für Soziologie an der Universität Hannover und Autorin der „Soziologie des Essens“, spricht von einer regelrechten „Ernährungsfrömmigkeit“. Das Essen ist zur Ersatzreligion geworden.

Und so fällt es den essgestörten Frauen auch leichter, sich selbst zu betrügen. Denn sie wollen ja „nur aus gesundheitlichen Gründen fünf Kilo abnehmen“. Und aus fünf werden dann zehn. Und aus zehn werden fünfzehn. Und wenn es nicht weitergeht mit dem Gewichtsverlust, kann frau sich ja immer noch den Finger in den Hals stecken.

Die Abnehm-Gurus, die den Frauen die Ernährungsbotschaften überbringen, betreiben geschickt ein Millionen-Geschäft. Wer einmal an einem „Programm“ mit vielversprechenden Titeln wie „I'll make you sexy!“ teilgenommen hat, merkt schnell: Hier geht es nicht nur darum, kein Brot und keine Nudeln mehr zu essen. Hier geht es um ein Komplettpaket aus Kochen, Sport und Psycho. DU hast dich für diesen Weg entschieden! DU bist stark! DU schaffst das! Und DU bezahlst! Nicht nur die Tipps für den sexy body, sondern auch das passende Sportequipment, die

**Manchmal rüttelt
das Monster gewal-
tig an der Kette.
Das letzte Mal, als
ich schwanger war.
Da war die Panik
wieder: Was ist,
wenn ich zunehme?!**



passenden Küchenutensilien, die passenden Ernährungsersatzprodukte, die passenden Klammotten, die weiterführenden Kochbücher und selbstverständlich: das Langzeitprogramm. Damit aus 15 Kilo Minus nicht in Kürze 30 Kilo Plus werden.

Diese Angebote samt Bestellbutton stehen in den gleichen E-Mails und auf den gleichen Webseiten wie die Kochvideos, die beim Abnehmen helfen sollen. Es ist der digitalisierten Ernährungsindustrie gelungen, zwei Prinzipien zu vereinen, mit denen Frauen seit jeher abgezockt werden: die Diät und die Kaffeefahrt.

Wie viele Frauen inzwischen auf dem Trip sind, ist ungewiss. Die wenigen Zahlen, die es überhaupt zu Essstörungen gibt, sind in der Regel Berechnungen auf Grund diagnostizierter Fälle. Wie paradox das ist, lässt sich an einem Detail beschreiben. Bis vor drei Jahren wurde laut der Diagnosekriterien DSM-IV eine Anorexie nur dann diagnostiziert, wenn auch die Tage ausblieben. Damit waren ältere Frauen, die ihre Tage gar nicht mehr haben, draußen. Das bei Erwachsenen so verbreitete Binge-Eating war da noch gar

keine eigene Krankheitskategorie.

Manfred Fichter, der seit vielen Jahren zum Verlauf von Essstörungen forscht und von 1985 bis 2009 Ärztlicher Direktor der Schön Klinik Roseneck am Chiemsee war, die erste Klinik in Deutschland mit Spezialstationen für Betroffene von Essstörungen, schätzt: 0,5 Prozent der Mädchen und Frauen in Deutschland leiden an Magersucht; rund 1,5 Prozent an Bulimia nervosa; und 1,6 Prozent an einer Binge-Eating-Störung. Diese Zahlen beziehen sich allerdings nur auf die „Risikogruppe der 15- bis 35-Jährigen“.

In Deutschland leben laut Statistischem Bundesamt derzeit 8 572 468 Frauen in dieser Altersgruppe. Hochgerechnet wären das also 308 608 Fälle. Fichter sagt: „Wenn sie die Dunkelziffer dazuzählen und die Frauen, die auf der Kippe stehen, dann können Sie die bekannten Zahlen verdoppeln, mindestens.“ Und wenn wir die über 35-Jährigen dazurechnen? Dann kämen wir auf Millionen.

Die große Zahl der „Frauen auf der Kippe“ haben einen Leidensdruck, der sich von dem der jungen Frauen mit Voll Diagnose nicht unterscheidet. Nicht nur, weil Essstörungen körperliche Schäden zurücklassen. Und nicht nur, weil Essstörungen oft in anderen psychischen Erkrankungen münden, wie Depressionen. Sondern auch, weil Essstörungen das Sozialleben zerstören.

Das fängt mit kleinen Einschränkungen an: Der Restaurantbesuch mit Freundinnen wird abgesagt. Die Hobbys fallen flach – bloß nicht den Körper zeigen. Typische Begleiterscheinungen – wie extremer Sport, permanente Einkäufe, die aufwändige Zubereitung nach zwanghaftem Ernährungsplan – nehmen die ohnehin knappe Freizeit voll in Anspruch.

Von den Kosten mal abgesehen: Insbesondere Fressattacken fressen Geld.

„Wenn sie am Tag für 50 oder 100 Euro essen und alles wieder erbrechen, geben sie monatlich weit über tausend Euro nur für Essen aus. Viele Betroffene verschulden sich immens“, weiß Stephanie Maier von ANAD, dem „Versorgungszentrum Essstörungen“ in München. Dieser Aspekt falle oft unter den Tisch. Maier leitet ambulante Wohngruppen und therapeutisch betreute Einzelwohnungen, in denen essgestörte Frauen Zuflucht finden. Sie kennt Frauen über 40, die sich nicht einmal, sondern mehrmals am Tag erbrechen. „Solche Fälle hatten wir früher nicht“, wundert sich die Sozialpädagogin.

Essstörungen haben das erste Mal in den 60er und 70er Jahren „dramatisch zugenommen“, erklärt Manfred Fichter. Twiggy lässt grüßen! Es war kein Zufall, schrieb die in England arbeitende amerikanische Psychotherapeutin Susie Orbach schon in ihrem 1984 erschienen Klassiker „Anti Diät Buch“, dass die Propagierung des Magerwahns in dieselbe Zeit fiel wie die aufkeimende Emanzipationsbewegung. Auch Alice Schwarzer sah das schon 1984 so: „Männer machen Karriere, Frauen Diäten. Wir sollen uns dünne machen. In jeder Beziehung“, schrieb sie in dem EMMA-Sonderband „Durch dick und dünn“. Dieses Heft brach in Deutschland das Schweigen. Zusammen mit Orbachs Buch löste der EMMA-Band erstmals eine breite Debatte aus und die ersten Hilfsprojekte für Essgestörte.

Mit dem Kotzen bin ich durch. Nur manchmal, da wünsche ich mir dieses befreiende Gefühl zurück: Essen, bis es weh tut, und dann alles raus!



Wie fängt es an? „Jedes zweite Mädchen fühlt sich heute zu dick“, warnen Maya Götz und Andreas Schnabel in dem Band „Warum seh’ ich nicht so aus?“, den das „Internationale Zentralinstitut für Jugend- und Bildungsfernsehen“ (IZI) zusammen mit ANAD herausgibt. „Bei jedem dritten Mädchen zwischen 11 und 17 Jahren gibt es Hinweise auf eine Essstörung“, warnte das Robert-Koch-Institut schon 2006 in der KiGGS-Studie. 2006 startete auch die Sendung „Germany’s next Topmodel“, die nachweislich Mädchen zum Hungern verführt. Auch Erwachsene gucken „Germany’s next Topmodel“. Die Sendung unter der Fuchtel von Heidi Klum, die selbst nur sieben Wochen nach der Geburt von Sohn Henry schon wieder für die Dessous-Firma „Victoria’s Secret“ über den Laufsteg stakste.

Das heißt: Jüngere Frauen haben das Problem, dass sie von einer Flut von Bildern meist junger Models mit völlig unrealistischen Körpermaßen schier erschlagen werden. Erwachsene Frauen haben das umgekehrte Problem: Es gibt keine

Fotos von älteren Körpern. Das heißt: Auch ältere Frauen sehen immer nur diese extrem jungen, extrem dünnen Models. Mit Körpermaßen, denen die perfektionistischen und ehrgeizigen Essgestörten immer weniger gerecht werden können. Und die Monster zerren an den Ketten. Wie lange werden diese Frauen noch schweigen? **ALEXANDRA EUL**

emma.de

Leben hat Gewicht: Berliner Gipfel gegen Diätwahn (3/08); Leben hat Gewicht (1/08); Schlachtfeld Frauenkörper (9/06); Dossier: Die Hungersucht (1/01); Sonderband: Durch dick und dünn (4/84); Kampf der Lüge vom Idealgewicht (4/83)



Mit dem Sonderband „Durch dick und dünn“ brach EMMA 1984 das Schweigen über die tödliche Hungersucht. Seither hat EMMA nicht nur immer wieder berichtet, sondern auch gehandelt: 2008 startete die Kampagne „Leben hat Gewicht“.

Die bewaffnete Frau ...

... bleibt verletzlich. Bei Marlene Streeruwitz. Die Gefahr heißt Liebe. Ihr neuer Roman: eine Mischung aus Roadmovie und Biografie.



Mit einer geladenen Pistole in der Handtasche schickt die Wiener Autorin Marlene Streeruwitz ihre Protagonistin auf eine Reise nach Italien. Ein ganzes Frauenleben packt sie in etwas, das sie Abenteuerroman nennt – die Liebe, Mafiosi und andere Verbrecher inbegriffen.

Vom ehemaligen Sehnsuchtsland, wo die Zitronen blühten, hat dieses Italien nicht mehr viel, am wenigsten, so scheint es, in der Gegend um Taglio di Po, im Dreieck zwischen Ferrara, Venedig und Ravenna, wo der große Strom sich in weitverzweigtem Delta trägt zu den Lagunen und Lidos der Adria schiebt, wo die Wege auf Dämmen hoch über sumpfigen Brachen verlaufen, wo der Reis auf Feldern drei Meter unter dem Meeresspiegel wächst und im Sonnenglast die alten Fattorien ebenso vor sich hinbröckeln wie die aufgegebenen Gewerbegebiete und toten Shopping-Malls. Wenn die Landschaft in einem Roman etwas zu besagen hat, was ja die Regel ist, dann sagt sie hier: „Land unter“.

Dass Yseut mit körperlicher Übelkeit auf das Forthuschen dunkler Gestalten reagiert, kommt nicht von ungefähr. Schon auf der Anreise zur Unterkunft zwischen den Dämmen – einer malerisch verfallenden Villa, in deren Nähe Lord Byron seine letzten Jahre zubrachte – hatte sie Kontrollposten martialischer Sondereinsatzkräfte passiert. Irgendetwas ist in Europa ganz schwer schiefgegangen.

Yseut gerät, kaum im Veneto angekommen, mitten hinein in verwickelte und ihr wie dem Leser nur schemenhaft erkennbare Kampfhandlungen und Widerstandsakte zwischen Polizei, Mafia, Militär, angeblichen Separatisten und vermutlich rechten Gewalttätern. In der Villa trifft sie auf den „Major“, einen offenkundig steinalten CIA-Mann, und die ebenso steinalte „Contessa“, die irgendwie in den Bürgerkrieg in Nordirland involviert war. Der erste Abend endet mit einem Überfall. Es ist Yseut, die auf die maskierten Täter schießt. Willkommen im Krieg, willkommen in der allernächsten Zukunft.

Es geschieht allerdings auch etwas, das Yseut schon oft geschehen ist, aber selten so

heftig und umschweiflos: Ein Mann, der charismatische Gio Gio, rückt ihr zu Leibe, und sie lässt sich das gern gefallen.

„Begehren. Stieg auf. Wieder. Stieg wieder auf. Erfasste sie. Schüttelte sie. Ein lebendiges Ding über sie in sie hergefallen. Atemholen dagegen. Zischend atemholen dagegen. Ein Schluchzen. Das war doch befriedet gewesen. Ein Gleichgewicht. Sie hatte ein Gleichgewicht. Gebabt.“

Die Autorin Marlene Streeruwitz ist als Spaßbremse verschrien, was mit drei Dingen zu tun hat: Sie ist Österreicherin, sie ist eine mit allen Wassern des Poststrukturalismus gewaschene Intellektuelle, und sie ist – unverdrossen – Feministin.

Ihre Heldinnen verdienen ihren Lebensunterhalt im Sicherheitsgewerbe wie in „Die Schmerzmacherin“, werden als „Partygirl“ zur Wiedergängerin der morbiden Madeline Usher oder arbeiten sich mit vollem Körperinsatz an den Lügen der Politik ab wie „Jessica, 30.“ In jedem Fall erfahren sie alle denkbaren Varianten der gesellschaftlichen und pädagogischen Zurichtung des (in Klammern: weiblichen) Subjekts am eigenen Leib und kämpfen in Fähnissen und Wagnissen um Liebe und Restwürde. Auf Scheitern folgt: die Krone richten.

Mit der nicht ganz legalen Schusswaffe in der Handtasche sollte Yseut die Entdeckung scheuen, aber sie tut eigentlich alles, was es so braucht, um ungut aufzufallen. Als ein LKW sie auf der Landstraße bedrängt, revanchiert sie sich für die Demütigung mit einem waghalsigen Überholmanöver unter lautem Hupen. Als sie im Hotel ihren Pass abgeben soll, lässt sie das Zimmermädchen einen Blick auf die Pistole erhaschen. Und zu allem Überfluss lässt sie sich mit dem Mafioso Gio Gio ein, der neuerdings für die gute Sache kämpft.

Yseut erinnert sich an ihr Leben (und Nicht-Leben) als Frau. Am Venice Beach, dem Strandabschnitt bei Los Angeles, einst Tummelplatz der kalifornischen Neo-Bohème, hatte Yseut sich in den Sechzigern von ihrer trübseligen ersten Ehe mit dem Wissenschaftler Ed erholt. Mit ihm war sie von Wien, der Stadt, in der die Leute einander nicht ansahen

und nicht miteinander redeten, nach Berkeley gegangen. Auf Ed war Simon gefolgt, er war es, der sie überhaupt erst über den europäischen Judenmord aufklärte. Den Sohn, den sie von ihm bekam, zog sie in einer Hippie-Kommune auf. Es folgte eine Reihe von Lieben und von Rennen gegen Wände.

„Sie trug ihre Lieben als Stimme in sich. Sie hatte ihre Lieben so herumgetragen. Stimmen hinter dem Schild ihres Brustbeins. Geschützt gegen die Welt. Tief in ihr. Stellvertreterexistenzen. In ihr. Der andere. In ihr mit ihr. Und deshalb der Wunsch. So oft der Wunsch. Er wäre tot, und der Besetzer in ihr müsste schweigen. Besetzung. Aber sie war keine Kolonie. Sie hatte sich freiwillig ergeben. Sie hatte sich immer freiwillig ergeben. Man hatte ihr das beigebracht. Aber sie hatte es weitergeführt. Perfektioniert. Es war versprochen gewesen, dass sie mit dieser Perfektion das ultimative Geschenk sein würde und ein Glück für sich selbst.“

Marlene Streeruwitz gelingt es in ihren Romanen seit 20 Jahren, Figuren in ihrer ganzen peinlichen Bedürftigkeit zu zeigen, ohne sie vorzuführen. Wenn man die alte und, seien wir ehrlich, nicht immer ohne Hintergedanken vorgetragene Frage, ob es so etwas wie „weibliches Schreiben“ gebe, versuchsshalber auf Streeruwitz' erzählende Prosa anwendet, zeigt sich, was das bedeuten könnte: Wahrnehmen und ernst nehmen, wie Gefühle und Gedanken Sprache werden, bevor die Rücksicht auf herrschende Normen und die Gewalt der – grammatikalischen, politischen – Verhältnisse diese Sprache einhegt, benutzt und Zwecken unterordnet. Und, nicht zu vergessen: Das dann in eine Form bringen, die all dies Ungesicherte sichtbar macht, zugleich aber den Fundus aus Erfahrung beleuchtet, aus dem die Selbstgespräche ihr Sprachgewand beziehen. Denn, wie Marlene Streeruwitz selbst gesagt hat: „Überleben wird im Sprechen unterschieden.“

JULIA SCHRÖDER 

 **Weiterlesen**

Marlene Streeruwitz: „Yseut. Abenteuerroman in 37 Folgen“ (S. Fischer Verlag, 25 €)



Frédéric Claude war mal Gymnasialleiter – jetzt ist er Kita-Gründer. Die Kleinen sind augenscheinlich begeistert.

Wenn der Chef die Kita zahlt

Mütter glücklich zu machen, ist vergleichsweise einfach: Man muss ihnen nur ein wenig unter die Arme greifen. Das funktioniert schon zu Hause wunderbar – und erst recht, wenn sich auch der Arbeitgeber mal in diese Richtung bemüht. Je engagierter das Unternehmen bei der Kinderbetreuung ist, durch Betriebskindergärten oder bei der Vermittlung von Babysittern, desto zufriedener sind die MitarbeiterInnen, stellte das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) jüngst in einer Studie fest.

Für den Franzosen Frédéric Claude ist das nichts Neues. Er tut den ganzen Tag nichts anderes, als Elternherzen höher schlagen zu lassen – auf Kosten der Arbeitgeber. Vor zwölf Jahren hat er in Frankfurt am Main seine Kinderkrippe mit dem Namen „Le Jardin“ gegründet. Inzwischen betreibt er elf Kitas. Das Besondere: Bei ihm zahlen nicht nur die Eltern und der Staat für die Betreuung der Kleinsten, sondern auch die Unternehmen. Die können bei ihm Kita-Plätze für die Kinder ihrer Mitarbeiter buchen, damit die in Ruhe arbeiten können. Zwischen 500 Euro und 750 Euro im Monat zahlen sie für jeden Platz, der exakte Betrag hängt von den Mietkosten ab und davon, ob zusätzliche Personalkosten für

längere Öffnungszeiten entstehen. Die Eltern selbst zahlen knapp 300 inklusive Essensgeld, den Rest geben Land und Kommune hinzu. Kinderbetreuung hat ihren Preis: Die Kosten für einen Krippenplatz summieren sich auf rund 1800 Euro im Monat, ein Kindergartenplatz schlägt mit 900 Euro zu Buche.

„Für mich ist das die ideale Art der Finanzierung“, sagt Claude. Er findet, dass Arbeitgeber auch einen Beitrag zur Kinderbetreuung leisten müssen, schließlich liegt sie auch in ihrem Interesse. Dass er mit dieser Auffassung nicht alleine ist, merkt er immer häufiger. „Viele Bewerber fragen bei den Vorstellungsgesprächen inzwischen danach, ob sie bei der Kinderbetreuung Unterstützung bekommen könnten“, sagt er. Und diesen Mitarbeitern kann er einiges bieten: Öffnungszeiten zwischen 8 und 18 Uhr zum Beispiel und eine multilinguale Erziehung. Davon sind viele kommunale Einrichtungen noch weit entfernt.

Längst haben die Unternehmen erkannt, dass Kinderbetreuung nicht mehr nur die Privatsache ihrer Mitarbeiter ist – notgedrungen. Denn die Alleinverdiener-Ehe hat ausgedient, immer mehr Mütter arbeiten, Tendenz steigend: Im Jahr 2000 waren 57 Prozent aller Frauen mit Kindern erwerbs-

Elf Kitas hat Frédéric Claude bisher gegründet. Sein Konzept: Er holt die Arbeitgeber ins Boot. In seiner Heimat Frankreich ist das üblich. In Deutschland sollte es Schule machen.

tätig, inzwischen sind es 66 Prozent. Viele arbeiten allerdings noch immer in Teilzeit – vor allen Dingen, weil die Betreuungsmöglichkeiten begrenzt sind. Viele Kitas schließen um 16 Uhr oder noch früher. Und von der Ganztagschule können viele Eltern nur träumen. Ein Acht-Stunden-Tag im Büro ist bei diesem Angebot nicht zu machen.

Deshalb müssen die Unternehmen ran, und die Möglichkeiten zur Unterstützung sind mannigfaltig, flexible Arbeitszeiten oder Home-Office sind inzwischen schon Standard. Doch eins fällt immer noch aus dem Rahmen: Betriebskindergärten. Die haben zwar große Arbeitgeber wie Deutsche Bahn, EZB oder Bundesbank schon im Programm, inzwischen gibt es rund 670 solcher Unternehmens-Kitas. Verglichen mit dem Zustand vor zehn Jahren ist das immerhin eine Verdopplung. Aber angesichts von rund 53000 Kindertagesstätten in ganz Deutschland ist das noch ein verschwindend geringer Anteil.

Überraschenderweise scheidet es mitunter am mangelnden Interesse der Eltern. Eine Mitarbeiter-Befragung beim Versandhändler Otto beispielsweise hat vor einigen Jahren ergeben, dass die Eltern eher eine Betreuung in der Nähe ihres Wohnortes bevorzugen, anstatt jeden Morgen den Arbeits-

weg gemeinsam mit ihrem Nachwuchs anzutreten.

Frédéric Claude kann sich da nur verwundert die Augen reiben. Aus seiner Heimat Frankreich ist er anderes gewöhnt. Dort ist es ganz normal, dass sich Unternehmen um die Betreuung ihrer Mitarbeiterkinder kümmern und wenigstens Geld dazugeben. In Paris gibt es riesige Träger, die Kitas für zwei-, drei- oder fünftausend Kinder betreiben. Der große Unterschied: Während die arbeitende Mutter in Deutschland noch immer einen Sonderstatus genießt, ist sie in Frankreich der Normalfall. Dort müssen die Mütter zwei Monate nach der Geburt arbeiten gehen. Das verlangen Arbeitgeber, Freunde, die ganze Gesellschaft. Den Vorwurf der Rabenmutter, der hier verbreitet ist, gibt es dort nicht. Dementsprechend hat das Land in diesen Bereich schon vor 30 Jahren investiert.

Noch dazu ist es in Deutschland auch alles andere als trivial, eine Kita zu eröffnen. Das weiß Claude aus eigener Erfahrung: 14 Jahre lang Gymnasiallehrer und danach kaufmännischer Leiter einer deutschen Firma. Für die hatte er in Frankreich eine Filiale aufgebaut, deshalb dachte er eigentlich, er sei bestens für dieses Projekt gerüstet. Sechs Monate wollte er sich dafür Zeit lassen, tatsächlich dauerte es eineinhalb Jahre. Viele Seminare musste er besuchen, auch die Vorgaben der Kommunen sind nicht unkompliziert.

Vielleicht ist auch das der Grund, warum Claude in Deutschland mit seinem Konzept noch ziemlich alleine dasteht – insbesondere

in Verbindung mit der multilingualen Erziehung. Ansonsten gibt es noch den PME Familienservice, der im Auftrag von Unternehmen und Kommunen etwa 70 Kitas, Horte und Back-up-Einrichtungen betreibt, allen voran für die Commerzbank. Auch wer für den Notfall ad hoc eine Babysitterin sucht, wird bei PME Familienservice fündig – vorausgesetzt der eigene Arbeitgeber gehört zu dem elitären Kreis der 650 Partnerunternehmen in Deutschland.

Ohnehin scheint zu gelten: Je anspruchsvoller die Mitarbeiter, desto mehr engagieren sich auch die Arbeitgeber. Vor elf Jahren hat Claude mit der staatlichen Förderbank KfW angefangen. Für sie betreibt er eine Kita, direkt am Frankfurter Palmengarten. Dann kam die Bundesbank hinzu, die DWS/Deutsche Bank und die Beratungsgesellschaft McKinsey. Inzwischen sind auch einige Anwaltskanzleien wie Latham & Watkins und Freshfields Bruckhaus Deringer dabei.

Nicht alle Unternehmen möchten gleich eine eigene Betriebs-Kita, deshalb betreibt die Le Jardin Multilinguale Kindereinrichtungen gGmbH auch „betriebsnahe Kitas“, in denen 75 Prozent der Plätze für die Mitarbeiter eines Kooperationspartners reserviert sind. Der Rest ist offen für andere Kinder. Für andere Arbeitgeber reichen nur einige Plätze in einer Krippe, für die hat Claude seit neuestem einen Vermittlungsservice eingerichtet.

Für alle aber gibt es die bilinguale Erziehung, denn die liegt Claude besonders am Herzen. Alle seine Gruppen sind des-

halb zweisprachig. „Für Kinder ist es so einfach, Sprachen zu lernen“, schwärmt Claude. „Die lernen das spielerisch und müssen dabei – anders als ich – nicht groß nachdenken.“ Bisher deckt er die Sprachen Englisch, Französisch und Spanisch ab, aber er könnte sich auch noch ganz andere Modelle vorstellen, türkisch oder persisch zum Beispiel. Das würde in der aktuellen Flüchtlingswelle auch die Integration erleichtern, findet er. Für ihn ist das Thema so zentral, dass er lange daran gearbeitet hat, der Mehrsprachigkeit in Deutschland eine Lobby zu verschaffen. Seit kurzem gibt es nun den „Dachverband zur Förderung von Mehrsprachigkeit in frühkindlicher Bildung und Erziehung e.V.“ (DMBE e.V.)

Bleibt nur noch die Frage, wie eigentlich die Väter auf all die Bemühungen der Unternehmen reagieren, familienfreundlicher zu werden. Die Ergebnisse der DIW-Studie sind in dieser Hinsicht ziemlich ernüchternd: Anders als den Müttern ist ihnen herzlich egal, ob der Arbeitgeber bei der Kinderbetreuung hilft. Das ist ein ziemlich deutliches Zeichen, dass auch die Bereitschaft der Väter noch ausbaufähig ist, den Müttern unter die Arme zu greifen. Sie scheinen mit dem Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht sonderlich belastet zu sein, jedenfalls noch nicht. Aber auch das könnte sich bald ändern.

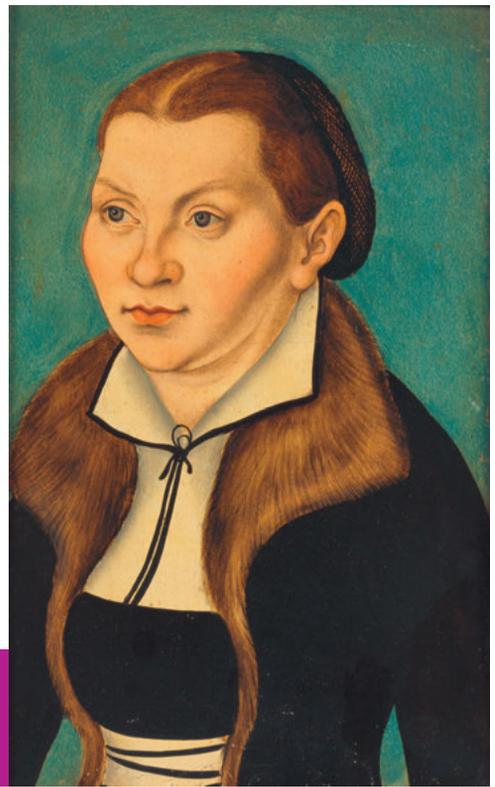
CORINNA BUDRAS 

Die Autorin ist Redakteurin der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*.

Anzeige

Jetzt ein Jahres-Abo von EMMA verschenken!
Und das Buchgeschenk dazu selber kassieren oder weiter verschenken.
Das alles für nur 45 Euro (siehe Seite 31)!

www.emma.de/abo



Hielt den Laden zusammen:
Katharina von Bora (re).

Luther und die Frauen

Ex-Bischöfin Margot Käßmann ist im Lutherjahr 2017 die Luther-Botschafterin der Evangelischen Kirche. Hier wirft sie einen kritischen Blick auf Luther und erinnert an die ReformatorINNEN.

Na klar, ich weiß: Die Kirchen und die Frauen, das ist ein ganz eigenes Thema. In den Religionen herrschen oft patriarchale Zustände. Und auch Martin Luther kann kritisch angefragt werden.

Da ist zum Beispiel diese Predigt von 1526, in der Luther zu dem Schluss kommt: „Die Zauberinnen sollst du nicht am Leben lassen.“ Hier lässt Luther sich hinreißen vom Hexenwahn und der Hexenverfolgung seiner Zeit. Doch auch der Hinweis auf den Zeitgeist kann nicht im Nachhinein kleinreden, was er sagte.

Und stammt nicht auch so mancher abfällige Satz über Frauen von Luther her? Ja, gerade in seinen „Tischreden“ findet sich manches, was Männer bis heute an (Stamm)Tischen so reden. Einmal sagt Luther: „Es ist kein Rock, der einer Frau oder Jungfrau so übel ansteht, als wenn sie klug sein will“. Aber er sagt auch: „Wenn das weibliche Geschlecht anfängt, die christliche Lehre

aufzunehmen, dann ist es viel eifriger in Glaubensdingen als Männer. Das erweist sich bei der Auferstehung (Joh 20, 1 ff.), Magdalena war viel beherzter als Petrus.“

Doch ja, die Reformatoren haben insgesamt an einer Unterordnung der Frau unter den Mann festgehalten. Und trotzdem ist bemerkenswert, dass Luther Kritik daran übt, dass die Alltagspflichten schlicht den Frauen überlassen werden.

Aber was ist eigentlich mit den bedeutenden Reformatorinnen? Wenn über das Reformationsjubiläum 2017 geschrieben wird, stehen die Theologie Martin Luthers oder Ulrich Zwinglis, die geschichtliche Bedeutung von Friedrich dem Weisen oder Philip von Marburg, Martin Bucer, Philip Melancthon, Thomas Müntzer, Johannes Calvin im Mittelpunkt. Doch wer verbindet mit der Reformation Wibrandis Rosenblatt, Elisabeth Bucer, Katharina Jonas oder **Caritas Pirckheimer**? Allenfalls Katharina von

Bora, Luthers Ehefrau, ist einem breiteren Publikum ein Begriff.

Ich habe mich deshalb besonders über die Ausstellung 2014 auf Schloss Rochlitz gefreut mit dem Titel „Frauen und Weiblichkeit in der Reformation“. Sie hat an **Elisabeth von Rochlitz** erinnert, die sich klar zum reformatorischen Aufbruch bekannte. Und das, obwohl ihr Schwiegervater Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen, ein erbitterter Gegner der Reformation war. Im Schmalkaldischen Bund spielte sie eine entscheidende Rolle. Aus ihrer Korrespondenz sind rund 2000 (!) Briefe erhalten.

Innerkirchlich haben sich in den letzten Jahren „Frauenmahle“ entwickelt, die an diese Reformatorinnen erinnern. Am Vorabend des Reformationstages, dem 30. Oktober, kommen Frauen zu einem gemeinsamen Essen in einer Kirche oder einem Gemeinderaum zusammen und erfreuen sich gegenseitig mit „Tischreden“. Von Berlin bis Leipzig, von Hannover bis

Osnabrück hat sich damit in den Jahren vor dem Reformationsjubiläum eine interessante neue Form der Begegnung etabliert, zu der auch Frauen aus dem nicht-kirchlichen Umfeld eingeladen sind und gern teilnehmen.

Ich bin überzeugt, die Beteiligung der Frauen ist kein Seitenthema der Reformation, sondern sie steht zentral für die reformatorischen Inhalte. Das hat vier Gründe:

Erstens die Tauftheologie Martin Luthers. Wenn jeder Mensch, der aus der Taufe gekrochen ist, Priester, Bischof und Papst werden kann, dann kann das auch jede getaufte Frau werden. Hier liegt der Schlüssel zum Respekt vor Frauen und in der Konsequenz auch die Zulassung von Frauen zu allen Ämtern der Kirche. Auch wenn die Reformatoren selbst sich diesen Schritt zunächst gewiss nicht denken konnten, so ist er doch in ihrer Theologie angelegt. Das Priestertum aller Getauften schließt das Priestertum der Frauen mit ein.

Zweitens wird mit dem Schritt zur Ehe das „Leben in der Welt“ aufgewertet. Die Eheschließung vormals zölibatär lebender Priester und Nonnen übersetzt die Grundüberzeugung, dass Leben in Kloster und Zölibat kein vor Gott in irgendeiner Weise „besseres“ Leben ist. Christsein bewährt sich mitten im Alltag der Welt, im Beruf, in der Familie, beim Regieren wie beim Erziehen der Kinder. Und das gilt für Männer wie für Frauen. Für Frauen war die Befreiung, die sich durch die Aufwertung von Ehe, Sexualität und Kindererziehung ergab umso größer, als zuvor die Überzeugung bestand, dass Frauen eines „besonderen Zuganges zur Gnade bedürfen“, den mit Gewissheit „nur die reine Jungfräulichkeit“ eröffnen konnte.

Drittens beschränkt sich der reformatorische Bildungsimpuls nicht auf Jungen und Männer, sondern schließt Mädchen und Frauen mit ein. Die Volksschule sollte von Anbeginn an in der Tat Schule für alle sein; alle sollen lesen lernen, damit sie individuell ihr Gewissen an der Schrift schärfen können. All das bedeutet eine ungeheure Aufwertung von Frauen und Frauenleben.



Im Lutherjahr
on the road:
Botschafterin
Käßmann.

Selbst Luther predigte
die Hexenverfolgung.

Bildungsteilhabe und Bildungsgerechtigkeit waren reformatorische Themen und schlossen explizit Frauen mit ein.

Viertens hat all dies aktuell zur Konsequenz, dass die Beteiligung von Frauen geradezu zu einem Kennzeichen der reformatorischen Kirche geworden ist. So zeigt auch die jüngst veröffentlichte fünfte „Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung“: „Mit der ‚evangelischen Kirche‘ verbinden nicht wenige Befragte, dass diese Kirche nicht katholisch ist – etwa, weil hier auch Frauen Pfarrerrinnen sein können ...“.

Kehren wir zu den Frauen in der Reformationszeit zurück. Viele Namen sind bekannt, auch wenn es insgesamt nur wenige authentische Zeugnisse gibt und eine recht begrenzte Literatur zum Thema. Exemplarisch möchte ich sieben nennen in drei Kategorien.

Zum einen sind da die **Pfarrfrauen**. Für sie war die Heirat mit einem Pfarrer, in der Regel also mit einem ehemaligen Mönch, kein leichter Schritt. Sie wurden von den Altgläubigen verachtet. Es hieß, Kinder, die von einem ehemaligen Mönch und einer ehemaligen Nonne gezeugt wurden, werden mit Fehlbildungen zur Welt kommen. Sie waren also mutige Frauen, die inhaltlich hinter ihren Männern stehen mussten, um den Anfeindungen ihrer Umwelt gegenüber standzuhalten.

Das gilt zuallererst für **Katharina von Bora** (1599–1552). Sie war gebildet und

hat Luther Briefe geschrieben (die leider nicht im Original erhalten sind). Aus seinen Briefen, in denen er auch auf sie eingeht, lassen sich Rückschlüsse ziehen. Selbst ehemalige Nonne, war sie von ihm wertgeschätzt als Gesprächspartnerin, Mutter und Geschäftsfrau, ja unentbehrlich, um das Leben im Schwarzen Kloster in Gang zu halten. Sie hat ihm den Rücken freigehalten und „den ganzen Laden gewuppt“.

Ebenfalls in Wittenberg spielt **Katharina Melanchthon** (1497–1557) eine bedeutende Rolle. Sie kam nicht aus dem Kloster, sondern war Tochter des Wittenberger Bürgermeisters. Luther selbst hatte 1520 ihre Trauung mit Philipp Melanchthon vollzogen. Ihre Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft in ihrem Haus werden immer wieder erwähnt.

Auch die beiden großen oberdeutschen Reformatoren waren verheiratet. **Anna Zwingli** (um 1484–1538) war eine adlige Witwe mit drei Kindern, als sie Ulrich Zwingli 1522 heiratete. Das war mutig, galt doch eine Priesterehe als Skandal.

Idelette Calvin (1509–1549) stammte aus dem Kreis der französischen Flüchtlinge in Genf. Sie war gebildet, tat sich durch Krankenbesuche hervor und zeigte Sympathien für die Täuferbewegung.

Zu dieser Gruppe der Pfarrfrauen gehören auch **Wibrandis Rosenblatt**, **Eli-sabeth Bucer**, **Katharina Jonas**. Viel ist nicht bekannt über diese Frauen, keine



Vergessene große Reformatorinnen: Argula von Grumbach, Fürstin Elisabeth von Calenberg, Elisabeth von Rochlitz.

Details, keine Biografien. Meist lassen sich lediglich über das Leben ihrer Ehemänner und deren Äußerungen über sie Rückschlüsse auf ihr Leben ziehen.

Eine andere Kategorie sind die wenigen Frauen, die wie Elisabeth von Rochlitz eigene schriftliche Zeugnisse hinterlassen haben. Herausragend unter ihnen ist **Argula von Grumbach** (1492–1568). Sie widersprach öffentlich dem Rektor der Ingolstädter Fakultät, als dieser reformatorisches Schrifttum verbieten wollte. Sie schrieb Flugschriften und diskutierte mit Luther persönlich, als er anlässlich des Reichstages zu Worms Zeit auf der Veste Coburg verbrachte. Neben den Briefen von Elisabeth von Rochlitz sind die meisten Schriften von Frauen der Reformationszeit von ihr erhalten und öffentlich zugänglich.

Auch **Katharina Zell** (um 1497–1562) hat Schriftliches hinterlassen. Aus einem Straßburger Patrizierhaus stammend wurde sie von Martin Bucer 1523 mit dem Priester Matthäus Zell verheiratet. Nach Kritik an ihrer Eheschließung schrieb sie einen Verteidigungsbrief an den Bischof und ein Flugblatt an die Bürger von Straßburg. Auch ein kleines Liederbuch gab sie heraus.

Elisabeth Cruciger (um 1504–1535), in Wittenberg mit dem Theologen Caspar Cruciger verheiratet, dichtete Kirchenlieder, eines ist bis heute im Evangelischen Gesangbuch erhalten: „Herr Christ, der einig Gotts Sohn“.

Nicht zuletzt sind die **Fürstinnen** zu nennen, die die Reformation entscheidend, auch politisch unterstützten. Besonders nennen möchte ich an dieser Stelle **Elisabeth von Calenberg**. Durch ihre Mutter war sie mit dem reformatorischen Glauben in Berührung gekommen und führte nach dem Tod ihres Mannes die Reformation in Südniedersachsen ein. Dabei hielt sie eine schützende Hand über die Frauenklöster und Damenstifte und ließ deren Vermögen sichern. Das hat Auswirkungen bis heute: In der hannoverschen Landeskirche gibt es aktuell noch 13 Frauenklöster und Damenstifte, deren Vermögen in der staatlich geführten Klosterkammer unabhängig gesichert ist.

Dies alles zeigt, wie viele Frauen die Reformation geprägt haben. Das Priestertum aller Getauften zeigt sich gerade auch in der Beteiligung von Frauen – das ist zum Kennzeichen reformatorischer Kirchen geworden. Deshalb bin ich gern evangelisch.

Als Reformations-Botschafterin halte ich seit geraumer Zeit nicht nur in Deutschland an unterschiedlichsten Orten Vorträge und Gottesdienste zum Thema. Und ich besuche unsere Partnerkirchen in Europa und Übersee. In Indien war beim letzten Besuch beispielsweise sehr deutlich, wie sich der Impuls einer Bildung für alle in den Schulen für Mädchen umsetzt. In Hongkong sagte eine Frau, ihr sei es sehr wichtig, dass dieser Leistungsdruck ihrer Gesellschaft durch lutherische Theologie durchbrochen wird. Deinen Lebenssinn musst du dir nicht erarbeiten, er ist dir schon geschenkt.

Ich bin auch Vorsitzende der Projektleitung für die Weltausstellung Reformation, die unter dem Thema „Tore der Freiheit“ 2017 in Wittenberg stattfinden wird. 16 Wochen lang werden wir fragen, wo wir heute Reform und Reformation brauchen in Kirche und Gesellschaft. Da geht es nicht um den historischen Rückblick, sondern um einen aktuellen Aufbruch. Eine der Themenwochen wird sich übrigens auch mit Gender-Fragen, mit Frauen und Männern befassen.

MARGOT KÄSSMANN

Liebe Katholikinnen!

Die neue Bibel kommt. Wird euch darin Gerechtigkeit widerfahren, Schwestern?

Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) war offiziell nur die lateinische Version der Bibel gültig. 1978 wurde die so genannte Einheitsübersetzung (EÜ) für deutschsprachige KatholikInnen dann endlich von der Zentrale in Rom approbiert und ist seitdem in Gebrauch. Jetzt, 40 Jahre später, wird eine neue Einheitsübersetzung der katholischen Bibel erscheinen. Wird sie – endlich! – geschlechtergerecht sein? Oder wird sie zum Beispiel weiterhin die inzwischen überwiegend weibliche Gemeinde mit „liebe Brüder“ ansprechen?

Die Bibel ist für ChristInnen ein heiliger Text, der zwar nicht als direkt vom Himmel diktiert Wort Gottes gilt, sondern „nur“ als Text von durch Gott inspirierten Verfassern und ebensolchen Übersetzern und Übersetzerinnen. Immerhin wissen wir für die erste große lateinische Übersetzung, die so genannte Vulgata aus dem späten 4. Jahrhundert, dass der Heilige Hieronymus dabei mit seiner Schülerin Eustochium maßgeblich zusammengearbeitet hat. Die über Jahrhunderte kultivierte lateinische Fassung war auch nicht gerade „das Original“, sondern im Fall der hebräischen Texte (ein großer Teil der Bücher des Alten Testaments) die Übersetzung der Übersetzung (von Hebräisch in Griechisch in Latein). Da konnte so einiges passieren und ist auch einiges passiert. Kleines Beispiel: Hieronymus machte aus der Dämonin Lilith kurzerhand die antike Gestalt Lamia. Und Martin Luther machte daraus ein namenloses „Nachtgespenst“.

Die Paulus-Briefe sind ein gutes Beispiel dafür, dass es in Sachen Frauen noch einiges zu entdecken gibt. So grüßt der Apostel in seinem Brief an die Gemeinde

in Rom etwa „Andronikus und Junias ... sie sind angesehene Apostel und haben sich schon vor mir zu Christus bekannt.“ (Röm 16,7). Bereits seit mehreren Jahren gibt es nun die Diskussion darüber, dass Junias vermutlich eine Junia war, was vom Lateinischen her durchaus (mehr) Sinn machen würde. Dann hätte Paulus damit nicht nur eine Frau schön grüßen lassen, sondern er hätte sie auch als Apostel bezeichnet, was wiederum das katholische Weihe- und Hierarchieverständnis arg in Bedrängnis brächte. Die Priester und Bischöfe sind die Nachfolger der Apostel und diese waren angeblich nur Männer. Darum gibt es keine Weihe für Frauen und so weiter ...



War Maria etwa nur eine „junge Frau“ – aber keine Jungfrau?

Heikel ist bei genauer Übersetzung auch noch eine andere Passage, diesmal aus dem Alten Testament mit Nachwirkungen im Neuen: Im Buch Jesaja ist von einer jungen Frau die Rede, die „ein Kind empfangen, ... einen Sohn gebären“ wird (Jes 7,14). Das Hebräische *almáh*, eben junge Frau, wurde schon in der antiken Übersetzung ins Griechische mit *parthenos*, also Jungfrau, wiedergegeben. Alles schon lange her und die Sprachen tot?

Nun ja, besagte Jesaja-Stelle wurde post festum von den ChristInnen als prophetischer Vorausverweis auf Maria und ihren Sohn Jesus gedeutet. Die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens gehört bis heute zum Glaubensschatz traditioneller KatholikInnen. Um ihnen nachhaltige Irritation zu ersparen, hat schon die Einheitsübersetzung von 1978 die ganz genaue Übersetzung des Hebräischen verschämt in die Fußnote verbannt – aber immerhin steht sie dort. Und wird auch genau dort in der neuen Übersetzung bleiben.

Maria ist und bleibt die Königin katholischer Herzen und ihr unbedingt einen irdischen Mann andichten zu wollen, ist schon fast wieder paternalistisch. Die sexfreie Patchwork-Beziehung mit Josef hat aus heutiger Sicht doch auch was, oder?

In diesem Sinn kann frau dem Vorstandsvorsitzenden des zuständigen Katholischen Bibelwerks, Michael Theobald, Professor für Neutestamentliche Bibelwissenschaft an der Uni Tübingen, nur zustimmen: „ein Stück Fremdheit und Frische der jahrtausendealten Urtexte (kehrt) zurück, ... hält die Leser zu Fragen an und fordert sie heraus.“ Und die Leserinnen sind wohl noch ein wenig mehr herausgefordert. **THERESIA HEIMERL**

Die Fotografin

Sie war schon zu einer Zeit berühmt, als es in ihrem Berufsstand ausschließlich Männer gab (die Pionierinnen vor ihr waren inzwischen vergessen). 1954 erschien das erste Buch der damals 24-Jährigen. Bettina Flitner ist seit langem mit Elisabeth Niggemeyer befreundet und bewundert „vor allem ihre nie erlahmende Begeisterungsfähigkeit“. Hier sitzt sie mit Elisabeth in deren Küche.

Der Moment, wo es Klick gemacht hat? Das ist fast peinlich. Denn Fotografie hat mich damals überhaupt nicht interessiert. Ich wollte Lehrerin werden und hatte mich schon in Bonn zum Studium angemeldet. Es war mitten in meiner Abiturfeier. Da sagte mein Vater: „Dötz, im September geht es nach München auf die Fotoschule.“

Ich war völlig überrascht und widersprach heftig. „Ich gehe nach Bonn, ich habe mich schon angemeldet.“ Aber mein Vater hatte das so entschieden. Er hatte ja in Bochum ein großes Fotogeschäft und wollte, dass ich es irgendwann weiterführe. Ich habe geheult, ich hatte doch noch nie fotografiert. Meine Mutter versuchte mich zu trösten und sagte: „Lehrerin kannst du doch immer noch werden.“

Das erste Jahr auf der Münchner Fotoschule ist vergangen mit so riesenhaften Apparaten auf Holzstativen. Das Plattenentwickeln war ganz fürchterlich! Und diese Sachaufnahmen! Ich hatte einen roten Plastik-Goldfisch in meinem Zimmer in Schwabing, und den musste ich tagelang mit Licht und Gegenlicht und Schatten fotografieren. Es war einfach toten-lang-weilig. Das Zeugnis habe ich immer noch: Mangelhaft, Mangelhaft, Ungenügend ... Am Ende des Schuljahres rief die Direktorin mich zu sich und sagte: „Elisabeth, Sie schaffen das nicht, Sie werden abgehen müssen.“

Aber dann passierte es. Einen Monat, bevor das Schuljahr zu Ende war, kam der

Lehrer für Fotojournalismus in unsere Klasse. Und der forderte uns auf: „Geht zu einem Ort, der euch interessiert und fotografiert einfach. Erzählt etwas mit Bildern!“ Ich habe meine Rolleiflex geschleppt, bin zum Oktoberfest gegangen und habe hinter den Kulissen fotografiert. Die Clowns, aber auch Negatives, den ganzen Müll zum Beispiel. Und auf einmal habe ich gemerkt: Das macht ja richtig Spaß. Man konnte mit Bildern eine Geschichte erzählen!

Und dann passierte etwas, das werde ich nie vergessen. Dieser Herr Schreiner, unser Lehrer, kam in die Klasse und sagt: „Sie werden sehr erstaunt sein, meine Damen

und Herren. Unter uns ist ein kleiner Cartier-Bresson. Und wer isst wohl? Das Fräulein Niggemeyer! Kommen Sie doch mal nach vorne.“ Er hielt meine Fotos vor der ganzen Klasse hoch und sagte: „Das ist echter Fotojournalismus!“

Die Serie bekam einen Preis von einer Fotozeitschrift, und ich konnte auf der Schule bleiben. Das zweite Jahr war absolut wunderbar für mich. Herr Schreiner ließ mir seine Minox und ich fotografierte das Leben. Ich mochte es, wenn die Bilder unscharf wurden, dann sah man die Bewegung.

Trotzdem habe ich 1952 nach der Ausbildung was völlig Idiotisches gemacht. Ich bin nach Düsseldorf zur „Eleganten Welt“ gegangen. Da machte man Modefotos, und einer meiner ersten Aufträge war es, Modelle für Unterwäsche zu besorgen. Da habe ich zwei Mädchen auf der Bühne des Operetten-Theaters gesehen. Es waren Zwillinge und das fand ich komisch. Und ich fand, die konnten sich recht gut bewegen. Also habe ich sie in Unterwäsche fotografiert. Es waren die Kessler-Zwillinge. Kennst du die? Gerade sind sie achtzig geworden. Und tanzen immer noch.

Nach einem kleinen Umweg über London ging ich zurück nach München. Und hatte da erst mal keine Stelle. Also habe ich angefangen, Blumen zu verkaufen. Ich nahm ein Körbchen und pflückte in einer Gärtnerei die Restblumen, machte kleine Sträußchen draus und ging abends durch die Restaurants. Eines Tages rief meine Mutter an: „Dötz, du bist Blumenmädchen in München, der



Hier zeigt Elisabeth, 86, die 20-jährige Elisabeth in München.





„Es ist, als sähen wir München zum ersten Mal“, schrieb der berühmte Kritiker Friedrich Luft über das erste Buch von Niggemeyer. Bücher über London, Bonn und Berlin folgten.

Geschäftsführer von der Firma Perutz hat dich gesehen.“ Mein Vater tobte und tobte. Damals hieß es ja immer nur: „Sei vorsichtig, wenn du mit Jungen ausgehst“. Aber kein Mensch erklärte einem, warum man vorsichtig sein sollte. Das war eine Zeit ...

Eines Tages nahm ich wieder mein Körbchen, aber ich tat keine Blumen rein, sondern Fotos. Die vom Oktoberfest. Und ging zur *Süddeutschen Zeitung*. Ich sagte, ich würde gerne Dr. Sperr, den Chef vom Feuilleton sprechen. Die Sekretärin wollte mich gerade abwimmeln, da kam er zur Tür rein. Und schaute sich gleich meine Bilder an. Direkt am Samstag, also drei Tage später, war mein erstes Foto ganz groß in der Zeitung. Und so ging das weiter. Ich bekam nun laufend Aufträge für die Wochenendbeilage, die machte damals die Lebensgefährtin von Erich Kästner.

Und irgendwann sagte der Sperr: „Elisabeth, ich würde gerne ein Fotobuch über München mit Ihnen machen.“ Und er lud mich ein, mit ihm nach Stuttgart zu fahren, da könnten wir alles besprechen. Abends im Hotel sollte ich mit ihm schlafen. Ich sagte, ich sei verlobt. Auf der ziemlich stummen Rückfahrt am nächsten Tag sagte er: „Sie sehen aber ganz schön verheult aus.“ Klar, ich hatte die ganze Nacht geweint. „Jetzt wird doch aus dem Buch nichts“, sagte ich. „Warum nicht?“ sagte er. „Mit mir schlafen und das Buch, das sind zweierlei Dinge. Natürlich mache ich das Buch mit Ihnen.“

Das Buch war der Wendepunkt. Es erschien und dann kam diese umwerfende Besprechung von Friedrich Luft. Der war damals der bekannteste Kultur-Kritiker in Deutschland. „Es ist, als sähen wir München zum ersten Mal“, schrieb er. Und alle deutschen Zeitungen schrieben von ihm ab, Lobeshymnen über Lobeshymnen. Es war unglaublich.

Der Verleger der *Süddeutschen* persönlich fragte mich, über welche Stadt ich das nächste Buch machen möchte. „London wäre mir am allerliebsten!“ rief ich. Das wurde dann schnell arrangiert: Hilde Spiel, die bekannte Journalistin, die es ins Exil nach London verschlagen hatte, sollte den Text schreiben.

Bei ihr und ihrem Mann, Peter de Mendelssohn, wohnte ich dann auch. Das war alles wahnsinnig aufregend. Die Geschäfte, die Mode. Ich war 25, wir schrieben das Jahr 1955. Ich konnte den ganzen Tag durch London streifen und von morgens bis abends fotografieren, was ich wollte.

Gleich danach kam eine neue Anfrage. Von Erich Kuby. Das kleine Bonn war gerade Hauptstadt geworden. Kuby, der ein sehr kritischer und sehr linker Journalist war, sagte: „Versuchen Sie, die Lächerlichkeit der neuen Regierungsstadt einzufangen.“ Mich interessierte das Schöne an den Städten, er wollte Polemik. Das wurde mein drittes Buch. Innerhalb von drei Jahren.

Das war 1957. Nach Heirat und Umzug nach Berlin machte ich Werbefo-

tos für Telefunken, Siemens, Diolen-Gardinen. Und dann bekam ich die Chance, für die *Constanze* über die Schwangerschaft und Geburt meiner Freundin zu berichten. Das war damals etwas völlig Unmögliches. Vor Aufregung ist mir in dem Augenblick, in dem das Köpfchen des Babys erschien, die Leica hingefallen.

Dann bekam ich selbst drei Kinder. Gleichzeitig habe ich in den letzten 50 Jahren über 40 Fotobücher gemacht. Das Witzige ist, irgendwann sind sie doch noch zusammengekommen in meinem Leben: die Fotografie und die Pädagogik. In den sechziger und siebziger Jahren habe ich viel mit der Reformpädagogin Nancy Hoenisch gearbeitet und Bücher gemacht mit Titeln wie „Vorschulkinder“, „Heute streicheln wir den Baum“ oder „Komm, liebe Spinne“. Und ich habe mit Leidenschaft Aktionsausstellungen für Kinder und Workshops für Erzieher veranstaltet. Übrigens: unser Fotogeschäft hat dann mein Bruder übernommen.

Du willst wirklich, dass ich dir ein Zitat von Friedrich Luft vorlese? Na gut. „Melancholie ist da, Humor, eine Art sarkastische Freude am Kontrast, eine zärtliche Hingabe an die Lust und immer eine ganz ungehemmte Freude am Schauen. Diese Elisabeth Niggemeyer fotografiert nie auf Teufel komm raus originell, aber sie sieht original. Das macht ihre hundert verlockenden Bilder so frisch und so heiter, so anmutig, so treffend.“



AUFGEZEICHNET VON BETTINA FLITNER



Die Klima-Seniorinnen



Sogar das Schweizer Boulevardblatt *Blick* berichtete über die „Klima-Seniorinnen“

Diese Rentnerinnen machen mobil! In der größten Schweizer Boulevardzeitung bekannte sich Judith Giovannelli-Blocher, die Schwester des Alt-Bundesrates und rechtskonservativen Chefstrategen Christoph Blocher, eine „Klima-Seniorin“ zu sein – Spott und Häme waren die Reaktion.

Die 84-Jährige ist Mitglied eines Vereins kämpferischer Frauen im Rentenalter, die mit einer Klimaklage von der Bundesregierung verlangen, das CO₂-Gesetz konsequenter umzusetzen. Sie nennen sich „Klima-Seniorinnen“ und sie klagen die Verletzung eines Artikels der Schweizer Bundesverfassung an und einen Artikel der Europäischen Menschenrechtskonvention ein.

Rentnerinnen kämpfen dafür, das Grundrecht auf Gesundheit für sich und künftige Generationen zu schützen. „Hat die hysterisch herbeigeschriebene Klimadebatte jetzt auch das Altersheim erreicht? Das soll ja wohl ein Witz sein!“, höhnt ein Leser in der *Neuen Zürcher Zeitung*. „Nichts Besseres zu tun im hohen Alter, als die Gerichte mit euren Flausen zu belasten?“

Die „Klima-Seniorinnen“ schert der Spott wenig. Sie lachten nur einmal laut auf – und gingen wieder an ihre Arbeit. Diese Reaktionen waren zu erwarten. Aber Frauen wie Giovannelli-Blocher oder die Jazzmusikerin Irène Schweizer haben Erfahrung. Auch die Fast-Bundesrätin und ehemalige Präsidentin der SP-Schweiz

Christine Brunner gehört zum Zirkel. Im Zentrum des im Herbst gegründeten Vereins wirkt geballte Frauenpower.

Kein Medium schweigt heute noch die Erfolge der „Klima-Seniorinnen“ tot. Auch wenn einige Journalisten und andere Schreibtischtäter daran festhalten, dass Ironie das angebrachte Mittel sei, um den „Club der alten Damen“ lächerlich zu machen.

Was für ein Irrtum! Der Verein „Klima-Seniorinnen“ ist eine lebenserfahrene Hydra. Ihre Mitglieder sind als Politfrauen mit allen Wassern gewaschen. Sie kämpfen schon über ein halbes Jahrhundert für feministische Belange oder sind Pionierinnen im Umweltschutz. Auch ehemalige Nationalrätinnen unterstützen den Verein bzw. sind Mit-Gründerinnen. Ebenso zwei Historikerinnen, die Bedeutendes für die Aufarbeitung der Schweizer Frauengeschichte geleistet haben, Elisabeth Joris und Heidi Witzig.

Joris schwärmt von der Initiative und dem Geist der Gleichgesinnten: „Wir sind eine fidele Gesellschaft!“ Es macht Spaß und soll Spaß machen, auch ü60 Krallen zu zeigen und Krallen zu wetzen. Joris weiß, wovon sie spricht. Sie ist im Bergkanton Wallis aufgewachsen, und noch in den 1950er Jahren war es dort für Mädchen unmöglich, Abitur zu machen. Wie die Klimaerwärmung die Natur zerstört, beobachtet sie in ihrer Heimat sehr genau. Dass ältere Frauen vom Klimawandel stär-

ker betroffen sind als Männer, bestätigt eine aktuelle Studie des Bundes. „Wir schwitzen aus biologischen Gründen weniger als Männer, unser Körper kühlt also schlechter ab.“

„Klima-Seniorin“ Joris ist auch Mitglied des Matronats der GrossmütterRevolution, ein Think Tank für die neue Großmüttergeneration. Die Grauen Großmütter-Pantherinnen waren bei der Vereinsgründung der Klimakämpferinnen mit Rat und Tat dabei.

„Klima-Seniorinnen“ versus den Staat Schweiz! Das ist eine Premiere. Eine Klage als neues Instrument der direkten Demokratie! Es gibt ein Vorbild, und die beiden Juristinnen aus einer renommierten Zürcher Anwaltskanzlei, die die Klageschrift ausgearbeitet haben, sind mit ihm vertraut: Holland. In den Niederlanden entschied ein Gericht auf Grund einer Klage von 886 Bürgerinnen im Juni 2015, dass die Regierung den Klimaschutz ernster nehmen muss.

Wenn die Sache in der Schweiz nicht so flott wie in Holland über die Bühne geht, steht die Coolness der Klägerinnen vor einer nächsten Bewährungsprobe. Scheitern sie vor dem Bundesgericht, wird ihre nächste Beschwerdeinstanz der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte sein.

DANIELE MUSCIONICO 

 **Im Netz**

www.klimaseniorinnen.ch

ELIZABETH FRIEDMAN



URSULA KUCZYNSKI



CHRISTINE GRANVILLE



CODEWORT *Seid*

VIRGINIA HALL



MATA HARI



LOUISE DE BETTIGNIES





MELITA NORWOOD

Für die Einen sind sie strahlende Heldinnen, die ihr Leben riskieren für Volk und Vaterland. Für die Anderen ruchlose Verräterinnen, die keine Gnade kennen. Sicher ist nur eines: Zu allen Zeiten und in jedem Krieg wussten Spioninnen auch ihre so genannten „weiblichen“ Eigenschaften und Fähigkeiten einzusetzen. Die schillernde Mata Hari (1876–1917) ist die berühmteste unter ihnen – aber sie hat viele Schwestern.

Belle Boyd (1844–1900) rannte im Kugelhagel durch feindliche Linien, um der Südstaaten-Armee wichtige Informationen zu bringen. „Hoffnung, Furcht und die Liebe zum Leben und die Entschlossenheit, meinem Land bis zum Letzten zu dienen, wirkten zusammen und füllten mein Herz mit mehr als weiblichem Mut und liehen mir übernatürliche Kraft und die Schnelligkeit meiner Beine“, erinnerte sie sich später. Die 17-Jährige hat so verhindert, dass Brücken gesprengt und ein Lager abgebrannt wurde.

Ein tapferes Herz und ein unbeugsamer Charakter gehören zur Grundausstattung einer Spionin, eine Prise Abenteuerlust kann nicht schaden. Viele dieser wagemutigen Frauen waren schon als Kinder „wilde Mädchen“, tobten durch die Natur oder lernten von ihren Vätern das Reiten und Schießen. Virginia Hall (1906–1982) ist so eine. Eigentlich hatte sich die junge Amerikanerin aus Baltimore in den 1930er Jahren eine Karriere im Diplomatischen Dienst in den Kopf gesetzt. Das US-Außenministerium aber hielt Frauen grundsätzlich für entscheidungsschwach, redselig und „viel zu emotional“. Natürlich, bedeutete man der Politikwissenschaftlerin, die fließend Deutsch und Französisch sprach, könne sie als Sekretärin in Botschaften arbeiten.

Doch Virginia Hall hatte andere Pläne. Sie begriff den Krieg als Chance und absolvierte im Zweiten Weltkrieg die harte englische Agenten-Ausbildung. 1941 baute sie einen Agentenring in Süd-



AMY ELIZABETH THORPE



BELLE BOYD

enstrumpf

Frankreich auf. Und das, obwohl sie 1933 bei einem Jagdunfall den Unterschenkel verloren hatte. Die deutschen Besatzer fahndeten mit Plakaten nach der „hinkenden Dame“, der Gestapo-Chef von Lyon wütete vergeblich gegen die „kanadische Nutte“. Schließlich musste Virginia Hall trotz Holzbein über die verschneiten Pyrenäen fliehen. Dennoch ließ sie sich 1944 erneut von einem Kanonenboot vor der Küste der Bretagne absetzen und koordinierte auf dem Plateau von Yssingeaux die Abwürfe von Waffen für die Résistance und die Gefangennahme deutscher Soldaten. Für ihren Einsatz wurde Hall hoch dekoriert – von Engländern, Amerikanern und Franzosen. 1948 wird Hall eine der ersten Agentinnen des CIA.

Oft sind es die Vaterlandsliebe, der Kampf für Gerechtigkeit und das Mitgefühl mit Unterdrückten und Verfolgten, die die Spioninnen antreiben. Aber nicht immer. Manchmal ist es auch schlicht das Geld.

Wie bei Mata Hari, die in aller Welt als Synonym für „die Spionin“ gilt. Die aus einer gewalttätigen Ehe mit einem englischen Offizier in Indonesien geflohenen Holländerin eroberte mit freizügigen Schleiertänzen die Bühnen Europas und die Herzen der Männer. Sie verdiente enorme Summen und gab noch größere für Kleider, Kaviar und Hotelsuiten aus. Ihr Stern sank bereits, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Greta McLeod, wie Mata Hari mit bürgerlichem Namen hieß, strandete mittellos in Amsterdam – und entdeckte Spionage als mögliche Geldquelle. Für 20 000 Franc ließ sie sich von den Deutschen anwerben. Für das Ver-

sprechen von einer Million Franc war sie gleichzeitig bereit, für Frankreich zu spionieren. Weder der einen noch der anderen Seite hat sie je Brauchbares geliefert und am Ende selbst den höchsten Preis bezahlt. Im Februar 1917 wurde sie von den Franzosen als Agentin verhaftet, nach zermürenden Verhören vor Gericht gestellt und – trotz vieler Proteste – zum Tode verurteilt. Am 15. Oktober des Jahres 1917 trat in Vincennes das Erschießungskommando an.

Dabei war Mata Hari trotz ihrer großen Berühmtheit keine große Spionin. „Sie war das schlechteste Pferd in meinem Stall“, bekannte ihre deutsche Führungsoffizierin Elsbeth Schragmüller: „Sie ist wirklich umsonst erschossen worden, denn gebracht hat sie nichts, was wir nicht schon längst gewusst haben.“ Seit 1915 leitete die Leutnantstochter von Antwerpen aus die Spionage gegen Frankreich. Das „Fräulein Doktor“ hatte – als eine der wenigen Frauen ihrer Zeit – Abitur gemacht, Staatswissenschaften studiert und war 1913 promoviert worden. Als der Krieg ausbrach, schlug sie sich von Berlin nach Belgien durch. Beim Geheimdienst stieg die kühle Blondine, die so intelligent wie ehrgeizig war, kometenhaft auf. Sie bildete Agenten aus und führte sie. Nach dem Krieg tauchte sie unerkannt unter und nahm ihre wissenschaftliche Karriere wieder auf.

Louise de Bettignies (1880–1918) war hochqualifiziert. Der Agentenring, den die Französin im Ersten Weltkrieg in Lille aufbaute, ersann eine Kurzschrift, mit der 1 600 Worte unter einer Briefmarke versteckt werden konnten und entwickelte

eine Geheimtinte, mit der transparentes Papier beschrieben und auf Brillengläser oder Passfotos geklebt wurde. Die so geschmuggelten Informationen passierten die Grenze mit feindlichem Stempel.

Louise de Bettignies selbst war als angebliche Käsehändlerin unterwegs, doch trug sie in ihrem Korb mehr als Camembert. Sie wählte also eine harmlose weibliche Tätigkeit, um brisante Informationen zu transportieren. Dass Männer Frauen grundsätzlich zunächst einmal Harmlosigkeit unterstellen, dieses Vorurteil nutzten viele Spioninnen weidlich. Sie fallen – anders als junge Männer – kaum auf, wenn sie sich im Alltag hinter den Fronten bewegen. Immer können sie eine Tante oder die entfernt lebende Schwester besuchen, die gerade niederkommt. Sie können ihre Kleidung unerkannt auspolstern und mit naivem Augenaufschlag das Dummmchen geben.

Nicht, dass sie es nötig hätten. Die meisten waren so intelligent wie Elizebeth Friedman (1892–1980), die über verborgene Botschaften in Shakespeares Texten geforscht hatte und darüber zur Code-Knackerin wurde. Während der amerikanischen Prohibition in den Jahren 1920 bis 1933 entzifferte die Literaturwissenschaftlerin die codierten Funksprüche von Alkoholschmugglern. Sie spürte nicht nur deren Schiffe auf, sondern trieb auch die Verurteilungen voran.

Im Zweiten Weltkrieg leitete Friedman ganze Dechiffrier-Abteilungen des Geheimdienstes und entwickelte später ein Verschlüsselungssystem für den neu gegründeten Internationalen Währungsfonds.

Wie Elizebeth Friedman geben die meisten Spioninnen ihr ursprüngliches Leben ohne Bedauern auf. Sie schlüpfen in eine neue Identität mit anderen Namen, Sprachen und Leben. Sie lassen Familie – oft sogar die Kinder – und Freunde zurück, um im Feindesland nachts mit dem Fallschirm abzuspringen oder an fremde Küsten zu schwimmen. Sie nehmen in Kauf, dass sie sich nach einem Stück Seife sehnen wie nach einer Kostbarkeit, dass sie oft Hunger haben

So manche wagemutige Spionin war schon als Kind ein wildes Mädchen. Sie tobte durch die Natur und lernte von ihrem Vater Reiten und Schießen.

und in ständiger Todesgefahr leben. Deshalb müssen sie furchtlos sein.

Wie Christine Granville (1908–1952), eine polnische Adelige, die im Zweiten Weltkrieg im französischen Widerstand kämpfte. Eine deutsche Patrouille schlug sie mit erhobenen Handgranaten in die Flucht („Wenn ihr schießt, lasse ich die fallen und sprengt uns alle in die Luft“). Sie befreite gefangene Agenten aus den Händen der Gestapo mit einem dreisten Bluff: Sie sei die Nichte von Feldmarschall Montgomery, der am D-Day die britischen und kanadischen Truppen befehligt hatte. Die alliierten Truppen seien nun auch in Südfrankreich gelandet – und sie könne ein gutes Wort einlegen, wenn man die Männer gehen ließe. 1952 wird Granville, die so vieles überlebt hatte, von einem abgewiesenen Liebhaber erstochen. Später wird sie das reale Vorbild sein für die fiktive Vesper Lynd, die so schön wie geheimnisumwehnte Agentin aus dem James-Bond-Roman „Casino Royale“.

Den echten Leben der Spioninnen wird erst seit einigen Jahren genauer nachgespürt. Dabei lassen die Forscher ein Thema bewusst beiseite: Dass diese Agentinnen auch getötet haben. Vor allem im Zweiten Weltkrieg hatten die kriegführenden Mächte die Ausbildung ihrer Agenten professionalisiert, auch für Frauen gehörten Nahkampf oder der Bau von Sprengfallen selbstverständlich dazu. In den Berichten über das Wirken der Spioninnen aber haben die allenfalls Schmiere gestanden, wenn Attentate auf Züge verübt wurden.

Eine Ausnahme ist wieder Christine Granville, die einmal über ein Stiletto sagte: „Diese Waffe ist schnell und tödlich, ich habe bei vielen Gelegenheiten Gebrauch von ihr gemacht.“ In der Regel aber sind Spioninnen schweigsam. Sie prahlen nicht damit, dass ihre Informationen Schachzüge des Gegners verhindern oder den eigenen Truppen den Weg geebnet haben. Sie zählen nicht, wie viele Menschenleben sie gerettet haben – oder wie viele gegnerische ausgelöscht.

Während des Kriegs sollten Spioninnen ihr Leben riskieren. Danach wurden sie für ihren Ausbruch aus dem normalen Frauenleben verachtet.

Von den erfolgreichsten Spioninnen wird man nie hören. Sie sind nach ihrer Mission unerkant wieder in ein normales Leben eingetaucht. Melita Norwood (1912–2005) hätte das fast geschafft: Erst mit 87 Jahren flog die Rentnerin auf, die als Sekretärin eines Forschungsinstituts 39 Jahre lang Atomwissen an die Sowjetunion durchgereicht hatte. „Ich fürchte, ich war ein schlimmes Mädchen“, bekannte sie. Reue indes kannte die Unbeugsame, die Marmelade für Wohltätigkeitsbasare kochte und ihren Tee aus Che Guevara-Tassen trank, nicht. Gerechtigkeit war ihr Motiv: Russland sollte auf gleicher Höhe mit dem Westen sein.

In allen Ländern wurden Agentinnen nach Kriegsende schäbig behandelt und versanken in Bedeutungslosigkeit. So wie die Deutsche Ursula Kuczynski (1907–2000), die in mehreren Ländern und selbst als dreifache Mutter noch für die Sowjetunion spionierte und im Zweiten Weltkrieg als „rote Sonja“ durch ihre Kontakte zu Atomspion Klaus Fuchs zu einem gewissen Ruhm gekommen war. Sie entging ihrer Verhaftung in letzter Minute und floh aus England in die DDR – dort wurde sie vom Nachrichtendienst lautlos fallengelassen. Erst als Kinderbuchautorin erlebte sie eine zweite Karriere.

Kuczynski hat noch Glück gehabt. Viele wurden gedemütigt und gefoltert, sie starben für ihr Land oder ihre Überzeugung.

Den Spioninnen erging es also ganz ähnlich wie den Soldatinnen nach dem Krieg. Während des Konflikts wurden sie gebraucht und durften ihr Leben riskie-

ren. Danach aber wurden sie für ihren Ausbruch aus dem „normalen“ Frauenleben verachtet; egal, ob sie mit der Waffe in der Hand gekämpft hatten oder „mit den Waffen einer Frau“. Auch das ist ein Tabu, das durchaus gebrochen wurde. Spioninnen, die für ihre Sache oder ihr Land mit dem Feind ins Bett gingen. Wie die Diplomategattin Amy Elizabeth Thorpe (1910–1963). Zuerst entlockte sie einem Militärattaché der italienischen Botschaft, später dem französischen Presseattaché militärische Geheiminformationen. Nach dem Krieg heiratete sie ihr letztes Spionage-Opfer. Später erinnerte sie sich: „Als Gegenleistung für meine ‚Liebe‘ versahen mich die Männer mit Informationen. Beschämend? Ach, nicht im Geringssten. Meine Vorgesetzten sagten mir einmal, dass das Ergebnis meiner Arbeit tausenden von Engländern und Amerikanern das Leben gerettet hat.“

Und heute? Die Zahl der Kriege und bewaffneten Konflikte nimmt wieder zu – und damit die Notwendigkeit, über die Pläne und die Ausrüstung des Gegners Bescheid zu wissen. Die Spionagetechniken haben sich weiterentwickelt. Aber wer sagt denn, dass nicht auch Frauen an den Lauschanlagen und den Computerschirmen der NSA sitzen? Oder an der Front ihr Leben riskieren.

GABRIELE KOENIG 

 Weiterlesen

Ute Maucher und Gabi Pfeiffer: Codewort Seidenstrumpf. Die größten Spioninnen des 19. und 20. Jahrhunderts (ars vivendi)



Die Geschichte der Hosenrolle

... ist eine Geschichte von Kühnheit und Grenzüberschreitung. Hier sehen wir Sarah Bernhardt 1899 als Hamlet – und Bettina Hoppe 2011 als Hamlet.



Birgit Hupfeld

Die neue, tatendurstige Direktorin des Londoner Globe Theater, Emma Rice, will in ihrem Ensemble Geschlechterparität. Rice verwaltet Shakespeares Erbe, sein Theater. Und eben hier sollen Frauen Männer spielen, denn auch Shakespeare hat in seinen Stücken die Geschlechterrollen immer wieder auf den Kopf gestellt. Als die deutsche Schauspielerinnen Bettina Hoppe von Rice' Plänen hört, ist sie begeistert. Die Hoppe trägt Hosen, auch auf der Bühne – wenn man sie denn lässt. Denn ob im Theater oder im Film in Hosen oder Kleid gespielt wird, ist noch immer eine Sache, die nicht sie, sondern Er entscheidet, der vorzugsweise männliche Regisseur. Denn im Theater, hinter dem Schutz des Eisernen Vorhangs, leben die letzten Patriarchen.

Bettina Hoppe steht gerne und oft ihren Mann auf der Bühne; ihr „Hamlet“ am Schauspiel Frankfurt hat 2011 Geschichte geschrieben.

Lasst uns nicht bloß die Hälfte aller Shakespeare-Rollen von Frauen spielen, sagte sie zu Rice' Vorschlag, sondern überhaupt alle Rollen. Lasst uns einmal für eine Weile alles anders machen als damals, als Shakespeare lebte: „Ich glaube, dass jetzt die absolut richtige Zeit dafür ist.“

Emma Rice holt in London also die Hosenrolle aus der Klamottenkiste des Theaters und füllt sie mit neuem Sinn und vielen Hosenrollen, um Shakespeare im „wahrhaftigsten Sinne“ gerecht zu werden.

Denn in Shakespeares Zeit war Theater reine Männersache. Doch das zahlende Publikum wollte auch Frauen sehen. Also ließ der große Dichter seine Schauspieler auch die weiblichen Parts spielen. So spielten dann, manchmal – und das macht auch heute noch einen Teil von Shakespeares' Witz aus – als Damen verkleidete Herren Damen, die sich als Herren verkleideten: Täuschungen, Verwicklungen, Verwirrung. Wie es uns gefällt!

Als Rice' Pläne bekannt wurden, brach in England ein Sturm der Entrüstung los. Die Globe-Chefin gilt seitdem als Populistin. Man wirft ihr vor, eine Frauenquote einführen zu wollen. Man unterstellt ihr, mit einem Rückgriff in die Geschichte und die elisabethanische Zeit auf Publikumszahlen zu schielen. Der Verdacht wiegt schwer, doch er ist nicht unbegründet: Auch in



Von links: Asta Nielsen 1912 in der Rolle des Verführers. Adele Sandrock 1899 als Hamlet. Und Clara Ziegler 1868 als Romeo. – Rechts: Marlene Dietrich 1930 in „Morocco“.

London werden die Kultursubventionen immer schmaler. Und jeder Aufreger auf der Bühne ist auch einer an der Kasse.

Wahr ist aber auch: Shakespeares große Männerrollen sind seit Asta Nielsen immer wieder, wenn auch nur sporadisch, von Frauen verkörpert worden. Fiona Shaw spielte sie, Cate Blanchett – doch das war im Film. In Londons Theaterszene gibt es einzig die Regisseurin Phyllida Lloyd, die Shakespeares Stoffe durchweg weiblich besetzt.

Das Beispiel London zeigt: Die Hosenrolle als Form der theatralen Travestie ist ein attraktives Mittel, um zentrale Fragen zu stellen. Und ihr altes, subversives Potenzial ist längst nicht ausgeschöpft.

Die Bedeutung der Hosenrolle ist den Stützen der Gesellschaft zu jeder Zeit klar: Die Hose, ein simples Kleidungsstück, symbolisiert nicht nur Realität, sie geht weit darüber hinaus. Sie schafft neue Frauenbilder. Dabei muss man verschiedene Formen des Rollenfaches unterscheiden, wie die Autorin Susanne de Ponte in ihrem Buch, „Das Bild von einem Mann – gespielt von einer Frau“ erläutert. Es genügt nicht, dass eine Frau auf der Bühne eine Waffe trägt oder mit den Fäusten zuschlägt.

Clara Ziegler, eine der großen Heldinnen des deutschsprachigen Theaters in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, trug als Amazonenkönigin Pfeil und Bogen, als „Brünhilde“ Panzerhemd und Speer.

Doch eine Hosenrolle ist nicht damit erfüllt, dass sich eine Schauspielerinnen innerhalb des Stückes verkleidet. Die Hosenrolle, wie man sie landläufig als Fachbegriff benutzt, ist bei Susanne de Ponte die „echte Hosenrolle“: Eine Schauspielerin wird gegenbesetzt, das heißt, sie spielt auf der Bühne während der gesamten Dauer des Stückes die im Drama angelegte Rolle eines Mannes. Das tat Clara Ziegler schließlich doch noch: 1864 spielte sie in Leipzig einen äußerst virilen „Romeo“ mit Schnurrbart und Schwert – unerschrocken und lange ohne Nachahmerin. Die Kritik reagierte milde auf den Rollenbruch, zumal die Schauspielerin sie milde stimmte und als Grund das Fehlen eines männlichen Darstellers ins Feld geführt haben soll.

Autorin de Ponte belegt in ihrem Buch „die wechselvolle Geschichte der Hosenrolle auf dem Theater“ vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Autorin zeigt, wie Darstellerinnen in der Renais-

sance die Bühne zu erobern begannen, und wie sie dort immer auch die Vorstellungen des Männlichen und Männerrollen übernahmen.

Die Unterscheidung des Schauspiel-faches der „Hosenrolle“ bürgerte sich im deutschen Sprachraum erst im 19. Jahrhundert ein. Dank des Begriffes waren Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen nun sozusagen auch professionell legitimiert und aufgefordert, in „Hosenrollen“ für Identitätsverwirrung zu sorgen.

Frauen in Hosen dürfen auf der Bühne männliche Ansprüche stellen, dürfen sich männlich verhalten, dürfen männlich lieben, dürfen lesbisch sein – sie erfinden neue Codes und probieren neues Verhalten aus. Frauen in Hosenrollen definieren auf der Bühne oder der Leinwand ein drittes Geschlecht. Die Hose bringt die Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin in der Rolle eines Mannes dem antiken Ideal nahe: der Androgynität als vollkommenem Geschlecht. Gleichzeitig ist die Hosenrolle das Element, das den Kategorien Frau und Mann den Boden unter den Füßen wegzieht.

Im 20. Jahrhundert waren die Schauspielerinnen Elisabeth Bergner und Marlene



Dietrich die ersten Heldinnen dieses neuen Typs Frau. Nicht nur im Film und im Theater bevorzugten sie Hosen, sie trugen sie auch privat. Tilla Durieux steckte 1925 als „Franziska“ von Wedekind in Frack und hohen Lackstiefeln; sechzig Jahre später, 1985, trug Elisabeth Trisenaar in der Rolle einen entsprechend feinen Geschäftsanzug mit Krawatte.

Und Shakespeare, immer wieder Shakespeare. In den späten Siebziger Jahren eroberten sich Frauen im Zuge der aufbrechenden Frauenbewegung das männliche Bühnen-Personal von Shakespeare; Gegenbesetzung hieß das Regiekonzept, auf der Suche nach neuer Auslegung und neuer Interpretation alter, klassischer Stoffe. Es machte auch vor Goethe nicht halt. Maria Becker anno 1977 als „Mephisto“ – die Abonnenten des Residenztheaters München waren not amused. Das *Abendblatt* hatte vorab gewarnt: „Das hat es auf der deutschen Bühne noch nicht gegeben: Mephisto in Frauengestalt!“ Darin stecke „ein ungeheures Risiko“.

Katharina Thalbach trug in ihrer eigenen Inszenierung am Maxim Gorki-Thea-

ter in Berlin 1996 die berühmte Hose nicht ganz freiwillig. Erst sollte Harald Juhnke Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“ spielen. Dann musste kurzfristig umbesetzt werden, die Regisseurin sprang ein – mit angeklebtem Schnurrbart war Thalbach die Karikatur von Preußentum und militärischem Gehorsam – und genau darum äußerst überzeugend.

Sozialkritik mittels Ironie gelang der Hosenrolle von Monica Bleibtreu, als sie einen einsamen, abgetakelten Vorstadt-Schauspieler gab. Und ganz neue Hosenrollen spielt immer wieder die Schauspielerin Corinna Harfouch. Schon ihr „General Harras“ in Zuckmayers „Teufels General“ 1997 an der Volksbühne stellte ähnlich wie Thalbachs Witzfigur einen Militärmenschen bloß und blank: die Gemachtheit des Mannes, der Mann als Behauptung und Kostümierung – Harfouchs Körper und Harfouchs Stimme waren die ideale Modelliermasse.

Wenn Schauspielerinnen Männerrollen spielen, erweitern sie zwar ihr weibliches Verhaltensrepertoire. Doch man muss auch wissen: Ihr „Verhalten“, ihr Spiel bestimmt

letztlich in größten Teilen die Regie. Und die ist, auch heute noch, zumeist männlich. Und zu bedenken gilt: Bringt die Regie Hosenrollen ins Spiel, darf das Publikum Erotik erwarten. Lesbische Liebe, einen schlüpfriigen Unterton. Dinge also, die für Aufmerksamkeit und Gesprächsstoff sorgen. Es gibt viele Motive, und einige zweifelhafte für die Besetzung von Hosenrollen auf den Bühne.

Vor allem im Film ist Erotik ein wichtiger Faktor, wie Silke Arnold-de Simone und Christine Mielke in ihrer Untersuchung „Charleys Tanten und Astas Enkel“ schreiben. Die beiden liefern einen Überblick über „100 Jahre Crossdressing in der deutschen Filmkomödie“. Es ist das erste Mal, dass die Geschichte des Crossdressing in diesem Bereich derart akribisch aufgearbeitet wird: Von Asta Nielsen, die 1912 in „Jugend und Tollheit“ eine der ersten Crossdressing-Rollen des deutschen Langfilms spielte, bis zu aktuellen Komödien wie „Zweiohrküken“ oder „Rubbeldiekatz“ ist es ein langer Weg.

Doris Dörrie, die Vorzeige-Regisseurin, hat es geschafft: „Kirschblüten – Hanami“



Von links: Monica Bleibtreu 2007 in „Nachtgespräch“, Katharina Thalbach 1996 als Hauptmann von Köpenick, Corinna Harfouch 2006 als Ritter. Rechts: Tilda Swinton 1992 in „Orlando“.





Die Hosenrolle zeigt, dass die Idee vom Geschlecht eine Konstruktion ist – abhängig vom Zeitgeist.

(2008) von Dörrie ist tatsächlich eines der glücklicheren Crossdressing-Angebote. Crossdressing wird hier zur Totenbeschwörung. Doch dass die Produzenten solcher Filme zumeist männlich sind, und Produzenten an Drehbüchern, Schnitt, am Ergebnis der Films eine entscheidende Rolle spielen, bleibt in de Pontes Aufarbeitung des Crossdressing praktisch unerwähnt.

Die Genderforschung hat gezeigt, dass auf die Frage: „Wer oder was bin ich – beziehungsweise ist sie oder er?“ das polare Schema nicht mehr greift: Sie oder Er ist nicht entweder oder. Sie oder Er ist nicht entweder Frau oder Mann. Aber was denn? Genau hier kommt die Hosenrolle ins Spiel. Sie spricht die Geschlechterfrage an und zeigt, dass die Idee von Geschlecht eine Konstruktion ist, abhängig von Zeit und Epoche. Und bekanntlich auch von Dingen wie dem Bruttosozialprodukt.

Es gibt im zeitgenössischen Theater ein Stück, das dies alles präzise auf den Punkt bringt. Es ist nicht taufrisch, doch es fasst in gebotener Kürze den Komplex des The-

mas „Hosenrolle“ zusammen. Es spielt mit scheinbar festgesetzten Kategorien des Geschlechts. Und es hat einen klaren politischen Kontext. Zudem sind sowohl Geschlecht wie auch Politik hier untrennbar miteinander verbunden.

Das Stück heißt „Jacke wie Hose“, ist ein Solo für eine Schauspielerin und stammt von Manfred Karge. Er hat es in der DDR Anfang der Achtziger Jahre für seine damalige Lebensgefährtin, die Schauspielerin Lore Brunner, geschrieben. „Jacke wie Hose“ steht noch immer auf Spielplänen landauf und landab. Doch man darf annehmen, dass es dort weniger seines emanzipatorischen Effekts wegen steht: Man spielt es oft und gerne, weil es als Ein-Frau-Stück billig zu produzieren ist. Vielleicht geht man auch deshalb besser ins Kino und sieht sich Tilda Swinton an in der Verfilmung von „Jacke wie Hose“ („Man to Man“).

So oder so. Das Stück reist zurück in die 1930er Jahre und zeigt die Figur Ella Gericke, die in der Wirtschaftskrise der

Weimarer Republik ihren Mann verloren hat, Max. Da Ella Geld verdienen muss, steigt sie in Max' Hose und übernimmt seine Rolle und seinen Arbeitsplatz. Sie spielt Kranführerin. Und sie ist ab nun an die doppelgeschlechtliche Ella-Max.

Natürlich kommt sie damit in neue Nöte, Manfred Karge hat das Stück als „deutsches Märchen“ bezeichnet. Doch Ella-Max ist der Mensch, der in die Gegenwart führt. Und vielleicht sogar in die Zukunft?



DANIELE MUSCIONICO

schreibt seit 2010 für EMMA, immer über außergewöhnliche Frauen in Gegenwart wie Geschichte. Sie ist freie Kulturjournalistin in Zürich.



Weiterlesen

Susanne de Ponte: Ein Bild von einem Mann – gespielt von einer Frau. Die wechselvolle Geschichte der Hosenrolle auf dem Theater (Edition Text + Kritik); Silke Arnold-de Simine und Christine Mielke: Charleys Tanten und Aastas Enkel. 100 Jahre Crossdressing in der deutschen Filmkomödie (Wissenschaftlicher Verlag Trier)

Anzeige

DIESE TAGE SIND AUF DER GANZEN WELT TABU

Willkommen im Klub. Die Mitgliederzahl ist gigantisch hoch. Viele junge Gebärmutterträgerinnen müssen da durch, ohne genau zu wissen, was hier eigentlich vor sich geht. Und vor allem: was gegen dumme Sprüche hilft!

Frech und unverkrampft verknüpft YouTuberin Clara Henry eigene Erlebnisse mit medizinischen Informationen und Tipps zu Tampons, Menstruationstassen & Co. Sie macht Mut, selbstbewusst mit dem eigenen Körper umzugehen, und verrät ihre besten Lifehacks, damit auch du aus deinen Tagen das Beste machen kannst.



BELTZ

Leseprobe auf www.beltz.de

196 Seiten, Flexoeband, € 16,95 D
ISBN 978-3-407-86430-7
Auch als **E-Book** erhältlich

Bildung. Weiter denken!

The logo for GEW (Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft) features the letters 'GEW' in white on a red, slanted rectangular background.

Gewerkschaft
Erziehung und Wissenschaft

JA 13! Grundschullehrerinnen verdienen mehr, denn ...

... sie setzen Inklusion um

... sie helfen Kindern, die Welt zu verstehen

... sie haben eine lange wissenschaftliche Ausbildung

... sie arbeiten kindbezogen und theoretisch fundiert

... sie bilden Persönlichkeiten

... sie wecken die Freude am Lernen

... sie stoßen pädagogische Reformen an

... alles beginnt mit guter Bildung!

Grundschullehrerinnen werden als Beamtinnen nach Besoldungsgruppe A12 bezahlt. Damit verdienen sie weniger als ihre Kolleginnen an anderen Schulformen, die meist nach A13 bezahlt werden. Deshalb: JA 13, weil Grundschullehrerinnen es verdienen!



Zum Heulen komisch

Wie viel Tragik braucht ein Leben, damit jemand so komisch wird wie Amy Schumer? Nach ihrem Film „Dating Queen“ ist jetzt ihr erstes Buch erschienen: „Inside Amy Schumer“. Schlaglichter: Amy, bekannt geworden mit der gleichnamigen Comedy-Sendung, wurde vor 35 Jahren in eine wohlhabende Familie in New York geboren. Das Familiengeschäft ging Pleite. Es folgte der soziale Abstieg. Der Vater trank und erkrankte an Multipler Sklerose, was Vater-Tochter Amy besonders schwer traf. Die (Über)Mutter betrog den Vater mit dem Vater von Amys bester Freundin.

Der Ruf war ruiniert. Es folgte der Ausschluss aus der jüdischen Gemeinde, bis dahin Amys Heimat. Amys Rettung: Ihr pechschwarzer Humor und ihr Stolz, auch in erniedrigenden Situationen. Zum Beispiel in dem Kapitel „Wie ich meine Jungfräulichkeit verlor“. Amy war 17 und ihr Freund vergewaltigte sie, als sie benommen von zu viel Bier auf ihrem Bett lag. Damals tat sie das, was viele Mädchen tun: Sie schwieg beschämt, nahm ihren Freund sogar noch in Schutz. Heute wehrt sie sich, indem sie diese Geschichte erzählt. Damit so etwas nicht „eines Tages Ihrer Tochter oder Schwester oder Freundin passiert“. Damit die Frauen nicht länger schweigen. **AE Amy Schumer: Inside Amy Schumer – Aus meinem Leben. Ü: Wibke Kuhn (Piper, 15 €)**

Türkischer Feminismus

Über ihren 14. Roman, „Der Geruch des Paradieses“, sagt sie: „In diesem Buch steht sehr viel über die gegenwärtige türkische Gesellschaft. Es bricht mir das Herz, dass wir in eine komplett andere Richtung hätten gehen können, wir hätten eine gute, einvernehmliche, liberale Demokratie haben können. In diesem Buch benenne ich diese Dinge, ich schreibe darüber sehr offen und ehrlich. Ich stehe dem Sexismus sehr kritisch gegenüber, dem Frauenhass, der Homophobie, dem Patriarchat in der türkischen Gesellschaft. Es ist in vielerlei Hinsicht ein sehr feministisches Buch!“ (NDR) Ihre drei Protagonistinnen sind Peri, die Sünderin; Shirin, die Gläubige; und Mona, die Zerrissene. Und da ist der die drei Studentinnen herausfordernde Professor Azur. Er steht für Weltoffenheit und kritisches Denken. – Elif Shafak wird von der Kritik hoch gelobt und von den Menschen viel gelesen, auch und gerade in der Türkei. Wegen ihrer Parteinahme für verfolgte Minderheiten wurde sie auch schon der „Verunglimpfung des Türkentums“ bezichtigt. Erdoğan-treue Medien werfen ihr vor, im Dienst westlicher Mächte zu schreiben. Die Türkin Shafak kam in Straßburg als Tochter einer Diplomatin und eines Soziologen zur Welt. Sie lebt heute zwischen London und Istanbul. **Elif Shafak: Der Geruch des Paradieses. Ü: Michaela Grabinger (Kein und Aber, 25 €)**



Tausend-und-eine-Nacht im Transit

Die kettenrauchende Krankenschwester Asta steht unentschlossen im Transitbereich des Münchner Flughafens und erzählt um ihr Leben. Zum Schluss sind in ihrer Camel-Stange noch 170 Zigaretten übrig. Sie hätte sich eigentlich noch gerne geraucht ... Zwischen Tür und Angel fischt sie aus dem Teich ihrer Erinnerungen in loser Folge Episoden des Lebens: den nordkoreanischen Koch mit Zahnschmerzen, mit dem sie eine sexlose Nacht verbrachte; die von ihren Schwiegermüttern verätzten Inderinnen, denen sie 173 Singer-Nähmaschinen besorgte; die Katze, die sie beim Tunesien-Urlaub mit ihrem längst abgeschafften langweiligen Freund durchs Wochenbett gefüttert hat. Und ganz en passant demystifiziert sie Tamara Bunke, die Ost-Berlinerin kosmopolitischer Herkunft, die im ganz großen Stil helfen wollte, aber auf dem Weg zu ihrem Helden Che Guevara im bolivianischen Urwald elendig kreperte. Alle Geschichten verbindet das Motiv Helfen. Helfen ist Asta, der nach über zwanzig Jahren Nicaragua-Einsatz ausgemusterten Krankenschwester, Anliegen und Schrecken zugleich. Denn Helfen macht mächtig, und Hilfsbedürftigkeit ohnmächtig. Das alles erzählt die Autorin in dem für sie typischen lakonischen Ton: mit Berliner Schnauze, Ost-Berliner Schnauze, und stilistischer Präzision. Katja Lange-Müller, 1951 in Ost-Berlin geboren, hat selbst eine Zeitlang in der Charité als Hilfskrankenschwester gearbeitet. Und da begann sie auch zu schreiben. In einer einsam-verzweifelten Nacht, nach ihrem „ersten Toten“. Seither schreibt sie um ihr Leben. **A.S. Katja Lange-Müller: Drehtür (Kiepenheuer & Witsch, 19 €)**



Unsichere Rente

Schon jetzt ist sie Wahlkampfthema: die Rente. Kein Wunder: Die 70 Prozent des Nettolohns, die RentnerInnen in den 1990er Jahren noch bekamen, werden im Jahr 2030 auf 43 Prozent geschrumpft sein. Frauen trifft es besonders hart: 583 Euro bekommt die Durchschnitts-Rentnerin, halb so viel wie der Durchschnitts-Rentner. Die Gründe sind bekannt: schlecht bezahlte Frauenberufe, Teilzeit, Auszeiten für Kinder oder Pflege. Und das alles staatlich gefördert durch Ehegattensplitting und Minijobs. Wie Frauen sich schützen können.

Kristina Vaillant: Die verratenen Mütter (Knaur, 12.99 €)

Imago/Zuma Press, Heike Steinweg, AKG, Kristof Gyselink



Geliebte Freundin

Die Lektüre von Elena Ferrante kann süchtig machen. Zumindest Frauen. Denn wir tauchen mit der Erzählerin ein in eine Frauenwelt, in der farbenfrohe Träume auf hartem Pflaster wuchern. Die besten Freundinnen Elena (genannt Lenu) und Raffaella (genannt Lila) wachsen im Neapel der 50er Jahre auf. Es ist elend, sinnlich, gewalttätig und eine

doppelte Klassengesellschaft: arm oder reich, Frau oder Mann. Schon die kleinen Mädchen wissen, dass Frauen der Besitz ihrer Väter, Brüder, Ehemänner sind, und ihr Jungfrauenhäutchen Teil der Familienehre ist. Aber das hindert Lenu und Lila nicht am Träumen. Die fleißige Lenu, Tochter eines Pförtners, versucht, der Armut und Abhängigkeit durch Bildung zu entkommen. Die wilde Lila konkurriert mit den Männern, arbeitet in der Schusterwerkstatt des Vaters, zückt gegen übergriffige Mafiosi das Messer und flüchtet doch beim Scheitern in eine Ehe. Ferrante steigt in die Geschichte ein, als Lenu 66 Jahre alt ist und eine erfolgreiche Schriftstellerin. Lilas nichtsnutziger Sohn ruft sie an: Seine Mutter ist verschwunden. Spurlos. Lenu begibt sich auf Spurensuche. Sie beginnt am Anfang, in den Gassen von Neapel. – Der Roman hat vier Folgen, der Verlag will die nächsten drei im Halbjahresrhythmus herausbringen. Gut so. Wir würden sonst wachliegen und uns fragen: Wie geht es weiter mit Lenu und Lila?! – Die Autorin, die sich Elena Ferrante nennt, hat sich trotz internationaler Berühmtheit bis heute hinter dem Pseudonym verstecken können und sich entschieden verboten, dass man sie outet. Jetzt ist es dennoch geschehen. Es handelt sich wohl um die in Rom lebende Anita Raja. Auch ihre Geschichte ist erzählenswert. Raja ist die Tochter eines kleinen Angestellten in Neapel und einer deutsch-polnischen Jüdin. Deren Eltern waren nach Italien geflohen und haben überlebt, der Rest der Familie wurde im Konzentrationslager ermordet. Die Tochter übersetzt deutsche Literatur ins Italienische, darunter die von ihr bewunderte Christa Wolf. Diese Herkunft erklärt die Nähe und Distanz zugleich von Elena Ferrantes neapolitanischer Saga. Und ihr Wissen um die Untiefen des Lebens. **Elena Ferrante: Meine geniale Freundin. Ü: Karin Krieger (Suhrkamp, 22 €)**

Sexualität im Islam

Die Kölner Silvesternacht, verweigte Handschläge, sexuelle Gewalt gegen Frauen in Flüchtlingsunterkünften. Was hat das mit dem Islam zu tun? Viel, so man die Suren des Koran schriftgläubig und rigide auslegt. Die Islamwissenschaftlerin Rita Breuer erklärt kundig die islamischen Moralvorstellungen zu einschlägigen Themen von Abtreibung bis Zwangsheirat – und beschreibt, in welche Zerrissenheit die Kluft zwischen konservativer Familie und liberalem Deutschland viele muslimische Mädchen und Jungen stürzt. Zu Wort kommen auch fortschrittliche Muslime. So der Münsteraner Islamwissenschaftler Mouhanad Khorchide, für den die strikte Geschlechtertrennung orthodoxer Islam-Ausleger vor allem eines ist: die „Übersexualisierung der Geschlechterbeziehungen“. Er plädiert, ganz wie Autorin Breuer, für die „Begegnung der Geschlechter als Menschen“. **Rita Breuer: Liebe, Schuld und Scham (Herder, 24,99 €)**

Kriminelles in Köln

Hauptkommissarin Judith Krieger ist zurück in Köln, wo sie die Leitung der Vermisstenfahndung übernimmt – und doch hat sie es gleich am ersten Tag wieder mit Mord zu tun. Das Team bockt und der Fall konfrontiert sie mit der Vergangenheit. Psychologisch ausgefeilt und spannend. **Gisa Klönne: Die Toten, die dich suchen (Pendo, 20 €)**

Schmerz & Stolz

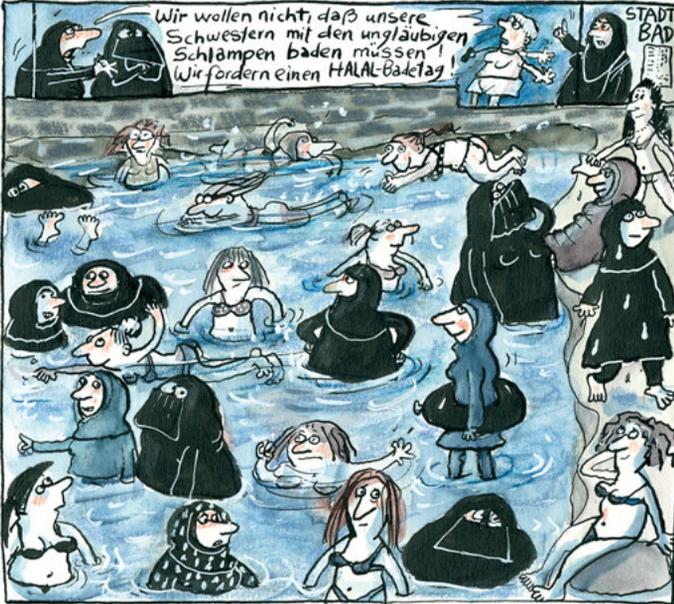
Natascha Kampusch, 28, legt ihr zweites Buch vor. Im ersten ging es um ihre „3096 Tage“ Gefangenschaft in dem Kellerverließ des Wolfgang Přiklopil. Ihn nennt sie übrigens konsequent nur „der Täter“. Im zweiten geht es nun um die „10 Jahre Freiheit“ seit ihrer Selbstbefreiung am 26. August 2006. Die damals 18-Jährige war in einem unbewachten Moment davongelaufen. Doch seither muss sie erleben, dass die Welt sie nicht in die Freiheit entlassen will. Natascha bleibt das Opfer und ist bis heute für alle Arten von Projektionen und Bevormundungen gut. Sie wurde von Ärzten, Polizisten, Politikern und Journalisten manipuliert. Sie wird von allen interpretiert: Hat sie es nicht eigentlich selber so gewollt? War Přiklopil wirklich ein Einzeltäter oder steht hinter ihm ein Pornoring? Welche Rolle spielte eigentlich ihre Mutter? etc. etc. Eine „einzige Endloschleife“ (Kampusch) von Verdächtigungen ergoss sich über die junge Frau und ihre Familie.

Alles haltlos. Und dann noch die Aggressionen im Netz und auf der Straße. Einmal Opfer, immer Opfer. Umso beeindruckender ist, mit welcher Reflektiertheit, Intelligenz und Souveränität die junge Frau ihren Kampf um Autonomie und Würde erzählt. Ihren Eltern spricht das Trennungskind im Buch ihr Vertrauen aus, der Großmutter macht sie eine Liebeserklärung: Von ihr habe sie einen „emotionalen Vorrat an Geborgenheit und Wärme“ erhalten, „an den ich mich immer zurückerinnern konnte, wenn ich die Kälte und Dunkelheit im Verließ nicht mehr aushielt.“ Ein Buch, das Mut macht und den Widerstandsgeist weckt. **A.S. Natascha Kampusch (mit Heike Gronemeier): 10 Jahre Freiheit (List, 19,99 €)**



NUR EIN STÜCK STOFF







Deutschland,
wir müssen
reden.

taz.de/meinland – Die taz diskutiert für die offene Gesellschaft.

**Ab jetzt täglich taz
bis zum 2. April 2017
für nur 100 Euro.**

Dieses Angebot gilt bis zum 31. 12. 2016 und nur innerhalb Deutschlands. Je eher Sie bestellen, desto günstiger lesen Sie.

www.taz.de/100euro

 **taz.die tageszeitung**

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Rudi Dutschke Str. 23, 10969 Berlin



Reisen

„bertingen“ – immer noch Frauenort, aber jetzt kurz vor St. Peter-Ording! EZ, DZ, FeWo. T 04862/217 95 99. www.frauenpension-bertingen.de

30 Jahre! FRAUEN UNTERWEGS – FRAUEN REISEN! Von Afrika bis Allgäu, von Wellness bis Wüste: Städtereisen, Rad-, Wander- & Trekkingtouren, Segeln, Bildungsurlaub, Gesundheit & Wellness, Yoga & u.v.m.! Katalog 2016 anfordern! Potsdamer Str. 139, 10783 Berlin, www.frauenunterwegs.de, T 030/215 1022

ANDALUSIEN Fincas für Frauen mit eigenem Pool, 1 Autostunde östlich von Malaga, zu Fuß in 10 min. mitten im malerischen weißen Bergdorf Cómpeña, traumhafter Blick auf Berge und Meer, T/Fax 030/8510-2232, www.casa-emilia.de

Frauenwanderreisen mit Bergwanderführerin – Hüttenwandern in den französischen Alpen, Österreich, Schweiz, Italien, Wanderwochenenden im Elbsandstein, Zittauer, Harz, Schneeschuhwoche im Riesengebirge, T 030/67 30 82 73 www.marmotte-wanderreisen.de

Im Nordseewind um die Südspitze von Sylt Im Haus ATLANTIS werden 4 gemütliche, ruhige FeWos vorzugsweise an Frauen vermietet. 3 min. zum Strand, T 0170/527 62 55, annepovel@web.de; www.atlantis-hoernum.de

Ein Katzensprung zum Meer Nur für Frauen – Ferienapartmentanlage mit Sauna mitten im Ostseebad Ahrenshoop. **Haus Emma** ein Frauenort mit Pfiff. T 038220/60 40, www.haus-emma.de

Hamburg. Frauenhotel Hanseatin! Sehr gute Lage! Günstig! Individuelle, sehr gepflegte Zimmer. Viele Bio-Produkte zum Frühstück im wunderschönen Frühstückscafé. Weitere Informationen und aktuelle Angebote unter www.frauenhotel.de

Ihre Atempause an der Ostsee!



Haus am Meer
Hotel für Frauen

- Villa unmittelbar am Meer •
- Direkt am Feenwald gelegen •
- Mit idyllischem Garten •
- Sechs komfortable Zimmer •
- Fünf separate Bungalows •

Telefon: +49 38203 7357-0
www.HausamMeer-Nienhagen.de

WomenFairTravel – Reisen für Frauen mit Weltblick: sinnlich, ökologisch, kreativ und aktiv. Weltweit, in kleinen Gruppen, über 200 Angebote. www.women-fairtravel.com, T 030/200 05 20 30

Fasten-Wanderungen
400 Angebote europaweit. Woche ab 300 €
T/Fax 0631/47472, www.fastenzentrale.de

Kunterbunt

Kuba! Prof. Fotografin, ü. 50, su. für 4 Wo. Kuba, Frau zur Mitreise, Zeitraum ca. Mitte Jan. 2017. Gerne jemand, die sich auch fotografieren lässt. (Für Kunstprojekt). War schon 2014 4 Wo. in Kuba. Spreche ein bißchen Spanisch. E-Mail: cuba2veces@gmail.com

Bisher kinderloses, liberales und aufgeschlossenes männl. Wesen möchte Vermögen ans blutsverwandte Kind vererben, das als Nachwuchs eines lieben, nicht ganz jungen Lesbenpaars in Bayern aufwächst. Chiffre 4857

Schöner Wohnen

Welche Dame 80+ mit guter Rente möchte anstatt ins Altersheim zu gehen, bei gutem Verstehen zusammen mit mir eine Haushälterin anstellen? Ich bin bei noch guter Verfassung, kann mich allein versorgen. Ich bin eine eher kameradschaftliche Frau u. erhoffe dasselbe von einer Partnerin, die bei lebenswertem Sein auch eine zärtliche Partnerin wäre. Auto + Haus sind vorhanden. Eigene Möbel können ggf. untergebracht werden. Fax: 06185/503883 oder Chiffre 4858

Freundschaft

Raum Güstrow – Rostock: Gibt es hier EMMA-Leserinnen, die an einer Vernetzung, ggf. Club-Gründung, interessiert sind? Bin seit ca. 30 Jahren dabei. Chiffre 4859

Zeit für die Liebe?



Ihre Agentur
niveauvoll
diskret
persönlich

VIPdonna[♥]
T 075 31/36 14 570
www.vipdonna.de

Frau sucht Frau

Bin kürzlich in aller Frische „70“ geworden: noch immer sportlich aktiv, unternehmungslustig, lebensfreudig und kulturell interessiert. Suche eine liebevolle Partnerin 60+/- aus dem Münsterland oder angrenzend, die neben allen Aktivitäten aber auch Ruhe, Zweisamkeit und gute Gespräche schätzt. Chiffre 4860

Bayern/überall – es ist nie zu spät ... In diesem Sinne suche ich, 57, interessiert an Kultur und Politik, bodenständig und naturverbunden eine Partnerin, die wie ich, das Leben zu zweit schöner findet als alleine und sich darauf freut, „es“ noch einmal zu erleben. Gemeinsamer Aufbruch in ein gemeinsames Leben! Zugewandt, interessiert und aufgeschlossen mit einer guten Portion Humor und Lebensfreude. Geht es dir wie mir? Dann melde Dich! Chiffre 4861

Unbeschwert + tiefsinnig mit charmanter Kreativität die kostbaren späten Jahre gemeinsam bunt gestalten, aushalten, genießen. RAUM BREGENZ CH/Ö/D 65+/-! Du hast Zeit, Freude an Sommer-Winter Sport, Augen und Ohren für die Geheimnisse der Natur. Ich mag Kultur, Reisen, Ruhe, Weisheit, Berge. Bin feminin, vorzeigetauglich, unabhängig. Wollen wir uns austauschen, um zu erfahren, was uns gegenseitig bereichert, auf der Herzebe-nue beflügelt? E-Mail: bewusst.x12@gmx.net oder Chiffre 4862

Sie, 28 J., ehrlich, ernst, humorvoll, sensibel, sucht Sie, 30–48 J., verständnisvoll, ehrlich, kommunikativ- u. diskutierfreudig für eine herzliche, feste Beziehung. Raum Bayern/Süddeutschland. Chiffre 4863

NRW: Ich, 55 J., bin warmherzig, naturverbunden, tatkräftig. Suche eine liebe Partnerin, die natürlich und ehrlich ist. Du solltest unbedingt ein Hundefan sein. Chiffre 4864



DIE BARKE
Bestattung & Begleitung
in Frauenhänden



Wir sind Bestatterinnen und 'Seelen-Hebammen'. Liebevolle Begleitung ist unser Herzensanliegen – überall in Deutschland seit 1999!
Ajana Holz & Merle von Bredow
Tel 0700-361 797 33 (12c/min)
Büro 07977-911 874
www.die-barke.de - info@die-barke.de

Ein Praktikum bei EMMA?

Muss kein Traum bleiben. Voraussetzungen: Computerkenntnisse sowie Kommunikationsfreudigkeit. Und Freude am Feminismus! Sowie Lust auf das Abenteuer EMMA. Gerne Studentinnen. Nicht unter drei Monaten. Bitte schickt eure Bewerbung an: EMMA, Am Bayenturm 2, 50678 Köln. Oder redaktion@emma.de

Neue Berufe – Gute Chancen

Heilpraktiker/in	Wir machen Ausbildung bezahlbar!
Gesundheitsberater/in	
Fitness- und Wellnesstrainer/in	Tierheilpraktiker/in
Entspannungs-trainer/in	Psychologische/r Berater/in
Ernährungs-berater/in	Erziehungs- und Entwicklungs-berater/in
Psychotherapie	Naturheilkunde für Kinder
Homöopathie	Klientenzentrierte Gesprächsführung
Trad. Chin. Medizin	Ayurveda
Feng-Shui-Berater/in	Mediator/in
Beginn jederzeit möglich	weltere Ausbildungen siehe Homepage

Staatlich zugelassene Fernlehrgänge mit Wochenendseminaren in vielen Städten.

Impulse e. V.
Rubensstr. 20a · 42329 Wuppertal
Tel. 0202/73 95 40
www.Impulse-Schule.de



Birgit Ebel (5. v. li) will den Radikalen nicht das Feld überlassen.

Kampf den Salafisten!

Lehrerin Birgit Ebel leistet Widerstand mit ihrer Initiative „extremdagegen!“

Ich bin Lehrerin für Deutsch und Geschichte in Herford und wohne in Bielefeld. Im Sommer des Jahres 2014 gründete ich mit einigen erwachsenen MitstreiterInnen die Präventionsinitiative „extremdagegen!“. Auf das Radikalisierungsproblem war ich aufmerksam geworden, nachdem sich ein 15-jähriger Junge in meinen Unterricht hineingemogelte hatte. Abends entdeckte ich ihn im Internet: Er posierte mit einer Kalaschnikow und verlinkte zu islamistischen Gruppen. Wenig später gingen in Herford radikale Salafisten mitten am Tag mit Messern auf einen jesidischen Wirt und seine Gäste los.

Seither ließ mich das Thema nicht mehr los. Ich finde, dass gerade wir PädagogInnen an Schulen besonders gefordert sind, die oft völlig ahnungslosen Jugendlichen aufzuklären sowie den betroffenen und oft hilflosen Eltern beizustehen. Ich war erstaunt, wie bekannt meinen SchülerInnen das Phänomen des Salafismus war, dass die meisten sogar irgendeinen Radikalen kennen. Mit Erwachsenen und ihren Eltern sprachen sie jedoch kaum darüber (viele befürchteten Ausgeh- und Handyverbote). Anhänger der salafistischen Sekte „Die wahre Religion“ haben 2011 in der Herforder Innenstadt an Infoständen im Rahmen der „Lies!“-Kampagne begonnen, kostenlose Korane in verschiedenen Sprachen zu verteilen. Mittlerweile wurden diese Infostände nach Bielefeld verlagert. Meist sind es Jugendliche zwischen Schule und Beruf, die Korane verteilen. Sie sind hier in Deutschland aufgewachsen, haben hiesige Schulen besucht, oft verehren sie Hassprediger wie Ibrahim Abou Nagie, Pierre Vogel oder Sven Lau. Einige haben deutsche Mütter, die Muslime geheiratet haben und selbst konvertierten. Andere waren zuvor überhaupt nicht nennenswert religiös. Innerhalb von zwei, drei Stunden kassieren diese „Lies!“-Salafisten für ihre Selfies auf der Facebook-Seite „Die wahre Religion“

hundert und mehr Likes. Diese Sekte wendet sich ganz bewusst an nicht-muslimische, ahnungslose Jugendliche und hat damit auch erschreckende Erfolge. Alleine aus Herford (65.000 EinwohnerInnen) sind sechs junge Männer im Alter zwischen 21 bis 30, mit unterschiedlicher ethnischer Herkunft, die zumeist hiesige Berufskollegen besuchten, unterschiedlichen Glaubens oder nicht-religiös waren, radikalisiert worden und haben sich den IS-Terroristen angeschlossen.

Junge und ältere Islamisten werben im Sport, insbesondere im MMA-Boxsport, in Einkaufszonen, Hinterhofmoscheen,

„Die Salafisten werden bei ihren Anwerbe-Aktionen noch von keiner Seite eingeschränkt!“

über Grill- und Familienfeste von Tarnorganisationen und im Internet um AnhängerInnen beiderlei Geschlechts. Auch junge Frauen sind Anwerberinnen. In der Herforder City laufen auch drei bis vier junge Frauen in bodenlangen schwarzen Gewändern mit Niqab herum. Das sind keine eingewanderten Flüchtlingsfrauen, nein, es sollen alles Konvertitinnen sein, die mit Salafisten verheiratet sind. Viele Menschen durchschauen überhaupt nicht, dass sie es hier mit einer brandgefährlichen Sekte zu tun haben. Die meisten Erwachsenen laufen desinteressiert an ihnen vorbei – aber die Jugendlichen zeigen sich leider oft interessiert. Und bisher werden diese Jungsalafisten bei ihrem Werben um neue AnhängerInnen hier noch von keiner Seite eingeschränkt. Prävention ist also immens wichtig! Auch wenn wir von „extremdagegen!“ manchen VerharmloserInnen ein Dorn im Auge sind und wir durchaus erlebt haben, dass unsere ehrenamtliche Arbeit regelrecht behindert wird, kann sich unsere Bilanz

sehen lassen. Mit vielen Jugendlichen und immer neuem Nachwuchs entwerfen wir Präventions-Projekte, machen Aktionen, organisieren Veranstaltungen. Wir treffen uns meistens außerschulisch in der „Rockakademie-OWL“ in Herford, da wir bewusst unabhängig sein wollen. Dort haben wir auch einen Rapsong mit Musikvideo produziert: „Da hilft nur Widerstand!“ (auf YouTube). In Florida trafen einige von uns mit Zeitzeugen des islamistischen 9/11-Anschlags auf das World Trade Center zusammen. TV-Sender – vom WDR bis zum russischen Sender Rossija 24 – berichteten über uns. Im Juli 2016 besuchten wir mit einem Dutzend Aktiven den Islamismusexperten Ahmad Mansour und das Projekt „Heroes“ in Berlin. Im September luden wir die jesidische Filmemacherin Düzen Tekkal nach Herford ein, die ihren Film „Háwar – Meine Reise in den Genozid“ zeigte, und diskutierten mit dem Ex-Salafisten Dominic Schmitz in Gütersloh. Im November bin ich vom Deutschen Goethe-Institut nach Kairo zu einer Konferenz eingeladen, um als Expertin mit Praxiserfahrung in Prävention einen Workshop durchzuführen. Kurzum: Wir sind mittlerweile ein breites Bündnis von Aktiven aus allen gesellschaftlichen und pädagogischen Handlungsfeldern und – das ist unsere Stärke – bei uns engagieren sich viele junge Frauen und Männer zwischen 16 und 25.

Wir wollen nicht nächstes oder übernächstes Jahr handeln, sondern jetzt! Abwarten ist keine Option. Unser nächster Termin: Gemeinsam mit dem Bielefelder Integrationsrat werden wir am 29. Oktober Exemplare des deutschen Grundgesetzes und Hintergrundinfos in Bielefeld vor Karstadt verteilen, genau dort, wo auch die Salafisten regelmäßig ihre Propaganda machen.

BIRGIT EBEL, 57, HERFORD

WWW.FACEBOOK.COM/EXTREMDAGEGEN

WWW.EXTREM-DAGEGEN.DE



Fan-Post aus Südkorea

Auch Studentin Hyeri Kim ist bewegt von der Frauenfrage – und inspiriert von Alice Schwarzer.

Liebe Alice Schwarzer, mein Name ist Hyeri Kim. Ich bin eine Studentin an der Incheon International High School in der Republik Korea. Und ich bin ein großer Fan von Ihnen. Ich interessiere mich seit meiner Kindheit für die Gleichberechtigung der Geschlechter, denn bei mir zu Hause bin ich und alle meine Geschwister Mädchen. In der koreanischen Geschichte finde ich viele Fälle, die mit der Ungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern zu tun haben. Ich habe viele Bücher über die Geschlechter gelesen, darunter auch Ihr Buch „Die Antwort“. In dem Buch steht etwas über „Frau-

en, die – zumindest einmal – den Mut haben, nicht von einem Mann geliebt werden zu wollen“.

Ich habe im Internet nach Ihnen

gesucht und noch mehr Bücher gelesen.

Nachdem ich nun erfahren habe, was Sie alles tun, kann ich Ihnen als Frau, die in der gleichen Zeit lebt, nur zustimmen, zu Ihrer Meinung wie zu Ihren Taten. Sie haben für Frauenrechte gekämpft und sie schließlich erreicht. Und Sie haben jede Anstrengung auf sich genommen, der Gesellschaft die Stirn zu bieten – die ja gegenüber „Feministinnen“ sehr oft kritisch eingestellt ist.

So ist es gekommen, dass ich angefangen habe, Sie zu bewundern und auch selbst eine Person werden möchte, die für Gleichberechtigung kämpft wie Sie.

Hyeri Kim bei Ihrem Vortrag über Alice Schwarzer in Südkorea.

Um Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen, schicke ich Ihnen eine Brosche. Sie hat eine Bedeutung, nämlich die, dass wir hoffen, dass die Trostfrauen* von ihrem Leiden befreit werden, so dass sie endlich frei fliegen können. Ich danke Ihnen. Mit freundlichen Grüßen, **HYERI KIM, SÜDKOREA**

*** Die so genannten „Trostfrauen“ wurden im Zweiten Weltkrieg von den japanischen Besatzern zur Prostitution gezwungen. Ihr Leid wurde – nach jahrzehntelangem Kampf der Frauen – jetzt endlich anerkannt.**

„Meine Mutter ist ...

... Gynäkologin!“ Da kassiert Inga Adams so manchen schrägen Blick – und die ein oder andere Frage.

Was machen denn deine Eltern so beruflich?“ Das höre ich oft. Ich antworte dann immer: „Meine Mama ist Ärztin.“ Meist folgt die nächste Frage: „Was denn für eine?“ Und ganz egal, ob ich „Gynäkologin“ oder „Frauenärztin“ antworte – immer kommt dann: der Blick. Mal anerkennend, mal überrascht. Mal sagt er: „So genau wollte ich das dann doch nicht wissen ...“. Grundsätzlich glaube ich, er ist nie der Blick, der käme, wenn ich sagen würde: „Meine Mama ist Architektin.“ Viele Leute denken, dass mir das peinlich ist. Und zugegeben: Mit 12 oder 13 war es mir das auch. Besonders als meine Mutter bei uns an der Schule Aufklärungsunterricht gegeben hat. (In meine Klasse durfte sie nicht kommen, dagegen habe ich erfolgreich protestiert!). Heute denke ich: Immerhin hat's jemand gemacht. Denn in Sachen Sexualität hatten wir keine vernünftige Unterrichtsreihe.

Über den Beruf meiner Mutter kommt auch gerne ein Gespräch in Gang. Vor allem mit weiblichen Mitmenschen (Männer scheinen kein tieferes Interesse an diesem Berufsbild zu haben): „Gehst du dann auch zu ihr?“, zum

Beispiel. Nein, ich möchte mich nicht halbnackt inmitten einer Untersuchung mit meiner Mutter über das Abendessen oder Omas Geburtstagsgeschenk unterhalten.

Meine Hauptfunktion als Tochter einer Frauenärztin ist das Beantworten diverser Fragen zu den unendlichen Weiten des Fachbereichs. Mich erreichen Anrufe und Nachrichten, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Gerne werden mir auch dezente Fragen am Rande einer Party gestellt, wie: „Kann ich die Pille einfach durchnehmen, wenn ich in Urlaub fahre und dort Schwimmen will?“ oder „Ich hab von der Pille zugenommen, was gibt's da für Alternativen?“, bis hin zu: „Uns ist gestern das Kondom geplatzt, meine Frauenärztin sagt aber, ich soll einen Schwangerschaftstest machen, bevor sie mir die Pille danach verschreibt.“ (Zu Zeiten, als die Pille danach noch verschreibungspflichtig war).

Ich beantworte diese Fragen gerne, das Vertrauen schmeichelt mir. Und ich weiß einfach gerne Sachen über andere. Wenn ich mal eine Antwort nicht weiß, frage ich Mama. Das kommt allerdings nicht mehr sehr oft vor. Höchstens bei Fragen wie: „Kann es wirklich sein, dass man nicht merkt, dass man schwanger ist?“. Besonders günstig: Meine Mittlerfunktion erspart

mir auch die peinliche Situation, wenn ich selbst eine Frage habe. Dann wollte eben „eine Freundin“ noch was wissen ...

Klar, der Beruf meiner Mutter bringt auch das ein oder andere Problem mit sich. Als Gynäkologinnen-Tochter plagt mich die ständige irrationale Angst, schwanger zu sein. Ob ich nun Sex hatte oder nicht. Außerdem leide ich unter einer anhaltenden Nadelphobie. Vielleicht auch, weil mein Vater uns immer signalisiert hat, dass Blutabnahmen was Schreckliches sind (Meine Mutter hat in ihren jungen Jahren als Ärztin an ihm geübt). Der Satz „Lasst den Kühlschranks zu, da liegt die Impfung drin“, ist mein persönlicher Albtraum! Aber zumindest muss ich für diese Tortur meine Couch nicht verlassen. Überhäuft von allen mehr oder weniger interessanten Fakten zur weiblichen Sexualität und einer Flut an Broschüren fühle ich mich auf jeden Fall fürs Leben ziemlich gewappnet. Eigentlich ist es gar nicht so schlecht, die Tochter einer Frauenärztin zu sein. Und wenn alle Stricke reißen, dann werd' ich eben Dr. Sommer!

INGA ADAMS, KÖLN





Hillary Clinton – eine Ausnahmefrau!

Die Trump-Fans, viele davon weiße Rassisten und Machos, möchten gerne die guten alten Zeiten der Apartheid in den USA zurück. **INGRID BOEHM, SCHOPP**

Beim EMMA-Lesen wurde mir bewusst, dass ich kaum etwas über die Frau Hillary Clinton, ihren Lebenslauf und ihre feministischen Überzeugungen wusste. **MARIANNE REMMY, KIRCHHEIM TECK**

Hillary Clinton kann nicht nur, sie muss gewinnen. Alles andere wäre eine Katastrophe!

FRANK NIEDERMAYER, BERLIN

Hillary Clinton ist eine Ausnahmefrau. Vom Moment an, als sie damals bei Bills Kandidatur sagte, dass sie Besseres zu tun habe, als Plätzchen zu backen, wurde sie runtergemacht: Von den Plätzchenbäckerinnen genauso wie von den Männern, die ihr nicht das Wasser reichen können. Also von Millionen. **JACQUI KIRSCHBAUM, SCHWEIZ**

Ich lebe und arbeite Vollzeit als Software Developer in den USA. Ich habe bereits per Brief gewählt, selbstverständlich für Hillary gestimmt. Die Frau ist die Richtige für das Amt. Die EMMA-Artikel haben die eigentlichen Gründe genau aufgezeigt: Es ist ein Kampf der alten Männer gegen die Neuzeit. Aber man kann das Rad nicht zurückdrehen. **ANNETTE STRUPP-ADAMS, 70, USA**

Menstruation: Die Scham ist vorbei! Oder doch nicht?

Ein schamfreies Verhältnis zu ihren Körpern täte vielen Frauen gut. Vor allem denen, die sich vor ihrem eigenen Blut ekeln. **SARAH BECK, GOTHA**



Wo ist das "öffentliche Interesse", blutverschmierte Hosen von menstruierenden Frauen zu zeigen? Ganz davon abgesehen, dass es einfach nur ekelhaft ist. Ich habe ein gesundes Schamgefühl... ihr wohl eher nicht. **SABINE KERPERIN NATSCHKE, 55, GEORGSMARIENHÜTTE**

Meine Eltern sind Jahrgang 1942 und 1944, ich bin 1966 geboren. Meine Mutter verbot mir Tampons, weil ich „Jungfrau“ sein sollte bis zur Ehe (Sie ist keine Muslimin, ihr Vater kam aus Irland). **NATALIE**



Die heftigen Reaktionen in den Sozialen Medien sprechen dafür, dass es beim Thema Menstruation noch einiges aufzuarbeiten gibt. **GUDRUN EIBL, 42, ST. GEORGEN, ÖSTERREICH**

Ich finde das Foto der blutenden Frauen amüsant und rebellisch zugleich. Auch wenn ich selbst so nie und unter keinen Umständen posieren würde und meine Tage auch recht nervig finde. **NEVAEH BAITINGER**

Super Aktion mit dem sichtbaren Menstruationsblut! Es macht die simple Tatsache, dass die Hälfte der Menschheit monatlich blutet, auf humorvolle und selbstbewusste Weise mal endlich sichtbar. Toll! **MARGARETE, BERLIN**

Geile Aktion der spanischen Aktivistinnen! Das schafft Bewusstsein. **BIRGIT JAHNKE, BÖNNINGSTEDT**

Ich habe als Schülerin immer wieder mal versucht, gegen den gesellschaftlichen Tampon-Zwang anzukämpfen. Und dann gab's natürlich mal verräterische Flecken. Ergebnis: Schule ruft die Polizei (Verdacht auf Misshandlung). Als der Hintergrund aufgeklärt worden war, wurde mir ein Verweis angedroht, sollte so etwas nochmals geschehen. **ALINA AURORA MEYER**

Obwohl ich an allen Orten, an denen ich mich regelmäßig aufhalte, Lager mit Tampons angelegt habe: Das Gefühl „Ups, hab ich jetzt wohl einen Fleck hinten auf der Hose?“ kenne ich durchaus auch. **BARBARA SEILER, 42, BASEL**





Werbung entdeckt? Dann schickt sie uns!
Jetzt auch auf www.emma.de/sexismus

mega out



Das laszive Mädchen hat schon mal die Beine gespreizt ... Und das in einer Werbung von Donna Karan, die „emanzipierte Mode“ macht. DKNY: communications@ddkintl.com, Agentur: Rosco Production, enquiries@roscoproduction.com

mega out



Hippe Jungs werben mit Altherrenwitzen. Schluckt euren Samensaft doch einfach selbst! true fruits GmbH, Bonn, info@true-fruits.com

mega out



Steinzeit-Klischees. „Und das in Zeiten, in denen wir über die Hatz auf Frauen an Silvester diskutieren!“, so Brigitte Klupper sauer. Lolo Moden (kontakt@lolomodens.de) in der Heilbronner Stimme (anzeigenverkauf_hn@stimme.de)

Das neue Prostitutionsgesetz – eine dunkle Stunde

Man sollte die Ursache für Prostitution auch bei dem ungehemmten und gesellschaftlich akzeptierten

Pornokonsum suchen. Noch nie war der Zugang so leicht, gerade für Heranwachsende. So werden zukünftige Freier gemacht. **JUAN MORAN, OBERTSHAUSEN**



Ich bin starr vor Entsetzen, was das Ausmaß der Prostitution in unserem Lande angeht. Ich wohne in der Nähe eines so genannten FKK-Clubs, er liegt inmitten eines Einkaufszentrums. Plakatwerbung dafür überall: Porno-Partys, Mallorca-Nächte, Oktoberfest, Luxuskarossen der Zuhälter vor der Tür, Frischfleischwechsel am helllichten Tag aus Polen, Rumänien ... Ich habe mir schon die Finger wund gemalt. Die Frauenbeauftragte der Stadt war von der „Freiwilligkeit“ felsenfest überzeugt, schimpfte eine halbe Stunde auf Alice Schwarzer. Bei der Polizei wurde ich gefragt, was mich denn daran störe ...? **JANINE, NÜRNBERG**

Ich habe die Bundestagsdebatte zum neuen Prostitutionsgesetz verfolgt und – wie immer – Stimmen vermisst, die zum Mythos der Freiwilligkeit etwas sagen. Glauben die Politikerinnen tatsächlich, dass die „freiwilligen“ Prostituierten (also keine Dominas und Betreiberinnen) psychisch gesund sind und einfach nur Spaß am Sex haben? Dahinter steht doch eine niedrige oder gar nicht vorhandene Selbstachtung. Diese Frauen kennen selbstbestimmte Sexualität doch überhaupt nicht! **CLAUDIA LUX, HAMBURG**

Prostitution gehört verboten! Bestraft werden müssen die Typen, die glauben für ein paar Euro der Körper einer Frau kaufen zu können, die glauben sie hätten ein Recht darauf, „einen wegstecken“ zu können. **CLAUDIA VOGT, KÖLN**

Ich stimme Alice Schwarzer hundertprozentig zu. Wie lange müssen wir uns in diesem Land eigentlich noch die Münder fusselig reden, wie oft noch auf das wahre Gesicht der Prostitution hinweisen, bis die Klischees verschwinden? Und der Blick offen ist für die wirkliche Lage von Tausenden Frauen, die hier in Deutschland, unter unseren Augen und vor allem unter den Augen des Staates und der Staatsgewalt die Hölle erleben? **JOHN EBERT, BERLIN**



Wenn es um sexuelle Gewalt geht, basieren die Gesetze derzeit auf männlichem Gedankengut. Sie sind von Männern gemacht, die Ehefrauen seit 1997 nicht mehr vergewaltigen dürfen. Von Männern, die Prostitution legalisiert haben, damit diese Frauen vergewaltigt werden dürfen bei Bedarf der Herren. Was eine Vergewaltigung ist, ist per Gesetz bereits falsch definiert. **GABRIELE MAHLER, MÜNCHEN**

Es gab in letzter Zeit einige Urteile, die vermitteln, dass jede Frau, die Opfer von sexueller Gewalt wurde, nun ihr Recht in die eigenen Hände nehmen muss und sich eben nicht auf „Vater Staat“ verlassen kann und darf. Denn Recht und Gerechtigkeit klaffen unfassbar weit auseinander. Wo das hinführen soll, ist echt fraglich. **BETTINA BECKER**

Was ich immer wieder bei vielen Männern feststelle, ist die Überzeugung, dass eine Frau verfügbar zu sein hat, nicht nur, aber vor allem sexuell. Eine Grundüberzeugung, die Männerverhalten und -Einstellungen prägt. Das sieht man an dem Vater von Brock Turner, der befand, dass für „20 Minuten Action“ eine Zukunft nicht ruiniert werden darf. Das sieht man an den Reaktionen der Männer auf den Kachelmann-Prozess. Man sieht es an dem riesigen Anstieg von Prostitution usw. Wie hörte man nach Köln? „Unsere Frauen.“ „Die“ dürfen das nicht, das dürfen nur „wir“. Und weil „wir“ das dürfen, ist es keine Vergewaltigung. Und wehe eine Frau wagt es doch, einen Mann wegen sexueller Gewalt anzuklagen. Dann kennen diese Männer keine Gnade. **DANIELA WEBER**

Verhüllung als Freiheit? Ein Verrat an den Frauen!

In den 70er Jahren haben unsere Mütter gegen die Unterdrückung der Frau protestiert. Heute helfen Linke dabei, eine frauenfeindliche Ideologie – den Islamismus – in Deutschland zu etablieren. **ANNE MEIER, BERLIN**



Ich habe einen besonderen Bezug zu dem Thema: meine Mutter war in zweiter Ehe mit einem arabischen, muslimisch geprägten Mann verheiratet. Nichtsdestotrotz ecke ich immer wieder an, wenn ich auf die Stellung der Frau und Homosexueller in islamischen Ländern hinweise. Es ist immens wichtig, dass Menschen wie Sie, Frau Schwarzer, die sie fernab jeglicher Verdächtigung in Punkto „Rassismus“ stehen, sich auch weiterhin nicht mundtot machen lassen. Vielen Dank! **ODINA LIENENLUEKE, 51**

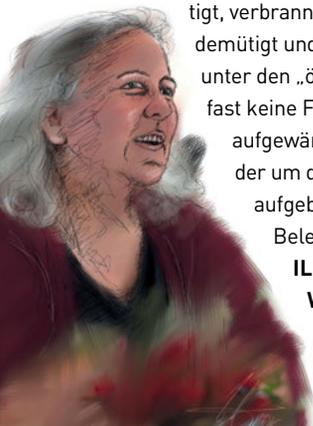
Die Frauen, die aufstehen und ihre symbolische Verhüllung als persönliche Freiheit verkaufen wollen, und damit das Leid aller wirklich unterdrückten Frauen als banal erscheinen lassen, sind definitiv gefährlich für freie Gesellschaften. **CLAUDIA RICKERS**

Es ist beschämend, dass SPD, Grüne und auch Merkels CDU Kritik an Fehlentwicklungen noch immer wegdrücken und am liebsten als „Rassismus“ brandmarken. Ich habe das in meiner langjährigen Tätigkeit für LSVD/Miles leider oft selbst erfahren müssen. Die AfD ist freilich auch ein riesiges Problem und ich bin nur erstaunt, wie paralysiert das linksliberale Spektrum auch darauf reagiert. Eigentlich müsste es doch darum gehen, unsere seit den siebziger Jahren erkämpften Freiheiten offensiv zu verteidigen, sowohl gegen radikale Muslime wie auch gegen die deutschtümelnden Parolen der AfD. **ALEXANDER ZINN, SOZIOLOGE & JOURNALIST, BERLIN**



Die Frauenbewegung hat für die Akzeptanz der Frauen gesorgt und damit für eine Reduzierung der Allmachtsfantasien der Männer. Dort wo Macht- und Dominanzfantasien reduziert werden, sinkt auch die Gewalt. Frauen werden über Jahre vergewaltigt, verbrannt, geschlagen und gedemütigt und trotzdem finden sich unter den „öffentlichen“ Mördern fast keine Frauen. Dieser ständig aufgewärmte Heldenmythos, der um die männlichen Mörder aufgebaut wird ist eine Beleidigung der Opfer.

ILONA C. KONRAD, 55, WIESBADEN



Besonders wichtig sind die EMMA-Artikel über Islamismus! Die einzig wirklich differenzierten!

RUBY STEVENS

Diejenigen, die sich über die Zwangsverhüllung nicht empören, leisten ihr Vorschub – und damit der Annahme, dass die Frau nicht den gleichen Wert hat wie der Mann. Dass ausgerechnet Männer sich in den Medien so einschlägig echaufferten, wundert weniger. Die Frauen aber, die sich so liberal und ausländerfreundlich und überlegen kulturrelativierend geben, üben Verrat an ihren Geschlechtsgenossinnen. **SYLVIA NITSCHKE, DONNERSBERGKREIS**

Dank für das sehr gute Dossier über Islamismus. Leider gibt es außer EMMA kaum ein Presseorgan, das dem kritisch Rechnung trägt. **MARION**

Liebe Alice Schwarzer, zu Recht schreiben Sie über den Zusammenhang zwischen dem „sich gedemütigt fühlenden Mann“ und der von ihm potentiell ausgehenden privaten und politischen Gewalt. Ich glaube, dass wir instinktiv stets versuchen, Männer vor expliziter Demütigung zu bewahren, nicht zuletzt um uns selbst zu schützen. Ob das nun dünnhäutige Ehemänner, arbeitslose Muslime, oder von der Globalisierung übergangene Mechaniker (die „Angry White Men“) sind: der Staat weiß von der Gewalt, die von ihnen ausgehen kann. Vor einer sich gedemütigt fühlenden Frau schrickt dagegen niemand zurück. Was für ein Staat ist das, der sich so verhält? Der dem ganzen sogar noch zuarbeitet, indem er Hasstiraden im Internet gegen Frauen nicht unter Strafe stellt?

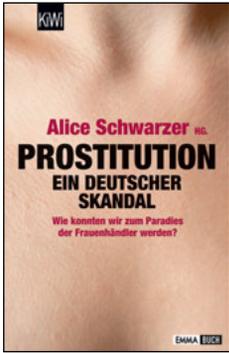
ANNA E. JORDAN, 47, ENGLAND



Wer diesen Rückschritt – Kopftuch im Namen des Islam – gutheißt, hat nichts von der Freiheit der Frauen, die wir heute leben können, verstanden. **SANDRA MÜLLER, 45, ULM**

Die Burkini-Frau am Strand in Nizza muss man nun wirklich nicht als Opfer fieser Männerwillkür hinstellen. Für mich wirkt es, als wolle sie provozieren: Wie weit kann man gehen? Denn in den Tagen davor tobte ja schon die Debatte. Sie schien auch vorbereitet, denn darunter war sie nochmal vollkommen bekleidet. Die Empörung sollte lieber der Zwangsverschleierung und den Kopftüchern gelten. **ELKE GORDON**

Liebe Redaktion, mit der Nummer 5 ist euch wieder eine tolle Ausgabe gelungen! Beim Lesen von „Die Scham ist vorbei“ wird besonders deutlich, wie warm der Schoß noch ist, aus dem all das kriecht, was im Dossier „Islamismus und Türkei“ beschrieben wird. Sehr erfreulich, dass ihr nicht aufhört, vor dem Islamismus und der falschen Toleranz zu warnen. Auch bei uns gibt es noch genug Frauenfeindlichkeit. Kein Wunder, dass diese rückwärtsgewandten Typen, Prediger, KonvertitInnen usw. ein relativ leichtes Spiel haben. **YUTICA CANAL, WIEN**

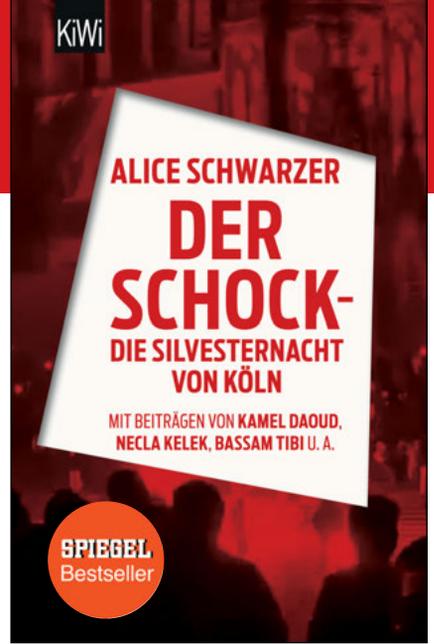


PROSTITUTION

Unentbehrlich für die nicht endende Debatte: Analysen, Stimmen von Prostituierten, Forderungen für ein neues Gesetz! **KiWi, 9.99 €**

BESTSELLER! DER SCHOCK

Köln ist zur Chiffre geworden für einen Kulturschock. Die ganze Welt fragt sich: Was geschah wirklich? Alice Schwarzer hat vor Ort recherchiert. Und vier der sieben Co-AutorInnen sind MuslimInnen. Siehe auch Seite 31: Abogeschken! **KiWi, 7.99 €**



SPIEGEL Bestseller



Die Biografie: vom ersten Tag Alice bis zum ersten Tag EMMA. Alice Schwarzer, wie sie bisher niemand kannte. Mit 107 Fotos, meist privat. **KiWi, 12.99 €**



Der aktuell wieder heiß diskutierte Klassiker von 1975 über Sexualität und Macht (erschienen in neun Sprachen). Aktualisiert. **Fischer, 9.95 €**



Die wichtigsten Islamismus-ExpertInnen analysieren die Lage: von Kreuzberg bis Kabul. Ein unentbehrliches Handbuch zum Problem. **KiWi, 9.95 €**



Der Essay ist eine Antwort auf das Gejammer. Frauen können ihr Leben in die Hand nehmen! In allen Bereichen, ob privat oder politisch. **KiWi, 10 €**



48 Frauen, die Europa geprägt haben, Vorbilder & Idole. Ein prächtiger Bildband. 224 Seiten. Mit Texten von Alice Schwarzer. **Knesebeck, nur 18 €**



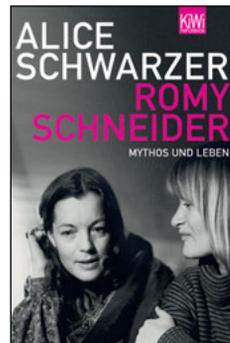
Ein Filmporträt von Alice Schwarzer von 1973: Simone de Beauvoir aus größter Nähe. Dt. & frz. Version, 45 Min + Booklet mit Fotos. **EMMA-DVD, 10 €**



Ein Lesebuch mit Bildern. Texte von Beauvoir, ausgewählt und kommentiert von Schwarzer. Mit einem einleitenden Essay. Hardcover. **Rowohlt, 10 €**



Endlich wieder aufgelegt! Die legendären Gespräche von Schwarzer und Beauvoir, 1972 bis 1982. Über Liebe, Politik & Mütter. **KiWi, 7.95 €**



„Wir sind die beiden meistbeschimpften Frauen in Deutschland“, sagte Romy 1976 zu Alice. Die Biografie. Mit aktuellem Vorwort. **KiWi, 8.99 €**



DER Kultroman zur Frauenliebe, ein Sittenbild der Homosexualität in den 1950er Jahren und große Literatur. **Diogenes, 13 €**

Bücher von Alice Schwarzer

- Der Schock, Hg., TB 7.99 €
- Prostitution, Hg., TB 9.99 €
- Der kleine Unterschied, TB 9.95 €
- Lebenslauf, TB 12.99 €
- Die Gotteskrieger, Hg., TB 9.95 €
- Die Antwort, HC 10 €
- Es reicht! Gegen Sexismus im Beruf, Hg. 8.99 €
- Der große Unterschied, HC 10 €
- Marion Dönhoff, TB 9.99 €
- Romy Schneider, TB 8.99 €
- 30 Jahre EMMA, HC (Versand: nur Deutschland) 15 €
- Beauvoir-Interviews, TB 7.95 €
- Beauvoir-Lesebuch, HC 10 €
- Beauvoir, Filmporträt v. Schwarzer, DVD 10 €

Weitere Bücher

- B. Flitner/A. Schwarzer: Burma 34.95 €
 - Bettina Flitner: Boatpeople 19.80 €
 - B. Flitner: Frauen mit Visionen 18 €
 - Chantal Louis: Ommas Glück 14.99 €
 - Patricia Highsmith: Carol 13 €
- ### Die Jahrespakete
- EMMA-Jahrespaket 2015 (6 Hefte) 15 €
 - EMMA-Jahrespaket 2014 (6 Hefte) 15 €
 - EMMA-Jahrespaket 2013 (6 Hefte) 15 €
- ### Die Hörbücher
- Lebenslauf (6 CDs) 24.95 €
 - Romy Schneider (3 CDs) 9.99 €
 - Marion Dönhoff (3 CDs) 19 €

Bestellung über www.emma.de/shop

EMMA, Shop, Bayenturm, 50678 Köln, Fax 0221/60 60-29, T-14
 So wird bestellt: 1. Gewünschtes ankreuzen. 2. Bar zahlen oder vorab auf EMMA-Konto Postbank Köln, BIC: PBNKDEFF, IBAN: DE56 3701 0050 0500 0505 04 überweisen (Verwendungszweck: Name & Stichwort Shop). **Der Versand innerhalb Deutschlands ist gratis** (ins EU-Ausland zusätzlich 5 €, weiteres Ausland 10 €).

Ich lege Bargeld bei (nur Euro). Ich habe den Betrag überwiesen am:

Vorname, Name (deutlich schreiben) _____

Straße, Nummer _____ Telefon, Geburtsdatum _____

PLZ, Ort _____ Datum, Unterschrift _____

Die lieben KollegInnen

Ein Mann sieht rot – und die ZEIT bietet ihm ein Forum. Sowie Tadel, aber auch Lob von unerwarteter Seite für EMMA & Alice.

Erst EMMA hat jetzt die wahren Zusammenhänge enthüllt. (...) Ich weiß nicht genau, ob es medientheoretische Fachausdrücke für den EMMA-Sprech gibt. „Kontrafaktische Infamie“ vielleicht; oder „Unbelehrbare Hetze“, oder vielleicht auch nur „Beharren auf der Freiheit, verlogene Vorurteile als sachliche Argumente abzugeben“. Der Name ist ja auch egal; es geht um den Inhalt. (...) Auf medienpolitischer Ebene scheint es mir ein wahrhaft erbärmliches Geschäft, nicht mit einem, sondern mit beiden Beinen tief im Sumpf und in den Argumentationsfiguren eines totalitären, antidemokratischen Denkens steckend, das immerzu „entlarvt“, wie verrottet alles wohl sein muss, zu dessen Verständnis einem selbst Wille, Intellekt und mindestens Kenntnis fehlen. Teile der ehemals emanzipatorischen Bewegungen der vergangenen Jahrzehnte haben sich in derart autoritärer, fanatischer und hermetischer Weise in die Bilder ihres ewigen kleinbürgerlich-beschränkten Zukurzgekommenenseins hinein verloren, dass sie schon um der eigenen ökonomischen Existenz willen gar nicht mehr davon ablassen können. Es gibt weder Grund noch Zweck, das aus purer Sentimentalität zu verschweigen. Im Marktsegment des Zukurzgekommenenseins dreht sich das Rad der Bedeutung und des Geldes nur dann weiter, wenn die ganze Welt allein nach Maßgabe des eigenen Filters von „Opfer-

tum“ gedeutet wird. Danach ist jeder Sieg nur eine „Zwischentappe“, jede Niederlage nur ein Produkt der feindlichen Infamie, jede Kritik Propaganda, welcher der Gläubige zu widerstehen hat. Mit der Wirklichkeit haben diese Verschwörungstheorien nichts zu tun. Sie sind dazu geeignet und bestimmt (!), das Recht und die Justiz zu delegitimieren.

Thomas Fischer, amtierender Vorsitzender Richter am Bundesgerichtshof (!) Karlsruhe in seiner „Rechtskolumne“ (!) auf ZEITonline am 1.10.2016

Anm. d. Red.: Siehe dazu auch Alice Schwarzer: „Die desaströsen Folgen des Falles Kachelmann“, Seite 18.

Die Frauenrechtlerin Alice Schwarzer hält die Verurteilung des Modells Gina-Lisa Lohfink wegen falscher Vergewaltigungsvorwürfe für skandalös. Es handele sich um einen von vielen Skandalen beim Umgang der Justiz mit dem dunklen Kapitel Sexualgewalt, sagt die EMMA-Herausgeberin.

Neue Osnabrücker Zeitung, Marion Trimborn

Alice Schwarzer ist in vielen bürgerlichen Milieus als die Frauenrechtlerin, die seit vielen Jahrzehnten an vorderster Front für die Rechte der Frauen in Deutschland, aber auch weltweit kämpft, nicht gerade beliebt. (...) Die andere Seite aber ist: Alice Schwarzer ist klug, intellektuell und belesen. Sie hat etwas zu sagen und ihre Beob-

achtungen sind oft ungeheuer interessant. **Straubinger Tagblatt, Prof. Dr. Martin Balle**

Die 50 wichtigsten (Medien)Macher aus 50 Jahren. Platz 16: Alice Schwarzer. Seit Jahrzehnten gilt ihre EMMA als das Sprachrohr des Feminismus. Ihr Bestseller „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“ gab in den 1970er-Jahren Schwarzer überhaupt erst die finanzielle Möglichkeit, EMMA auf den Markt zu bringen. **Kress Report**

Alice Schwarzer bezieht auch unbequeme Positionen, ist immer zur Auseinandersetzung bereit und argumentiert selbst dann noch, wenn man sie in eine Ecke zu stellen versucht. Sie ist eine akribische Journalistin, schreibt herausragende Bücher und hält ihr Magazin seit mehr als 30 Jahren über Wasser. **Brandeins, Gabriele Fischer (Chefredakteurin)**

Alice Schwarzer würde am liebsten nicht nur die Burka, sondern auch den Minirock verbieten. Das ist immerhin konsequent. **Der Spiegel, Jakob Augstein**

Wer heutzutage mit jungen Frauen spricht, erntet in Bezug auf Themen wie Frauenquote oder Gleichstellung der Geschlechter bestenfalls ein müdes Schulterzucken. (...) Diese Beobachtung gilt gerade auch für die jungen Frauen von heute, für die ohne Helene Lange und Clara Zetkin (Erste

Frauenbewegung), ohne Simone de Beauvoir und Alice Schwarzer (Neue Frauenbewegung) kaum eine höhere Bildung und sicher keine erfolgreiche berufliche Karriere möglich sein würde. **Rheinische Post, Prof. Heiner Barz (Heine-Universität Düsseldorf)**

Bisher gab mir das Leben keinen Grund, mich mit Genderfragen zu beschäftigen. Nun macht mich meine Tochter zur Feministin. Ich dachte, wir wären weiter. Nach fast hundert Jahren Frauenwahlrecht, nach Simone de Beauvoir und Alice Schwarzer, nach „Wir haben abgetrieben“, nach #aufschrei und Diskussionen über das Binnen-I. Ich wollte in meinen Texten keine FreundInnen oder AnwältInnen, ich fand das hässlich, außerdem gab es doch größere Probleme, aber allein die Freiheit, das große I zu verwenden, hielt ich für einen Fortschritt. Dann wurde ich Mutter. Und stellte fest: Die meisten denken noch immer, dass Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. **Die Zeit, Emilia Smechowski**

Alice Schwarzer – Frauenrechtlerin, Wuppertalerin: An ihr kommt man nicht vorbei, selbst wenn man sie nicht unbedingt liebt. Die Herausgeberin des Magazins EMMA ist ein Urgestein der Frauenbewegung – und viele haben sich an diesem Gestein die Zähne ausgebissen. **Westdeutsche Allgemeine Zeitung**

EMMA

Emma Frauenverlags GmbH
Bayenturm, 50678 Köln

Redaktion 0221/60 60 60-0
Fax -29

redaktion@emma.de
www.emma.de

Büro Schwarzer Fax -29
www.aliceschwarzer.de



EMMA ist erhältlich im Bahnhofs- und Flughafenbuchhandel in Deutschland, Österreich und der Schweiz

Herausgeberin
Alice Schwarzer

Cartoon Franziska Becker
Grafik Irina Rasimus,
Silvia Kretschmer

Repräsentanz Markenwerbung
Getz & Getz Medienvertretung,
T 02205/8 61 79, Fax 8 56 09,
info@getz-medien.de

Abonnements
Inland: 45 €, Ausland: 45 € (75 Sfr)
zzgl. Versandkosten, außer A und CH.
EMMA-LeserInnen-Service,
Postfach 810640, 70523 Stuttgart,
T 0711/72 52-285, Fax -333,
emma@zenit-presse.de

Rechte
Alle Rechte vorbehalten. Copyright aller Beiträge bei EMMA. Für namentlich gezeichnete Beiträge sind AutorInnen selbst verantwortlich. Für unaufgeforderte Texte und Fotos keine Haftung. Rücksendung nur bei frankiertem Umschlag.

Büro der Herausgeberin
Margitta Hösel
Redaktion Alice Schwarzer,
Alexandra Eul, Chantal
Louis, Angelika Mallmann,
Margitta Hösel

Titel Hannah Wilke
Collection & Archive,
Los Angeles. © Scharlatt,
Wien, 2016,
Sammlung Verbund, Wien;
Hans Braxmeier/pixabay

Lithographie
purpur, Köln
Druck
L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG
DruckMedien, Geldern

Bankverbindung
EMMA-Verlag, Sparkasse KölnBonn
IBAN DE 63 3705 0198 0017 9929 75
BIC COLSDE33

EMMA erscheint zweimonatlich,
jeweils am letzten Donnerstag eines
jeden geraden Monats. Die nächste
Ausgabe erscheint am 15. Dezember 2016.
Einzelverkaufspreis 7.50 €

LeserInnenbrief-Redaktion
Angelika Mallmann,
briefe@emma.de

Verlag T - 14, Fax -29
Anett Keller (Leitung)

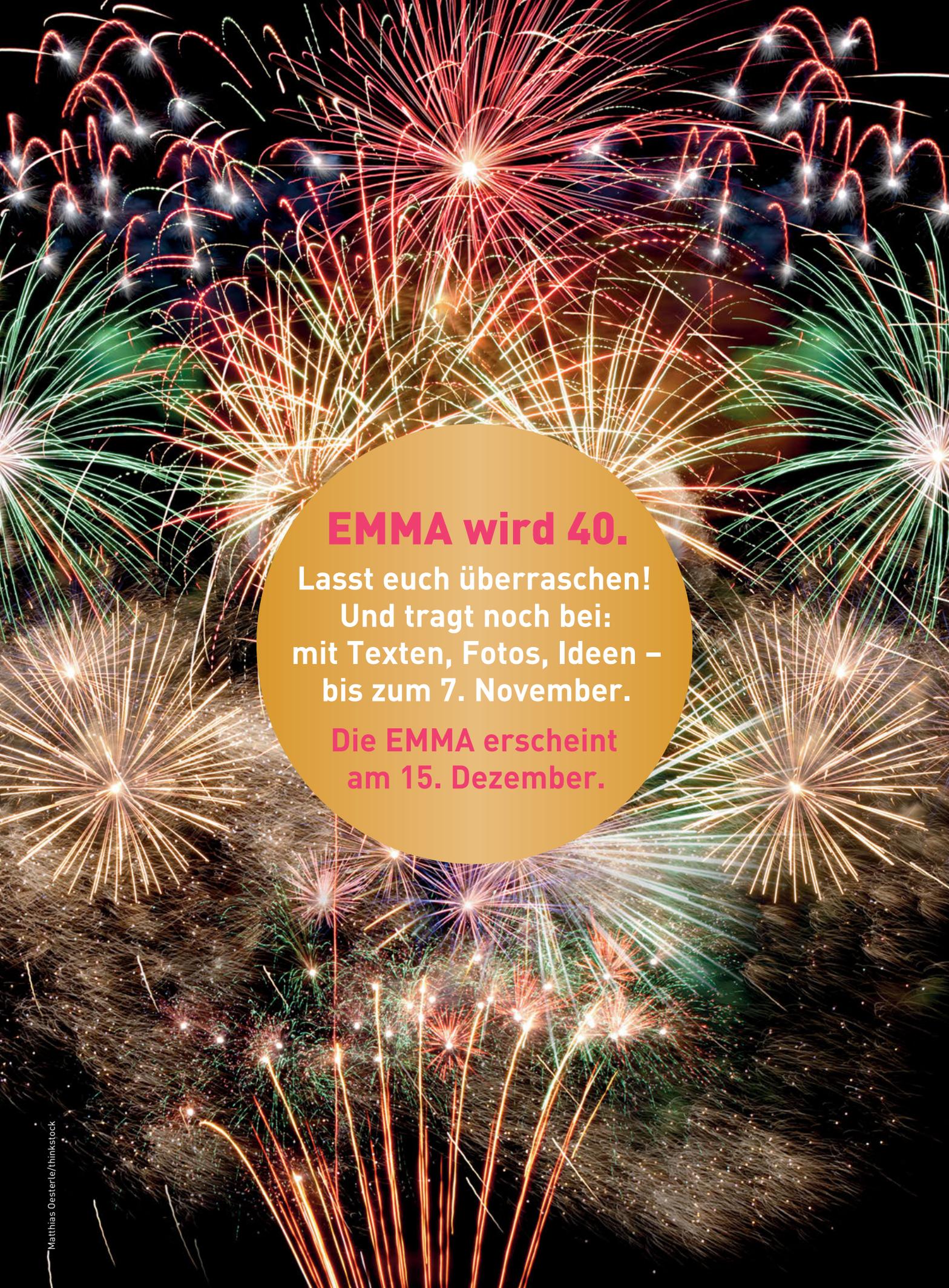
Vertrieb
PARTNER Medienservices GmbH,
PF 810420, 70521 Stuttgart

Register-Nr. HRB 7742 Köln
UID-Nr. DE 122 777 305

Ersterscheinungstag als Monatszeit-
schrift: 26.1.1977

Online-Redaktion
onlineredaktion@emma.de

(Klein)Anzeigen, Shop & Marktplatz T - 14, Fax -29



EMMA wird 40.

Lasst euch überraschen!
Und tragt noch bei:
mit Texten, Fotos, Ideen –
bis zum 7. November.

**Die EMMA erscheint
am 15. Dezember.**

DIE LETZTEN EMMAs aus dem Jahr 2015 Jetzt bestellen! 696 Seiten für 15 €



**EMMA 2015
6 Hefte nur
15 EURO**



**Sechs EMMA-Ausgaben,
das komplette Jahr 2015.
Für nur 15 Euro (statt 45).
Versand kostenlos.
696 Seiten Fakten,
Ideen, Meinungen.**

An: EMMA, Bayenturm, 50678 Köln, Fax 0221/60 60 60-29, shop@emma.de oder auf www.emma.de

Ja, ich bestelle den EMMA-Jahrgang 2015 für nur 15 € gesamt (6 Hefte). Versand gratis (ins EU-Ausland 5 €, Schweiz 10 €).

- Ich lege einen Scheck bei (nur Inland).
- Ich habe den Betrag am auf das EMMA-Konto Postbank Köln,
IBAN: DE56 3701 0050 0500 0505 04, BIC: PBNKDEFFxxx überwiesen.
- Ich lege Bargeld bei.

Name, Vorname Straße, Hausnummer PLZ/Ort

Telefon, E-Mail Datum, Unterschrift